

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus
und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten.
Teil 1.

Herausgegeben von
Kersten Krüger

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 1

Universität Rostock 2007

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber: Der Rektor der Universität Rostock

Redaktion und Druckvorlage: Prof. Dr. Kersten Krüger

Einband: Medienzentrum der Universität Rostock

Druck und Herstellung: Universitätsdruckerei Rostock 789-07

Copyright 2007 by Universität Rostock

ISBN 978-3-86009-01-5

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock
Universitätsarchiv
Universitätsplatz 1
18051 Rostock
Telefon: +49-381 498 8621
Fax: +49-381 498 8622

Inhalt

Thomas Strothotte	Seite
Geleitwort	5
Kersten Krüger	
Einleitung	7
Rektoren	
Daniel Münzner	
Die Stellung der Rektoren in der Universität Rostock	11
Günter Heidorn	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	19
Zeitzeugenbericht am 17. November 2006	21
Die III. Hochschulreform – Versuch einer Verbesserung der Leitung und Planung im Hochschulwesen der DDR	40
Gerhard Maeß	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	44
Zeitzeugenbericht am 19. Januar 2007	47
Günther Wildenhain	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	78
Zeitzeugenbericht am 19. Januar 2007	80
Agrarwissenschaften	
Daniel Kötzing	
Die Agrarwissenschaften an der Universität Rostock	105
Horst Pätzold	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	107
Zeitzeugenbericht am 3. November 2006	109
Biologie	
Ernst-Albert Arndt	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	137
Zeitzeugenbericht am 24. November 2006	140
Ronny Kietzmann und Lars Tschirschwitz	
Landwirtschaftliche Fakultät und Forschungsinstitut Groß Lüsewitz	162
Gerhard Meinl	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	164
Zeitzeugenbericht am 10. November 2006	166

Chemie

Carl Christian Wahrmann

Die Entwicklung der Chemie an der Universität Rostock 190

Helmut Kristen

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 192

Zeitzeugenbericht am 1. Dezember 2006 195

Geschichte

Hilde Michael

Das Fach Geschichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis 1989 228

Martin Guntau

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 230

Zeitzeugenbericht am 5. Januar 2007

Von der Mineralogie zur Wissenschaftsgeschichte 233

Georg Moll

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 258

Zeitzeugenbericht am 22. Dezember 2006 260

Rostocker Universitätszeitung vom 22. Juni 1990 286

Mathematik

Daniel Reißmann

Das Fach Mathematik 289

Wolfgang Engel

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 291

Zeitzeugenbericht am 8. Dezember 2006 295

Soziologie

Christian Hall und Daniel Münzner

Die Begründung der Soziologie an der Universität Rostock 316

Peter Voigt

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 320

Zeitzeugenbericht am 12. Januar 2007 322

Ostsee-Zeitung vom 31.03./01.04.1984 345

Tropenmedizin

Ute Eigenstetter

Die Tropenmedizin an der Universität Rostock 349

Kurt Ziegler

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium 351

Zeitzeugenbericht am 15. Dezember 2006 353

Register der Zeitzeugen und Protokollanten

371

Geleitwort

Die Universität Rostock eröffnet mit den *Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte* eine neue Veröffentlichungsreihe, die für universitätshistorische Arbeiten – vornehmlich für Rostock, aber auch für andere Universitäten – zur Verfügung stehen soll. In diesem Sinne wirft auch hier das Universitätsjubiläum von 2019 seinen Schatten voraus. Denn um zu einer neuen Geschichte unserer dann 600jährigen Universität zu gelangen, bedarf es vieler Einzelstudien zu Teilbereichen ihrer Entwicklung, und die neue Reihe bietet die Möglichkeit der Veröffentlichung und kritischer Diskussion neuer Erkenntnisse.

Um größtmögliche Verbreitung zu erreichen, erscheinen die Bände in der Digitalen Bibliothek der Universitätsbibliothek, das heißt sie stehen allen Interessierten global über das Internet kostenfrei zur Verfügung. Eine kleine Anzahl von Belegexemplaren wird in einer Startauflage konventionell gedruckt. Darüber hinaus erhalten alle Interessierten auf Anforderung gedruckte Exemplare gegen Erstattung der reinen Druckkosten. Diese Form der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen ist mittlerweile der international übliche Standard.

Inhaltlich stehen die “Rostocker Studien” dem weiten Feld der Universitätsforschung offen. Die Herausgeberschaft der gesamten Reihe liegt beim Rektor der Universität, die der einzelnen Bände beim jeweiligen Leiter der Forschungsstelle Universitätsgeschichte und gleichzeitig Vorsitzenden der Kommission zur Vorbereitung des Jubiläums 2019 in Verbindung mit dem Universitätsarchiv. Der vorliegende erste Band ist Zeitzeugen gewidmet, die in Diskussionsrunden eines Seminars über ihr Leben, über ihre Aktivitäten an unserer Universität zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung berichtet haben. Zeitzeugenberichte erbringen wertvolle Erkenntnisse dort, wo Schriftquellen versagen. Sie stellen immer eine wichtige ergänzende Dokumentation dar. Damit sie im vorliegenden Band möglichst authentisch bleibt, sind die Tonaufzeichnungen der Vorträge und Diskussionen beigelegt. Das ist eine inhaltliche Innovation.

Es bleibt mir, allen Beteiligten der neuen Reihe, insbesondere ihres ersten Bandes meine Anerkennung und meinen Dank für ihre Aktivitäten auszusprechen. Den *Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte* wünsche ich Erkenntnisfortschritte und Erfolg. Sie mögen der Wissenschaft dienen.

Thomas Strothotte, Rektor, im September 2007.

Einleitung

Unter dem Titel “Universitätsgeschichte und Zeitzeugen” findet im Fach Geschichte seit dem Wintersemester 2006/2007 eine Serie von drei Seminaren statt, die im Wintersemester 2007/2008 zum Abschluss kommt. Methodischer Ausgangspunkt ist die Erfahrung, dass in den schriftlich überlieferten Quellen überwiegend die großen Haupt- und Staatsaktionen dokumentiert sind, nicht die Lebenswirklichkeit, nicht der Alltag der einzelnen Menschen, die sich in den politisch und gesellschaftlich gesetzten Rahmenbedingungen zurechtfinden und ihre Existenz gestalten mussten und wollten. In der Geschichtswissenschaft ist die aus dem angelsächsischen Raum kommende *Oral History*, die mündliche Geschichtsüberlieferung, eine etablierte Forschungsrichtung, die insbesondere bei der Analyse von Diktaturen wertvolle Erkenntnisfortschritte erbringt,¹ weil Schriftquellen meistens die offiziell erlaubten Tatsachen und Meinungen wiedergeben, während die erlebte oder gar erlittene Wirklichkeit erst durch mündliche Berichte in Erfahrung zu bringen ist. Allerdings sind Zeitzeugenberichte durch persönliche Wertungen und Selektion der Fakten beeinflusst. Das ist unvermeidbar und kein Mangel. Sie geben nicht – oder zumindest nicht immer – die Vergangenheit objektiv wieder, sondern notwendig vermischt mit subjektiven Wahrnehmungen und Selektionen. Doch darin liegt auch ihr besonderer Wert, indem sie individuelle Motive und Wertbeziehungen dokumentieren. Sie bedürfen noch quellenkritischer Analyse, damit sie zur Rekonstruktion vergangener Realität beitragen können. Aber schon jetzt sind sie wertvolle Dokumente gelebter Weltbilder.

Der Kritische Rationalismus spricht hier von der Scheinwerfertheorie menschlicher Erkenntnis, die notwendig standortgebunden ist und die Vergangenheit in einem dadurch bestimmten Licht erscheinen lässt, während ein anderer Standpunkt die Sicht verändert.² Erkenntnisfortschritte sind dennoch möglich, indem Teilwahrheiten so lange Gültigkeit beanspruchen können, bis sie in freier kritischer Diskussion falsifiziert und durch neue Ergebnisse überholt werden.

Diskussionen über die Rolle und Bedeutung der Universität Rostock in der Zeit des Sozialismus nach 1945 und während der Hochschulerneuerung nach 1990 lösen noch immer Kontroversen aus, die häufig emotional bestimmt sind und

¹ Vgl. Mrotzek, Fred: Das zeitgeschichtliche Erinnerungsinterview. In: Lebensläufe im Schatten der Macht. Zeitzeugeninterviews aus dem Norden der DDR. Hrsg. v. Werner Müller. Schwerin 1998, S. 17-28.

² Etwa Popper, Karl: Hat die Weltgeschichte einen Sinn? In: Ders.: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band 2. Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen. 1. Auflage Bern und München 1958. Hier 2. Auflage 1970, S. 320-347, besonders. S. 322, 342.

Toleranz des Andersdenkenden vermissen lassen. Gibt es überhaupt die Chance, auf der Basis gegebener Tatsachen zu gültigen Urteilen zu gelangen? Die Hoffnung, künftige Generationen würden das im zeitlichen Abstand schon schaffen, trägt. Denn viele der heute noch möglichen Informationen werden dann verloren sein. Wir müssen also Zeitzeugen befragen, solange sie uns Auskunft geben wollen und können, über ihre Lebenswelt und Lebenswirklichkeit in einer Epoche, die unterschiedliche Wege wies und kontrovers beurteilt wird. Zeitzeugen leisten wichtige Beiträge zur Grundlagenforschung, ohne die ein künftiges ausgewogenes Urteil nicht möglich sein wird.³

Die Seminare gehen von folgenden Fragstellungen aus: War die Universität Rostock, die Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, eine sozialistische Hochschule oder eine Hochschule im Sozialismus? Gab es typische Lebens- und Karrieremuster der Hochschullehrer? Welche wissenschaftlichen Leistungen wurden an ihr erbracht? Welchen Einfluss übten Staat und Partei aus? Wer trug die Hochschulerneuerung nach 1990? Welche Bedeutung hatte die Wiedereinführung der Freiheit von Forschung und Lehre?

Der Versuch, die Zeitzeugen durch einen vorgegebenen Fragenkatalog zu leiten, war wenig erfolgreich. Zu individuell zeigten sich die Lebensläufe, als dass sie sich in ein Frageschema pressen ließen. Hingegen erwies sich die Form der Veranstaltung, das Seminar, als außerordentlich förderlich. Die Zeitzeugen gaben eingangs eine autobiografische Notiz von etwa einer halben Stunde und stellten sich dann den Rückfragen der Studierenden. Gerade die Diskussion zwischen den Generationen erbrachte nicht nur ein erweitertes Spektrum von Fakten und Zusammenhängen, sondern ein wachsendes Verständnis für einander und Einsicht in bisher verdeckte Schichten der Motive und Wertorientierungen der in der jüngsten Vergangenheit aktiven Hochschullehrer. Toleranz, auch das Verstehen des Andersdenkenden entwickelten sich – das war nicht der geplante, wiewohl der erhoffte Effekt der Seminare, mit dem die Einheit von Lehre und Forschung glücklich erreicht wurde.

Erste Ergebnisse lassen sich nennen. Eine sozialistische Hochschule war die Universität Rostock weder in der Zeit der SBZ noch der DDR, von einer Hochschule im Sozialismus lässt sich allerdings sprechen. Unter den Hochschullehrern gab es regelrecht Bilderbuchkarrieren des Sozialismus, also den Aufstieg aus der Arbeiterschaft zur Professur durch eigene Leistung und gesellschaftspolitisch gewollte Förderung. Die überwiegende Mehrheit der Professoren kam allerdings aus bürgerlichen Familien und integrierte sich auf unterschiedlichen Stufen in das gesellschaftliche System. Gemeinsam war ihnen das Trauma des Krieges mit der Not einer neuen Orientierung nach dem Krieg. Einige gingen bewusst den Weg in

³ Als Beispiel für ein ähnliches Projekt sei genannt: Steinbach, Matthias: Universitätserfahrung Ost. DDR-Hochschullehrer im Gespräch. Jena 2005.

das neue System des Sozialismus mit seinem Angebot von Frieden und Gerechtigkeit, andere misstrauten diesen propagierten Werten und blieben bürgerlich gesinnt, wiewohl weder antisozialistisch noch antisowjetisch. Entscheidend und gemeinsam war allen die wissenschaftliche Leistung. Diese wurde honoriert, und die Universität erlebte zudem einen beachtlichen Ausbau, vornehmlich in den naturwissenschaftlichen und technischen Fächern. Ohne Zweifel nahmen Partei, Staat und Staatssicherheit die Universität immer fester in den Griff. Die Überwachung gelangte bisweilen zu atemberaubender Dichte und Detailkenntnissen, die jederzeit als Herrschaftsinstrumente eingesetzt werden konnten. Renitenz, Resistenz oder Opposition wurden in breiter Skala geahndet – reichend von Behinderung oder Verhinderung beruflicher Karrieren bis zu langjährigen Gefängnisstrafen, in Einzelfällen bis zur Todesstrafe (Arno Esch 1951).

Dennoch bleibt festzuhalten, dass an der Universität Rostock herausragende wissenschaftliche Leistungen in Forschung und Lehre erbracht wurden, und zwar von vielen Wissenschaftlern und unabhängig von ihrer sozialen Herkunft oder politischen Orientierung. Die Hochschulerneuerung brachte einerseits den bisweilen rauschhaft erlebten Aufbruch in die Freiheit von Forschung und Lehre, andererseits die harte Realität von Personalabbau bei steigenden Studentenzahlen und Einsparzwängen. Bei allen Unterschieden bleibt die Identifikation mit der Universität Rostock.

Die beteiligten Zeitzeugen stellen in gewissem Sinne eine – scherzhaft gesprochen – Zufallsstichprobe dar. Es sind diejenigen Hochschullehrer und Absolventen, die erreichbar und zugleich bereit waren mitzuwirken. Ihnen sei auch an dieser Stelle für ihre Mühen mit der Vorbereitung der Sitzungen, für ihre Geduld in den Fragerunden und für die Korrektur ihrer Beiträge herzlich gedankt. Dass ihnen die Beschäftigung mit der je eigenen Vergangenheit nicht immer leicht fiel, war spürbar und verdient hohe Anerkennung.

Im ersten Seminar des Wintersemesters 2006/2007 berichteten folgende Professoren (in zeitlicher Reihenfolge): Horst Pätzold (Agrarwissenschaften), Gerhard Meinel (Biologie), Günter Heidorn (Geschichte, Rektorat), Ernst-Albert Arndt (Biologie), Helmut Kristen (Chemie), Wolfgang Engel (Mathematik), Kurt Ziegler (Tropenmedizin), Georg Moll (Geschichte), Martin Guntau (Wissenschaftsgeschichte), Peter Voigt (Soziologie), Gerhard Maeß (Mathematik, Rektorat) und Günther Wildenhain (Mathematik, Rektorat). Im Sommersemester 2007 folgten die Professoren: Kersten Krüger (Geschichte), Hans Jürgen Wendel (Philosophie, Rektorat), Gert Haendler (Theologie), Ingo Richter (Medizin), Horst Klinkmann (Medizin), Konrad Zimmermann (Klassische Archäologie) und Edith Buchholz (Sprachwissenschaft); hinzu kamen Kanzler Joachim Wittern sowie als Absolventen: Staatssekretär Udo Michallik (Bildungsministerium) und Dr. Fred Mrotzek (Geschichte). Im Wintersemester 2007/2008 findet die abschließende Runde statt.

Die Berichte sowie die Diskussionen wurden auf Tonträger aufgenommen und wortgetreu transkribiert. Die Abschrift der autobiografischen Vorträge geschah – soweit nicht anders vermerkt – im Historischen Institut durch Frau Gina Schäfer, der auch an dieser Stelle Dank gesagt sei. Die Diskussionsprotokolle erstellten Studierende, die zugleich redaktionelle Überarbeitungen und ergänzende Recherchen vornahmen. Die Texte gingen in mehreren Umgängen den Zeitzeugen zur Korrektur und Autorisierung zu. Für abschließendes Korrekturlesen sei auch an dieser Stelle Herrn Kollegen Horst Pätzold gedankt. Das gesprochene Wort zeigt sich nur selten druckfähig im Sinne einer gut lesbaren Schriftsprache. So war es notwendig, die Vorträge wie die Diskussionsprotokolle stilistisch zu überarbeiten und bisweilen zu straffen. Das brachte erheblichen Arbeitsaufwand mit sich. Eine inhaltliche Veränderung oder gar Verfälschung der mündlichen Aussagen gab es dabei jedoch nicht. Damit alle Leser dieses selbstständig überprüfen oder sich einen unmittelbaren Eindruck der Seminarsitzungen verschaffen können, sind die Tonaufzeichnungen dem Band beigelegt. Sie sind frei verfügbar.

Die Endversionen der Vorträge und Diskussionen werden nun in der neuen Reihe der *Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte* veröffentlicht. Der erste Band dokumentiert das Wintersemester 2006/2007. Die Beiträge erscheinen nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern in fachlicher Gruppierung. Voran gehen die Rektoren, gefolgt von den Fächern in alphabetischer Reihenfolge. Sofern angebracht, geht jeder Gruppe eine Kurzbeschreibung ihrer Fächer oder Funktionen voran. Die Zeitzeugen werden mit einer biografischen Notiz vorgestellt, in der Regel einem Auszug aus dem *Catalogus Professorum Rostochiensium*.

Die *Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte* stehen in der Digitalen Bibliothek der Universitätsbibliothek und können auf Anforderung ausgedruckt werden. Damit geht die Dokumentation der Zeitzeugenberichte neue Wege. Wir hoffen auf größtmögliche Verbreitung.

Kersten Krüger, im September 2007.

Die Stellung der Rektoren in der Universität Rostock

Von Daniel Münzner

Die Universität Rostock wurde im Jahr 1419 gegründet, zu einer Zeit, als auch in der Universität die genossenschaftlichen Prinzipien mittelalterlicher Gemeinformen durch Formen herrschaftlicher Obrigkeit ersetzt worden waren. Sichtbar wurde diese Macht an den Insignien.¹ Zepter, Kette, und Rektorhut begleiten noch heute den Rostocker Rektor zu seiner Investitur. Abgesehen von der dunklen Zeit des Nationalsozialismus war der Rektor der Universität Rostock trotz allen monarchischen Zeremonien und Traditionen fast immer der Kontrolle durch das *concilium* oder den Senat unterworfen. Der jeweilige Kanzler, Kurator bzw. Regierungsbevollmächtigte verfügte auch über zum Teil erheblichen Einfluss in der Universität. In diesem Spannungsfeld gilt es, die Stellung der Rostocker Rektoren zu beschreiben.

1. Die spätmittelalterliche Universität Rostock

In den ältesten Rostocker Statuten wurde der mittelalterlichen Universitätstradition folgend der korporative Charakter der *universitas* betont. Der Rektor bekam jedoch für die kurze Amtszeit von einem Semester die volle Regierungsgewalt vom *concilium*, der versammelten Professorenschaft, übertragen. Fakultäten und Dekane waren ihm unterstellt und ein neu immatrikulierter Student hatte dem Rektor einen Eid zu leisten. Darin versprach er, dem Rektor gegenüber Gehorsam zu üben und die Statuten der Universität zu achten. Zudem übte der Rektor die Gerichtsbarkeit über die nichtkirchlichen Mitglieder der Universität aus. Dabei war er an die Statuten der Universität gebunden, über deren Einhaltung ein ebenfalls halbjährlich bestimmter Promotor wachte.² Die einzelnen Professoren waren vermutlich dennoch relativ unabhängig, allein weil sie häufig finanziell über kirchliche Pfründen oder Nebentätigkeiten abgesichert waren.³ Mit der Gründungsurkunde war der Bischof von Schwerin zum Kanzler der Universität Rostock bestimmt worden. Auch wenn der Bischof diesen Titel nur ehrenhalber trug,

¹ Schwinges, Rainer Ch.: Rektorwahlen. Ein Beitrag zur Verfassungs-, Sozial- und Universitätsgeschichte des alten Reiches im 15. Jahrhundert, Sigmaringen 1992, S. 11ff.

² Heidorn, Günter [u.a.] (Hrsg.): Die Geschichte der Universität Rostock 1419-1969; Festschrift zur Fünfhundert-Fünfzig-Jahr-Feier der Universität, Bd. 1, Berlin 1969, S. 10f.

³ Asche, Matthias: Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule; Das regionale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500-1800), Stuttgart 2000, S. 575ff.

so oblag ihm oder seinem Vertreter die Verleihung der akademischen Grade.⁴ Die Lehre, das *studium generale*, zählte man in den Machtbereich der päpstlichen Kirche, aus dem sich die Universitäten zu lösen begannen.⁵

2. Autonomieverlust in der Reformation

Mit der Reformation entzog sich die Universität nicht nur dem päpstlichen Einfluss, sie verlor auch ihre durch die päpstliche Gründungsurkunde manifestierte Sonderstellung und wurde langfristig in den frühmodernen Staat eingebunden.⁶ Die Universität Rostock war seit ihrer Gründung immer wieder Streitobjekt ihrer beiden Patrone, der Stadt und des Herzogs. Im „Dreifrontenkrieg, zwischen Rostocker Rat und Mecklenburgischen Herzögen“⁷, den Sabine Pettke ausmacht, spielten die Rostocker Rektoren keine nennenswerte Rolle. Vielmehr erhielt die Stadt Rostock durch die Einsetzung von zwei städtischen Vertretern im Konzil und durch die verweigerte Gleichberechtigung der vom Herzog ernannten Professoren erheblichen Einfluss. Erst mit der *Formula Concordiae* wurde 1563 der Streit beigelegt und die Macht über die Universität zwischen Landesherren und Stadt geteilt.⁸ Die Reformation hatte die Universität insgesamt entmachtet. Die mecklenburgischen Herzöge waren Rechtsnachfolger der Schweriner Bischöfe und damit Kanzler der Universität geworden, die Universität hatte ihren Einfluss auf die Neuberufungen verloren. Bei der folgenden Reform der Universität wurden aber nur die Statuten der Fakultäten verändert.⁹ Der Einfluss eines Rektors war offenbar sehr von seiner Persönlichkeit abhängig. Unter den Rektoraten des Humanisten und Universitätsreformer David Chytraeus wurde die Universität Rostock zur bedeutenden Größe im Ostseeraum.¹⁰

⁴ Wandt, Bernhard: Kanzler, Vizekanzler und Regierungsbevollmächtigte an der Universität Rostock 1419-1870, Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte, Diss. phil. Rostock 1969, S. 73.

⁵ Eissfeldt, Otto: Rektor; Geschichte und Bedeutung des Universitätsrektorenamtes. In: *Studium Generale* 5 (1952), S. 384-392. Hier: S. 388.

⁶ Wandt, S. 104 (Anm. 4). Asche, S. 39 (Anm. 3).

⁷ Pettke, Sabine: Ein Gutachten des Lübecker Superintendenten Hermann Bonuns zur Reform der Universität in Rostock (1533). In: *Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte* 44 (1989), S.97-97. Hier: S. 94.

⁸ Heidorn, S. 26 ff (Anm. 2).

⁹ Asche, S. 56f (Anm. 3).

¹⁰ Brosig, Elisabeth: David Chytraeus; Rektor 1563, 1567, 1573, 1585, 1597. In: Hartwig, Angela; Schmidt, Tilmann (Hrsg.): *Die Rektoren der Universität Rostock 1419-2000*, Rostock 2000 (Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock 23) S. 78.

3. Die Spaltung in Rostock und Bützow

Anders hingegen war das Wirken von Herzog Friedrich dem Frommen von Mecklenburg. Dieser war auf Betreiben seines Vaters als Rektor in den Jahren 1748-1756 eingesetzt worden. Die Amtsgeschäfte übernahmen in dieser Zeit allein die Prorektoren und wohl das einzige, was der spätere Herzog Friedrich für die Universität Rostock leistete, war nach seiner Zeit als Rektor die Gründung der Konkurrenzuniversität in Bützow 1760.¹¹ Nach der *Formula Concordiae* von 1563 hatte es immer wieder kleinere Auseinandersetzungen zwischen Herzog und Stadt gegeben. Im Bestreben, die lutherische Lehre an der Universität Rostock zurückzudrängen, erwirkte der pietistische Herzog das kaiserliche Privileg zur Gründung einer Universität in Bützow. Besonders nachteilig erwies sich aber, dass der Herzog in seiner Funktion als Kanzler der Universität die Verleihung der akademischen Grade verweigerte.

4. Die Entmachtung des Rektors in der Zeit der Restauration

Mit dem neuen Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich wurden beide Universitäten 1789 vereinigt und neue zunächst provisorische Statuten erlassen.¹² Für die Stellung des Rektors war das Jahr 1798 ebenfalls entscheidend. Die Amtszeit wurde auf ein Jahr verlängert und durch die Einführung eines Kurators die Basis für die Entmachtung des Rektors gelegt. War der Kurator zunächst zur Kontrolle des Neuaufbaus vom Herzog berufen worden, so erfolgte nach den Karlsbader Beschlüssen durch die zwangsweise Einführung eines Regierungsbevollmächtigten die Verstaatlichung der Universitätsverwaltung.¹³ Dem Rektor wurde 1834 die Verwaltung des Universitätsvermögens zu Gunsten einer vom Regierungsbevollmächtigten geführten Kommission entzogen und mit den Universitätsstatuten von 1838 verlor er einen Teil seiner Aufgaben an das neu geschaffene *engere Concilium*. Diesem Gremium gehörten neben dem Rektor seine Vorgänger, Nachfolger und der *Assessor perpetuus*, ein auf Lebenszeit ernannter juristischer Berater, an.¹⁴ Das *engere Concilium* übernahm vom Rektor die „civil und criminal Jurisdiction“ sowie die Disziplinargewalt über die Nichtstudierenden.¹⁵ Für das späte 19. Jahrhundert und das Kaiserreich lässt sich eine weitgehende Kontinuität in den

¹¹ Stuth, Steffen: Herzog Friedrich der Fromme von Mecklenburg; Rektor 1748-1756. In: Hartwig; Schmidt: Die Rektoren, S. 117.

¹² Asche, S. 74ff (Anm. 3).

¹³ Wandt, S. 60ff (Anm. 4).

¹⁴ Statuten für die Landes-Universität zu Rostock, 1838, UAR R I A 32.

¹⁵ Ebd. § 51f.

Strukturen der Universität feststellen. Die Satzung der Universität Rostock aus dem Jahr 1904 ist fast identisch mit der aus dem Jahr 1838.¹⁶

5. Die verspätete Universitätsreform in der Weimarer Republik

Seit Beginn der Weimarer Republik gab es Bestrebungen, den obrigkeitsstaatlichen Geist der Ordinarienuniversität aufzulösen. Zentrales Anliegen war es, auch nicht professorale Mitglieder in das Konzil zu entsenden. Die endgültige Satzung, nach ihrem maßgeblichen Förderer als Brunstäd-Verfassung bekannt, trat aber erst im Juli 1932 in Kraft, kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten.¹⁷ Kernstück der Reform war die Überführung des *engeren Conciliums* in einen personell erheblich erweiterten Senat. Ihm oblagen die Kontrolle der Konzilsbeschlüsse und die Vermögensverwaltung der Universität.¹⁸ Die Brunstäd-Verfassung führte die Prinzipien der parlamentarischen Demokratie in die Rostocker Universität ein. Erstmals wurde der Rektor einer konsequenten hochschulparlamentarischen Kontrolle unterworfen – eine Reform, die 14 Jahre zu spät erfolgte.

6. Das Ende der universitären Demokratie in vorseilendem Gehorsam

Die Universität Rostock war während der Machtübernahme Hitlers vom nationalsozialistischen Geist durchsetzt.¹⁹ Bereits im Juni 1933 beschloss das Konzil in vorseilendem Gehorsam²⁰ das Ende der universitären Demokratie. Dem Rektor wurden die Kompetenzen von Konzil und Senat übertragen.²¹ Der damalige Rektor rühmte sich sogar, die Rostocker „Dozentschaft [habe] als erste in Deutschland dem Führergedanken zum Sieg verholfen“.²²

In der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur war der Rektor „Führer der Hochschule“ und unterstand seinerseits dem Reichswissenschaftsminister. Der Rektor

¹⁶ Satzung für die Landesuniversität zu Rostock, 1904, UAR R 1 B 1.

¹⁷ Heidorn, S. 225f (Anm. 2).

¹⁸ Satzung der Universität Rostock, 1932, UAR R 1 B 1.

¹⁹ So fand in Rostock im Gegensatz zu vielen anderen Hochschulen kein Exodus von Wissenschaftlern statt. Vgl.: Grüttner, Michael, Kinas, Sven: Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933-1945. In: VfZ 55 (2007) 1, S. 123-186.

²⁰ Das zuständige Ministerium war zunächst lediglich bereit die vorgeschlagene Einführung des Führerprinzips befristet zu genehmigen. Vgl.: Mecklenburg-Schwerinisches Ministerium für Unterricht, An den Regierungsbevollmächtigten der Universität Rostock, 3. Juli 1935, UAR R 1 B 60/4.

²¹ Protokollauszug des Gesamtkonzils am 21. Juni 1933, UAR R 1 B 60/4.

²² Zit. n. Heidorn, S. 240 (Anm. 2).

allein entschied über Prorektoren und die Dekane, die Ernennung erfolgte aber erst durch den Minister.²³ Ein Senat stand dem Rektor beratend zur Seite und wurde nur auf Verlangen des Rektors einberufen.²⁴

7. Das Prinzip der Einzelleitung in der sozialistischen Hochschule

Nach Ende des zweiten Weltkrieges stand die Universität Rostock zunächst unter Verwaltung der Besatzungsmacht. Mit der Gründung der DDR erhielt die Universität ihre Eigenständigkeit zurück. Die von der Deutschen Verwaltung für Volksbildung (DVV) erlassene Satzung übertrug jedoch entgegen den Vorstellungen der Rostocker Professoren dem Rektor die alleinige Verantwortung für die Universität.²⁵ Mit der zweiten Hochschulreform Anfang der fünfziger Jahre wurde die Satzung nach den Musterstatuten der DVV überarbeitet. Der Rektor wurde durch mehrere staatlich bestimmte Prorektoren de facto entmachtet, um den Einfluss der SED auf die Hochschule zu sichern.²⁶ Dennoch sah das Statut der Universität Rostock vom 19. Mai 1954²⁷ noch umfangreiche Kompetenzen für die Akademischen Gremien und damit die Kontrolle des Rektors und der Prorektoren vor. Mit der dritten Hochschulreform ab 1968 wurde „das Prinzip der Einzelleitung und der kollektiven Beratung“²⁸ verbindlich. Der Rektor war nun wieder alleiniger Entscheidungsträger in der Universität.

8. Das Zeitalter des runden Tisches und die Rückkehr zum starken Rektor

In der Abkehr vom „Prinzip der Einzelleitung“ hielt in der Wendezeit eine Mentalität des runden Tisches Einzug in die Universität. Da im Frühjahr 1990 gesetzliche Rahmenvorgaben noch weitgehend fehlten, entwickelte sich die neue vorläufige

²³ Richtlinien zur Vereinheitlichung der Hochschulverwaltung, RdErl. v. 3.4.35 WI a360. In: Kasper, Gerhard [u.a.] (Hrsg.): Die deutsche Hochschulverwaltung; Sammlung der das Hochschulwesen betreffenden Gesetze, Verordnungen und Erlasse, Bd. 1, Berlin 1942, S. 34.

²⁴ Heidorn, S. 246 (Anm. 2).

²⁵ Handschuck, Martin: Auf dem Weg zur sozialistischen Hochschule; Die Universität Rostock in den Jahren 1945-1955, Bremen 2003 (Studien und Quellen aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns 6) S. 63ff.

²⁶ Handschuck, S. 305ff (Anm. 25).

²⁷ Statut der Universität Rostock, 19. Mai 1954, UAR R 105.

²⁸ Verordnung über die Aufgaben der Universitäten, wissenschaftlichen Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen mit Hochschulcharakter, 25. Februar 1970, UAR R 105. Statut der Universität Rostock, 28.2.1974, UAR R 200.

ge Leitungsstruktur aus der Universität heraus.²⁹ Das außerordentliche Konzil einigte sich auf eine Gremienzusammensetzung, in der die Professoren ihre jahrhundertalte Mehrheit verloren.³⁰ Der Senat und nicht mehr der Rektor entschied über wesentliche Belange in der Universität Rostock: „über die Aufteilung materieller und finanzieller Fonds auf die Fakultäten, über die Abschaffung und Einrichtung von Lehrstühlen und Dozenturen und über Berufungsanträge“. Dem Rektor oblag der Vollzug der Senatsbeschlüsse.³¹ Daran knüpfte die erste offizielle Verfassung der Universität an. Sie sah eine starke Stellung des Kanzlers, Prorektoren mit Aufgabenbereichen und umfangreiche Kompetenzen für den Senat vor. Den Rektoren Maëß und Wildenhain war die Rolle eines *primus inter pares* zugewiesen.³²

Mit der Neufassung des Landeshochschulgesetzes im Jahr 2002 und der folgenden Überarbeitung der Grundordnung setzte die Gegenbewegung zum starken Rektor ein. Das neue Hochschulgesetz wies der Universitätsleitung schon die Entscheidung über Berufungen, die Schließung von Studiengängen oder ganzen Fachbereichen zu.³³ Die Universität Rostock machte in ihrer Grundordnung jedoch zudem von einer möglichen Ausnahmeregelung Gebrauch. Sie übertrug die weit reichenden Kompetenzen der Universitätsleitung allein auf den neu gewählten Rektor Hans Jürgen Wendel.³⁴ Im Gegenzug war die Stellung der nicht professoralen Mitglieder im Konzil gestärkt worden. Das Konfliktpotenzial war gegeben. Unter dem Druck von Kürzungen im Hochschulhaushalt sah sich Rektor Wendel gezwungen auf seine Verantwortung hin die Schließung ganzer Fächer zu verkünden.³⁵ Allein, die Universität wollte ihm nicht folgen. Das Konzil wählte ihn 2006 nicht für eine weitere Amtszeit und der Senat beschloss die

²⁹ Landtag Mecklenburg-Vorpommern, 1. Wahlperiode, Antwort auf die Kleine Anfrage des Abgeordneten Bluhm, Fraktion der LL/PDS, Drucksache 1/876, Umsetzung des Hochschulneuerungsgesetzes (HEG), Drucksache 1/998, 19.11.91.

³⁰ Ergebnisprotokoll der Beratungen des außerordentlichen Konzils am 22. Mai 1990, UAR R 51.

³¹ Vorläufige Verfassung der Universität Rostock, UAR R 51.

³² Verfassung der Universität Rostock, 17. Oktober 1996. In: Mittl.bl. KM M-V 1997, S- 650-664.

³³ Gesetz über die Hochschulen des Landes Mecklenburg-Vorpommern (Landeshochschulgesetz – LHG M-V), 2002. In: Mittl.bl. BM M-V 2002, S. 511-546.

³⁴ Grundordnung der Universität Rostock, 28. Oktober 2003. In: Mittl.bl. BM M-V 2004, S. 16-26.

³⁵ Rektor der Universität Greifswald, Rektor der Universität Rostock: Koordination und Konzentration der Fachgebiete an den Universitäten Mecklenburg-Vorpommerns, 22.02.2005, Privataarchiv des Verfassers.

Grundordnung zu überarbeiten. Zukünftig soll wieder eine kollektive Hochschulleitung an der Spitze der Universität Rostock stehen.³⁶

9. Fazit

Die Stellung des Rektors an der Rostocker Alma Mater war über die Jahrhunderte bestimmt von äußeren Einflüssen – der Marginalisierung der Universität im Streit zwischen Landesherren und Stadt, der Verstaatlichung der Universitätsverwaltung im 19. Jahrhundert oder der Entdemokratisierung im Zeitalter der Diktaturen. Ein Kontinuum hat das Rektorenamt jedoch über die Jahrhunderte hinweg geprägt: seine repräsentative Funktion. Zu allen Zeiten war der Rektor das Symbol der fast 600jährigen Tradition der Universität Rostock.

³⁶ Ergebnisprotokoll über die Sitzung des Akademischen Senats am 4. April 2007.

Heidorn, Günter

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)
 vom 28.06.2007



akademischer Titel: Prof. Dr. phil. habil. Dr. h. c.

Tätigkeit in Rostock:

1952-59	Dozent für Geschichte der Arbeiterbewegung
1959-64	Professor mit Lehrauftrag für Geschichte der Arbeiterbewegung
1964-65	Professor mit Lehrstuhl für Geschichte der Arbeiterbewegung
1965-76	Professor mit Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte der Neuzeit

Fakultät: Philosophische Fakultät (1951-1969)
 Sektion Geschichte (1968-1990)

Institut: Historisches Institut

Lebensdaten: geboren am 23.08.1925 in Hamburg

Vater: Wilhelm Heidorn, Maschinenbauer

Mutter: Elisabeth Heidorn, Angestellte

Kurzbiographie:

1943	Abitur, Kaiserslautern
1946	Aufnahme eines Jura-Studiums an der Univ. Köln
1947	Beginn des Studiums an der neu gegründeten Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Univ. Rostock
1951	Wiss. Assistent (ohne Studienabschluss) bei Prof. Dr. Heinz Herz an der Philosophischen Fakultät, anschließend Assistent und Oberassistent am Institut für Gesellschaftswissenschaften, zugleich apl. Aspirantur für das Fach "Neuere deutsche Geschichte", Univ. Rostock
1952	Berufung zum Dozenten für das Fach Geschichte der

	Arbeiterbewegung, Univ. Rostock
1959-76	Professor mit Lehrauftrag, ab 1964 Professor mit Lehrstuhl für die Geschichte der Arbeiterbewegung, ab 1965 für Allgemeine Geschichte der Neuzeit, Historisches Institut, Univ. Rostock
1965-76	Rektor der Univ. Rostock
1976-90	o. Professor für Allgemeine Geschichte der Neuzeit, HU Berlin
1989-90	Gastprofessor, Univ. Göteborg (Schweden)

Akademische Abschlüsse:

Promotion:	1952 Dr. phil., HU Berlin
Habilitation:	1959 Dr. phil. habil. (Allgemeine Geschichte der Neuzeit), Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

1956	Prorektor für das Gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium
1958-59	Prorektor für wissenschaftlichen Nachwuchs
1959	Prorektor für Gesellschaftswissenschaften
1965-76	Rektor

Funktionen:

seit 1962	Mitglied des Präsidiums der Historikergesellschaft
1968-77	Vizepräsident der Historikergesellschaft
1968-77	Mitglied der Sektion Geschichte bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin
1966-77	Mitglied des Nationalkomitees der Historiker
seit 1972	Präsident der Internationalen Kommission für Pressegeschichte im Internationalen Komitee der Geschichtswissenschaften und Vorsitzender der Sektion Geschichte in der Association Internationale des Études et Recherches sur l'Information
1976-88	Stellvertreter des Ministers für das Hoch- und Fachschulwesen Vertreter der Gewerkschaft der Wissenschaft der DDR im Exekutivrat der Weltföderation der Wissenschaftler Paris (Frankreich)

Ehrungen:

Ehrendoktor der Univ. Riga (Lettland)

Politische Tätigkeiten:

1949	Eintritt in die SED
------	---------------------

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Günter Heidorn am 17. November 2006

Kersten Krüger:

Alle sind gemeint, ich möchte Sie herzlich begrüßen, insbesondere unseren Gast, Herrn Prof. Dr. Günter Heidorn, Rektor und Magnifizenz der Universität Rostock von 1965 bis 1976, der die Dritte Hochschulreform wesentlich mitgestaltete. Ich darf mich bei Herrn Heidorn noch einmal außerordentlich bedanken, dass er bereit war, hierher zu kommen.

Günter Heidorn:

Danke sehr, meine Damen und Herren, jung kann ich nicht mehr sein, ich bin in der Tat 81 Jahre alt. Wer nachrechnet, kommt darauf, dass ich im Jahre 1925 geboren wurde, und zwar in Hamburg. Ich komme aus einem Elternhaus, dem ich mein ganzes Leben lang viel zu verdanken hatte. Meine Eltern haben mich sehr gut erzogen. Ich bin zunächst lange Jahre ein Einzelkind gewesen und habe nachher noch drei Geschwister bekommen. Wichtig für mein Leben war Folgendes: Ich habe sehr viel Gutes, aber auch sehr viel Schlechtes in meiner Jugend erlebt. Mein Vater war zum Beispiel sechs Jahre arbeitslos. Da ich Gymnasien besucht habe und man noch Schulgeld mitbringen musste, hatte ich mich anzustrengen, um Schulgeldfreiheit zu erhalten. Das waren zwar bloß 20 bis 30 Reichsmark, aber für Arbeitslose war das enorm viel Geld. Und es blieb ja nicht beim Schulgeld, man musste auch Bücher und andere Dinge kaufen. So war ich gezwungen, halbwegs fleißig zu sein.

Nichtsdestoweniger habe ich mich sehr für Musik interessiert, habe einige Instrumente gespielt, aber auch Fußball: 1. Jugend des 1. FC Kaiserslautern. Die Schule besuchte ich in Hamburg, zunächst die Volksschule, dann ein Gymnasium und dann das Freiherr-vom-Stein-Gymnasium in Schneidemühl, das heute zu Polen gehört und den Namen Pila trägt. Schließlich ging ich auf das Humanistische Gymnasium in Kaiserslautern. Das hing mit dem Beruf meines Vaters zusammen, der nach sechs Jahren Arbeitslosigkeit seinen Beruf gewechselt hatte und Opernsänger wurde.

Ich bin in meinem Elternhaus vor allem aus religiösen Gründen antinazistisch erzogen worden. Eine Cousine und ein Cousin meines Vaters waren aus politischen Gründen im Konzentrationslager. Im Juli 1943 wurde ich zur Kriegsmarine eingezogen und kam nach der Grundausbildung zur 4. Torpedoboots-Flottille in Frankreich. Ich habe den Untergang unseres Bootes just am ersten Weihnachtstagsfeierabend 1943 überlebt. Es handelte sich um ein größeres Seegefecht in der Biskaya, an dem britische Kreuzer und Zerstörer beteiligt waren und dessen Höhe-

punkt am 27. Dezember stattfand. Dieses Erlebnis hat mich geprägt und meine Haltung zum Krieg wesentlich beeinflusst.

Meine Eltern waren 1944 in Kaiserslautern ausgebombt worden und fanden im Westerwald eine neue Bleibe. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft habe ich in Limburg an der Lahn am Land- und Amtsgericht hospitiert und bin dann im Herbst 1946 zum Jura-Studium an die Universität Köln gegangen. Von dieser Zeit an wurde ich politisch aktiv.

Ich werde den Tag nie vergessen, als ich zur Vorlesung ging und ein Herr, der noch grauer war, als ich es heute bin, Flugblätter verteilte, sich vorstellte als Fernando Cassaretto und uns einlud zu einer Gründungsversammlung der FDP. Mit einem Kommilitonen oder Freund, sollte ich besser sagen, sind wir da hingegangen. Ich bin noch am selben Abend Mitglied der Freien Demokratischen Partei (FDP) geworden. Das war, wie gesagt, 1946, und ich habe dann zwei Kreisverbände der FDP mit gründen können, sogar mit gründen müssen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich keine braune Vergangenheit hatte.

Da ein Gründungsausschuss immer von der britischen Besatzungsmacht genau untersucht wurde, war es sehr schwer, Leute zu finden, vor allen Dingen Ältere, die halbwegs anständig durch diese faschistische Diktatur gekommen waren. Da gab es wenige. Eine absolute Ausnahme war der ehemalige Major und Ritterkreuzträger Erich Mende.¹ Ich merkte sehr bald, dass die FDP nicht das war, was ich mir vorgestellt hatte. Nichtsdestoweniger hatte meine Tätigkeit als nebenamtlicher Kreisgeschäftsführer einen finanziellen Vorteil: ich erhielt monatlich ein Entgelt von 250 Reichsmark, was für einen Studenten damals viel Geld war. Im Herbst 1947 bin ich in die damalige Sowjetische Besatzungszone gegangen, um in Rostock zu studieren. Der eigentliche Grund war eine junge Frau, die ich im März 1945 in Stralsund kennen gelernt hatte und mit der ich seit 59 Jahren verheiratet bin. Sie schrieb mir damals, dass an der Universität Rostock, an der sie Mitglied im ASTA war, eine Sozialwissenschaftliche Fakultät eröffnet würde und die Studierenden unter bestimmten Voraussetzungen ein Stipendium erhielten. So kam ich nach Rostock und wurde nach einer Aufnahmeprüfung an dieser Fakultät immatrikuliert.

Es gab für mich einen weiteren, politischen Grund – und das mag Sie vielleicht überraschen – mir hat die Bodenreform in der SBZ imponiert, die ich nicht, wie ich später gelernt habe, als eine Agrarrevolution betrachtete, sondern als einen Akt der Gerechtigkeit. Bei Limburg hatte ich im Westerwald gelebt; wir waren ausgebombt, dort hatten die Bauern alles behalten. Ich habe erlebt, wie Leute aus der Stadt zu ihnen kamen und Teppiche und sonst was brachten, um ein paar Eier

¹ Er lebte von 1916 bis 1998 und war von 1963 bis 1966 Minister für gesamtdeutsche Fragen.

oder Schinken zu bekommen. Aber die Leute, die aus Schlesien, aus Ostpreußen oder anderen Gebieten geflohen waren, hatten nichts. Die waren ärmer denn arm.

In der SBZ bekamen solche Menschen durch die Bodenreform nun ein Stückchen Land. Dafür wurden die, die alles hatten, die Großgrundbesitzer, enteignet. Gerade sie waren ja nicht unschuldig am Krieg. Man braucht sich nur die Liste der Generäle und der hohen Stabsoffiziere der Wehrmacht anzuschauen und man findet bei fast allen: Da saß der Adel. Daher hielt ich die Bodenreform für einen Akt der Gerechtigkeit, und das hat mir imponiert. Da ich niemanden in der Verwandtschaft hatte, der bei den Bankiers zu Hause war, gefiel mir auch, dass man die Banken gleichzeitig verstaatlichte und ich meinte immer, dass mein Geld bei diesen viel besser angelegt war als woanders – das bisschen, was ich ohnehin nur hatte.

Ich hatte dann das Glück, einen akademischen Lehrer, Prof. Heinz Herz kennen zu lernen, der nicht nur ein erstklassiger Rhetoriker war, sondern es verstand, uns den Blick für die Dinge zu öffnen, die hinter den offiziell registrierten historischen Ereignissen standen und stehen. Er war ein Mann, der hoch gebildet war und aus einer deutschen Intelligenzfamilie stammte. Sein Vater war Theologieprofessor in Leipzig, sein Bruder ein berühmter Schauspieler und der andere ein berühmter, auch in der DDR, weit bekannter Regisseur, Theaterregisseur und Opernregisseur. Heinz Herz schrieb, nebenbei bemerkt, ein gutes Buch: „Morgenland – Abendland“², in dem er begründete, was wir unter Abendland verstehen und welcher Kulturkreis das war. Bei ihm habe ich viel gelernt, beispielsweise als er sagte: „Man kann den Marxisten ja vieles vorwerfen, aber ganz sicher eines nicht: niemals hat der Marxist einen Gott für einen Krieg, für ein Unwetter oder so etwas verantwortlich gemacht. Oder ist jemand da, der mir ein Beispiel nennen könnte?“, fragte er noch. Er vermittelte uns viele Probleme – auch meinen Kommilitonen –, etwa, wie es denn sei mit der Demokratie, die er schätzte, die er wünschte, aber die man natürlich auch durchschauen muss. Was ist entscheidend, um politisch richtig reagieren zu können? – Wissen. Aber die meisten Menschen haben dieses Wissen nicht.

Er sagte sinngemäß: Nehmen Sie eine bayrische Gemeinde am Starnberger See, der Einfachheit halber 1.000 Leute, darunter acht Nobelpreisträger, acht von tausend. Alle tausend gehen nun morgens in die Kirche, hören dem Pfarrer zu und der sagt ihnen, wähle bloß nicht die Schlimmen. Wenn die Wahlergebnisse raus kommen, dann darf man sich nicht wundern, dass 900 die These des Pfarrers durch ihre Stimme unterstützt haben, aber auf jeden Fall die Nobelpreisträger nicht. Da muss doch irgendetwas dran sein. Ich habe oft darüber nachgedacht und vertrete heute noch die Auffassung, da ist tatsächlich was dran, ohne Wissen kann

² Heinz Herz: Morgenland – Abendland. Fragmente zu einer Kritik abendländischer Geschichtsbetrachtung. Leipzig 1963.

man nicht richtig entscheiden. Und das Schlimme ist – jetzt gebrauche ich meine Terminologie – die Herrschenden manipulieren im Grunde genommen, damit das richtige Wissen nicht zustande kommt.

Herz brachte mich dazu, mich mit einem Medium zu beschäftigen, das mich bis zum heutigen Tage nicht loslässt, die Presse. Es ist auch heute noch im Zeitalter der elektronischen Medien ein sehr wichtiges, nicht zu unterschätzendes Medium in der Einflusswirkung. Mein Studium verlief dann so, dass ich mich immer mehr mit diesen Fragen beschäftigte und auf dem Gebiet, was die Presse der Weimarer Republik bewirkte, habe ich dann in Berlin an der Humboldt-Universität promoviert. In Rostock gab es noch kein Promotionsrecht für solche Themen. Einer meiner Lehrer an der Philosophischen Fakultät war Prof. Gerhard Schilfert,³ der nach Berlin berufen worden war, aber die Betreuung meiner Arbeit weiter führte. Während meines Studiums war ich auch anderweitig tätig. Gewerkschaftlich organisiert, arbeitete ich im Hochschulvorstand der Gewerkschaft mit.

Außer zu Herz möchte ich zu einem anderen Mann etwas sagen, den ich kennen und schätzen gelernt hatte: Hermann Duncker,⁴ der aus der Emigration aus den USA zurückgekommen und vorübergehend Dekan war. Hermann Duncker war einer der Begründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, der erste Redakteur der „Roten Fahne“ während der Novemberrevolution. Er war ein hervorragender geistiger Kopf und hatte große Ähnlichkeit mit Bismarck. Er sprach frei, konnte jedoch kaum noch sehen. Wir Studenten mussten ihn immer zu den Vorlesungen abholen und wieder zurückbringen. Aber das war ein Mann, der beeindruckte. Und was ganz wichtig war, er war ein Gegner Stalins und machte eigentlich auch keinen Hehl daraus. Dabei spielte sicherlich auch – ich sage „auch“ – eine persönliche Erfahrung eine Rolle. Sein Sohn war, wie er sagte, und wie das auch bestätigt worden ist, ein Opfer der stalinistischen Herrschaft. Das ist natürlich für einen Linken, Mitbegründer der Kommunistischen Partei, das Schlimmste, was er sagen kann. Er hat nie von dieser Vierereinheit Marx, Engels, Lenin, Stalin, gesprochen. Er hörte immer bei Marx auf.

Selber wurde ich einmal auf einer der ersten Zentralkomitee-Plenarsitzungen, das ist auch veröffentlicht worden, namentlich schwer kritisiert: Da sitzt in Rostock ein Dozent, der ein Anhänger des Luxemburgismus ist. Ich habe nie begriffen, wie das eine Art Schimpfwort werden konnte, denn ich habe Rosa Luxem-

³ Gerhard Schilfert (1916-2001), 1948 Martin-Luther-Universität Halle, dann Universität Rostock und 1952 Humboldt-Universität Berlin. Dort leitete er das Institut für Allgemeine Geschichte.

⁴ Hermann Ludwig Rudolph Duncker (1874-1960), Emigration 1936, Rückkehr nach Deutschland 1947, Professor und Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock, 1949-1960 Direktor der Gewerkschaftshochschule Fritz Heckert in Bernau.

burg immer verehrt – ob ihren Mutes und weil sie wirklich einen demokratischen Sozialismus wollte. Sie ging davon aus, dass die Diktatur des Proletariats nur eine kurze, vorübergehende Sache sein dürfe. Nach der Eroberung der Macht müsse man zur Demokratie gehen, müsse man das Volk befragen. Sie hat ja auf Grund der Ermordung viele Dinge dann selber nicht mehr beitragen können, aber das, was sie geschrieben und gesagt hat, ist doch ganz, ganz wichtig, so scheint mir, auch für die heutige Entwicklung.

Beeinflusst davon, beging ich eine Art Dummheit. An der Wandzeitung der Gewerkschaft brachte ich einen Artikel einer westdeutschen Zeitung an mit der Schlagzeile „Wer wird Stalins Nachfolger?“. Das war 1949! Ich wurde daraufhin in das Büro des Verwaltungsdirektors bestellt, das war in der Schwaanschen Straße, da saß der Hauptmann Tabatschnik, der war von der sowjetischen Militäradministration zuständig. Vergessen Sie nicht, das Ganze geschah im Juli 1949, da war noch offiziell die SMAD, die Sowjetische Militäradministration, zuständig. Sie war noch formell Besatzungsmacht. Es gab keine deutsche Regierung. Nun, der machte mich fertig, und er war – im Jargon würde man sagen – sehr sauer. Das habe ich damals alles natürlich noch nicht so begriffen. Denn über dieser Wandtafel, wo ich mein „Wer wird Stalins Nachfolger“ angebracht hatte, stand nicht Sommersemester, sondern SS. Wenn Tabatschnik diese beiden Buchstaben sah, dann war er nicht mehr ganz bei sich. Das waren nicht die Runen, natürlich nicht, aber das muss man begreifen, wie die Situation zwischen Deutschen und Russen als Besatzungsmacht damals war.

Danach wurde ich nachmittags in die Kommandantur zu Major Sertjukow befohlen, der sich Informationsoffizier nannte und bei dem ich 20 Minuten verhört wurde. Dann landete ich in der Brinckmanstraße, beim NKWD und war verhaftet. Meine Tochter war gerade sechs Wochen alt, und ich hatte keine Möglichkeit meine Frau zu informieren. Bis am nächsten Morgen dann Leute zu meiner Frau kamen und sagten: „Haben sie gehört, BBC London und RIAS Berlin haben gemeldet, ihr Mann ist verhaftet worden.“ Ich weiß nicht, ob Sie das Buch des VERS⁵ kennen, darin stehe ich als Verhafteter.

Das war eine schwierige Zeit und jetzt kommt das, was mich sehr beeindruckt hat. Ich habe im Leben, das muss ich sagen, viel Glück gehabt, viel, sehr viel Glück. Ich bin nicht wie andere abgedrosselt, ich bin auch aus dieser Haft herausgekommen. Mein Schwiegervater, der in Moskau, und meine Schwiegermutter, die in Sankt Petersburg geboren war, aber deutsche Staatsbürger waren, wurden bei Kriegsausbruch 1914 als Deutsche beide nach Sibirien verbannt, weil sie nach völkerrechtlichen Bedingungen interniert werden durften. Dort lernte

⁵ Namen und Schicksale der von 1945 bis 1962 in der SBZ/DDR verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten. Hrsg. v. Verband ehemaliger Rostocker Studenten. 2. Auflage Rostock 1994, S. 147.

mein Schwiegervater seine Frau, also meine Schwiegermutter kennen. Sie wurden 1918, nach dem Brester Frieden,⁶ ausgewiesen und wanderten danach fast durch die halbe Welt: über Argentinien nach Stettin und schließlich Stralsund. Als die sowjetische Armee 1945 einmarschierte, gab es in ganz Stralsund wahrscheinlich nur diese zwei Personen, die als zweite Muttersprache Russisch hatten.

Mein Schwiegervater – Diplomingenieur – bekam dann den Auftrag bei der Schiffsbergung, Schiffe, die die Sowjets als Kriegsbeute ansahen, zu heben. Er war derjenige, der die „Gorch Fock“ gehoben hat. Sein Chef war ein sowjetischer Kapitän zur See mit Namen Zechmistro. Wir lernten uns auch zu Hause kennen, was wieder mein Glück war. Mein Schwiegervater bekam natürlich von meiner Frau die Nachricht, dass ich verhaftet worden war und ging nun zu seinem Chef und der fragte: „Was ist da los?“ Mein Schwiegervater antwortete: „Ach ich weiß nicht.“ Jedenfalls war ich nach acht Tagen frei.

Aber was ich in dieser Zeit feststellte – eine Biographie hatte ich nicht ausgefüllt – die Sowjets wussten sehr gut über mich Bescheid. Ich bin korrekt behandelt worden. Für die Russen stand zunächst einmal fest: Dieser gute Mann, dieser Studiosus, ist aus Köln gekommen. Was ist los mit dem? Es war eben schon im vollen Gange, was wir heute den „Kalten Krieg“ nennen. Ich war zunächst also wirklich verdächtig. Das hat aber bei mir dazu geführt, dass ich mir sagte: „Also es gibt doch so was wie Gerechtigkeit.“ Das hat mein politisches Verhältnis zur Sowjetunion ganz wesentlich beeinflusst, und zwar positiv. Ich sage das deshalb, weil ich später viel mit ihnen zu tun hatte, sehr viel sogar.

Dann habe ich weiter studiert, habe ein Sonderstipendium bekommen und wurde dann beim erwähnten Heinz Herz, obwohl das Examen noch entfernt war, Assistent, Vollassistent und musste meine ersten Seminare in Geschichte der Arbeiterbewegung halten. Nachdem ich das so genannte Nationalstipendium bekommen hatte – 300 Mark damals – schrieb ich an das Ministerium für Volksbildung, ich möchte das Stipendium zurückgeben, da ich jetzt als Assistent immerhin schon 426 Mark netto verdiene und das sei ja mehr. Da ich verheiratet sei, eine Tochter hätte und meine Frau studierte, wir auf jede Mark angewiesen seien, bekam ich eine Nachricht: „Nein!“; ich verstehe offensichtlich die DDR-Gesetzgebung noch nicht so richtig, wenn ich beides mache, hätte ich auch beides verdient.

Zu dieser Zeit begann ich nicht nur Interesse für die wissenschaftliche Arbeit zu bekommen, ich hatte mich nun mit den Seminaren selbst testen müssen und ohne jetzt unbescheiden zu wirken, glaube ich auch, bei den gleichaltrigen Studenten ganz gut angekommen zu sein, denn worüber ich jetzt rede, das war 1950, da waren die Studenten auch alle, wie ich, noch aus dem Krieg gekommen. Es gab sogar noch Studenten, die älter waren als ich. Und ich hatte immer, bevor ich in

⁶ Frieden von Brest-Litowsk, unterzeichnet am 3. März 1918.

ein Seminar ging, sagen wir mal, Lampenfieber. Aber von meinem Vater, der ja nun auf den Bühnen agierte, wusste ich: Wenn man kein Lampenfieber hat, bringt man nichts zustande. Das hat mich getröstet. Aber es war eine Herausforderung und ich glaube, im Leben braucht man solche Herausforderungen.

Man muss allerdings auch in der Lage sein, Niederlagen dabei hinzunehmen. Solche Niederlagen habe ich auch erlitten. Eine davon will ich nennen. Ob meiner gewissen pädagogischen Befähigung wurde ich, und das ist paradox, zu einem Lehrgang im wahrsten Sinne des Wortes, abkommandiert. Es begann nämlich gerade die Zweite Hochschulreform, die nicht nur ein geregeltes Studienjahr – ich komme noch darauf zu sprechen – festlegte, sondern auch ein so genanntes Gesellschaftswissenschaftliches Grundstudium einführte. Zu diesem Grundstudium, das für alle Studenten obligatorisch war, gehörten die Fächer Wissenschaftlicher Sozialismus, Geschichte der Arbeiterbewegung, Philosophie und Politische Ökonomie. Mit vier anderen Kommilitonen aus Rostock nahm ich in Eberswalde an einer Außenstelle der Humboldt-Universität zu Berlin an einem halbjährigen Lehrgang des damaligen Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen teil, in dem wir mit den Grundlagen des Marxismus-Leninismus vertraut gemacht wurden. Dort kam ich wieder mit diesem Josif Wissarionowitsch Dschughaschwili, genannt Stalin, in Berührung. Ich hatte bis dahin nicht einmal sein Buch „Fragen des Leninismus“ gelesen und fiel negativ auf. Während die meisten nach dem Abschluss des Lehrgangs nicht nur das Diplom erhielten und als Dozenten an die Hochschulen entlassen wurden, ging ich nach Rostock als Assistent an das neu gegründete Institut für Gesellschaftswissenschaften zurück. Da ich bereits viel Vorarbeit geleistet hatte, konnte ich im Dezember 1952 an der Humboldt-Universität meine Dissertation verteidigen und erhielt im Februar 1953 den Grad eines Dr. phil.

Nebenbei konnte ich sehr viel forschen und bekam dazu die Möglichkeiten. Ganz deutlich möchte ich hier sagen, obwohl die DDR ein relativ armer Staat war, hat sie aber – alles ist ja relativ immer, wenn man über solche Dinge spricht – sehr viel mehr getan für die Bildung, als die jetzige Bundesrepublik Deutschland es tut. Ein hoher Teil des Staatshaushalts ging in die Bildung. Das hat sich dann nachher weiter fortgesetzt, ich konnte dann habilitieren. Promoviert habe ich, wie ich schon sagte, in Berlin. Habilitiert wurde ich in Rostock. Dabei konnte ich sämtliche Archive benutzen, die ich wollte, in Ost und West, und alles wurde finanziert. Die Reisen wurden wie Dienstaufträge abgerechnet. Ich habe nie einen, wenn man so will, Pfennig für solche Dinge investieren müssen. Und so etwas bindet natürlich.

Als ich dann 1956 Prorektor für Gesellschaftswissenschaften wurde – ich musste auch kurze Zeit später das Prorektorat für Wissenschaftlichen Nachwuchs übernehmen –, habe ich viele meiner Mitarbeiter fördern können, über 20 Leute haben bei mir promoviert und allen ist es so gegangen wie mir auch, sie brauchten

nichts dafür zu zahlen. Als Prorektor habe ich nicht meine Vorlesungen vernachlässigt oder meine Forschungsarbeit aufgegeben, habe auch weiter publiziert, aber ich habe überwiegend internationale Arbeit gemacht. Ich war Mitglied des Exekutivrates der Weltföderation der Wissenschaftler, die über eine Ansammlung von hervorragenden Nobelpreisträgern aus den USA, Großbritannien und aus weiteren Ländern verfügte. Das habe ich sehr gern gemacht. Ich habe Universitätsverträge für die Rostocker Universität zustande gebracht, nicht nur mit sozialistischen Ländern, sondern auch mit kapitalistischen Ländern. So habe ich vor allen Dingen die Beziehungen der Universität Rostock gen Norden ausgeweitet, nach Skandinavien und Nordeuropa. Wir waren überall gern gesehen und es gab sehr gute Kontakte.

Als ich 1965 zum Rektor gewählt wurde, hatte ich bereits, was das Feld nach außen angeht, ein ziemlich großes Areal für uns gewonnen, das unsere Wissenschaftler nutzen konnten und genutzt haben. Ich habe immer die Meinung vertreten, und vertrete sie heute natürlich auch noch, dass Wissenschaft nur international gedeihen kann.

Das Problem der DDR war, dass diese Kontakte zu pflegen und neue hinzuzufügen aus drei Gründen schwer war. Einmal diese – das nenne ich bewusst als ersten Punkt – blödsinnige Kaderpolitik, wie das genannt wurde. Das ist auch der Grund, warum ich später aus Berlin weggegangen bin, ich habe nie gebilligt, nicht einmal verstanden, diese Unlogik, dass man einerseits jemanden auf einen Lehrstuhl berief, was ja das größte Vertrauen ist, was man einem an der Universität aussprechen kann, der Vertreter eines bestimmten Fachgebietes zu sein, der ja die verdammte Pflicht hat, neuen akademischen Nachwuchs heranzubilden und die Wissenschaft voranzutreiben auf seinem Gebiet, dass man ihn einerseits beruft, aber andererseits ihn nur nach Prag, aber nicht nach Paris fahren lässt. Es gab diese verrückte Geschichte der Einteilung der Menschen in Reisekader und in Auslandskader. Reisekader waren die, die dann in das so genannte NSW (Nichtsozialistisches Währungsgebiet) reisen durften, und Auslandskader waren die, die nicht nur das durften, sondern sogar auch länger, unter Umständen auch mit Familie eingesetzt werden konnten. Wir hatten einige hundert Wissenschaftler in den nichtsozialistischen Währungsgebieten, vor allem in Entwicklungsländern, die sind dann für Jahre dorthin gingen. Wir hatten allein, das weiß ich, über 200 Germanisten, die dort tätig waren. Das war das Eine, was sehr schwer und überhaupt nicht zu verstehen war.

Das zweite Problem, und das war schon eher zu begreifen, das war nicht nur der DDR geschuldet, das war tatsächlich ein finanzielles Problem, nicht über die nötigen Devisen zu verfügen. Das war schwierig. Der Universitätshaushalt hätte das hergegeben in Mark der DDR, aber nicht in Dollar, D-Mark oder Franc oder was immer man brauchte, wenn man in diese Länder fuhr. Das dritte Problem war, was auch nicht ganz einfach zu verstehen war, dass die anderen Länder uns zum

Teil große Schwierigkeiten machten. Ich sage das ohne Zorn, ganz sachlich versuche ich das darzustellen. Wir waren vielen Boykotts ausgesetzt und nicht wenigen Embargos, so dass wir bestimmte Geräte, die wir brauchten, einfach nicht auf normalem Wege bekamen. Ich könnte einige Beispiele hier aufführen und weiß auch, wie viele Länder dazwischengeschaltet waren, die das natürlich alle nicht kostenlos machten. Was ich heute sage, habe ich natürlich vor 20 Jahren nicht immer so gesagt, aber doch manches so gesehen.

Die Bundesrepublik hatte der DDR vom ersten Tage an den Kampf angesagt und gesagt, sie kämpfe so lange, bis diese verschwunden sei. Insofern war das nicht überraschend und der aus Rostock stammende Herr Professor Hallstein⁷ hat mit seiner Hallstein-Doktrin⁸ zwar irgendwann Schiffbruch erlitten, aber zunächst doch beträchtlichen Schaden herbeigeführt, das ist einfach nicht zu leugnen. Das galt ja nicht nur für die Universität, selbst die Kabelkrananlage in Warnemünde bei der Warnow-Werft, die kam über Schweden und kostete das Dreifache des normalen Preises. Das war die Situation. Unsere Wissenschaftler benötigten aber, was ja auch ganz natürlich ist und damit musste ein Rektor damals fertig werden, Literatur, auch Westliteratur, wie man zu sagen pflegte. Es gab Periodika von früher, vor der Spaltung, die mussten fortgesetzt werden. Auf einmal aber kamen die aus einem anderen Währungsbereich. Was nützt das schönste Periodikum, wenn es plötzlich abgebrochen ist. Das waren ganz ernsthafte Probleme, mit denen der Rektor dieser Universität heute nichts mehr zu tun hat, doch muss er das Geld überhaupt bekommen. Das hat er nicht ohne Weiteres – möglicherweise ist es noch schwieriger, weshalb ich gar nicht so böse bin, heute nicht die Verantwortung dafür zu tragen.

Für die Dritte Hochschulreform kamen mir meine Erfahrungen zugute, die ich durch meine vielen Auslandsaufenthalte gesammelt hatte. Ich war – ich habe unlängst einmal durchgezählt – in 67 verschiedenen Ländern, in Kanada, in den USA, im größten Teil Lateinamerikas, in afrikanischen Ländern und natürlich in fast allen europäischen Ländern, darüber hinaus auch in Asien, ob das Indien oder Japan war, ob im Nahen Osten wie Syrien. Wir hatten ja auch Beziehungen und Verträge mit Damaskus. Ich war oft in Ägypten. Also, ich habe viel gesehen und

⁷ Walter Hallstein (1901-1982), 1930-1941, Professor für Privat- und Gesellschaftsrecht an der Universität Rostock, 1946 Professor für Privatrecht, Völkerrecht, Rechtsvergleichung und Gesellschaftsrecht an der Universität Frankfurt, 1951 Staatssekretär im Auswärtigen Amt unter Bundeskanzler Adenauer, 1958 erster Präsident der EWG-Kommission in Brüssel, 1968-1974 Präsident der Europäischen Bewegung.

⁸ Hallstein entwarf 1955 den Grundsatz, die Bundesrepublik könne (mit Ausnahme der Sowjetunion) keine diplomatischen Beziehungen mit Staaten unterhalten, die die DDR anerkennen. Diese „Hallstein-Doktrin“ bestimmte die bundesdeutsche Außenpolitik bis zur neuen Ostpolitik nach 1969.

war lange Jahre der Vorsitzende der so genannten Äquivalenzkommission. Wir hatten im Hoch- und Fachschulrat verschiedene Arbeitsgruppen, und da wir ausländische Studenten aus 106 Ländern hatten, war es für uns natürlich nicht unwichtig zu Vereinbarungen mit diesen Ländern zu kommen, damit unsere Absolventen zumindest damit rechnen konnten, dass ihre akademischen Abgangszeugnisse in ihrem Heimatland anerkannt und sie nicht schlechter gestellt wurden als die, die aus dem anglo-amerikanischen Bereich kamen. Für diese Äquivalenzverhandlungen war ich also zuständig und habe viele solche Abkommen zustande gebracht, habe dadurch natürlich auch viele Universitäten und Hochschulen kennen gelernt. Auch hielt ich viele Gastvorlesungen, ich war in Harvard, in Stanford, in Berkeley, ich war an der Columbia-Universität in New York, nicht zuletzt auch an der John-Hopkins-Universität in Baltimore. Dort war der Universitätspräsident im gleichen Jahr wie ich in Hamburg geboren, so fiel die Verbindung nicht schwer, er hieß Müller, als er noch in Hamburg lebte, jetzt hieß er Muller, ein netter Mann, der mir auch sehr viel über das amerikanische Hochschulsystem verraten hat.

Vielleicht sprach ich unbeabsichtigt von einem System, das ist vielleicht schon ein Fehler, weil es ein amerikanisches oder ein USA-Hochschulsystem nicht gibt. Wir hatten in der DDR ein System. In den USA ist das bei den etwa 900 Universitäten und den gleichgestellten Hochschulen nicht einmal Sache der jeweiligen Bundesstaaten. Es gibt schon gar nichts, was irgendwie in Washington für die ganzen Vereinigten Staaten geklärt wird. Das ist ein gravierender Unterschied. In der DDR war alles zentralistisch organisiert, was Vor- und Nachteile hatte. Unlängst schrieb ich einen Artikel über den Föderalismus in Deutschland vom 12. Jahrhundert an über Maximilian I. bis zum Norddeutschen Bund und der Weimarer Republik und bis in die Gegenwart. Darin erörtere ich die Vor- und Nachteile. Es gibt einige Dinge, wo ich mit Herrn Ringstorff⁹ nicht einverstanden bin. Er weiß das. Unter seiner Promotionsurkunde steht nämlich mein Name. Er hat mit Recht die Gefahren des Föderalismus in der Bildung hervorgehoben, nicht nur, dass sich dadurch reiche und weniger reiche Universitäten unterscheiden. Das führt nämlich dazu, dass führende Kräfte zu den reichen gehen. Das ist dann zwischen den Universitäten nicht viel anders als zwischen den Fußballclubs, wer dann irgendwo groß geworden ist, bekommt verlockendere Angebote, ist doch klar, und das ist in Amerika ganz typisch. Da muss man mit jeder Einrichtung, mit jeder Universität ganz individuell umgehen.

In der DDR war das anders. Die Diplomgrade von Rostock oder von Jena, Leipzig und Berlin waren gleichwertig, weil die Anforderungen gleich waren. Hinzu kam, dass wir seit der Zweiten Hochschulreform feste Studienpläne für

⁹ Dr. Harald Ringstorff, geboren 1939, seit 1998 Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern.

jedes Fach hatten, die eingehalten werden mussten. Das führte immerhin dazu, wenn ein Studium für vier Jahre geplant war, es in der Regel auch von der Mehrheit der Studenten in vier Jahren beendet wurde. Für Frauen, die während des Studiums Kinder bekamen, hatten wir entsprechende Einrichtungen und sie konnten das Studium um ein oder zwei Jahre verlängern. Doch zurück zur Vergleichbarkeit. Der langjährige Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, Prof. Dr. Burkhard Rauhut hat mit Recht seinen Kollegen gesagt, dass sie einmal im Ausland jemandem klar machen sollen, dass wir in Deutschland 16 Länder mit 16 verschiedenen Hochschulabschlüssen haben. Irgendwann geht das nicht mehr.

Lange Jahre war ich Vizepräsident der Historikergesellschaft der DDR. Ich war Präsident zweier Internationaler Vereinigungen mit etwa jeweils über 100 Mitgliedern, so war ich innerhalb des Internationalen Historikerverbandes Präsident der Pressegeschichte und war bis vor drei oder vier Jahren auch noch in einem anderen Verband tätig, in der „International Association for Mass Communication Research“, in der ich die „History Section“ geleitet habe. Auch halte ich noch Vorlesungen in der Bildungsakademie in Berlin zu den verschiedensten Themen. Am 4. November 2006 wurde ich in Potsdam in dritter Wahlperiode Mitglied des Bundesvorstandes der Volkssolidarität, und am Mittwoch letzter Woche wieder als Kreisvorsitzender Bad Doberan gewählt. Abschließend meine ich, Aktivitäten sind die beste Art, 100 Jahre zu werden. Danke für die Aufmerksamkeit.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Kersten Krüger und Sven Lübke

Kersten Krüger:

Ganz herzlichen Dank. Jetzt bitte ich um Wortmeldungen.

Steffen Bockhahn:

Sie haben ja sehr genau die guten Möglichkeiten, die Sie in Ihrem Studium und in Ihrem Wissenschaftsgebiet hatten, aufgeführt. Inwieweit würden Sie sagen, dass das an Ihrem Fach liegt? Würden Sie das für universell erklären, dass es für alle Fachbereiche zugetroffen hat oder würden Sie schon sagen, dass es vielleicht an Ihrem Fach gelegen hat, weil es ja ...

Günter Heidorn:

...eine sehr politische Wissenschaft war. Ich weiß, was Sie meinen. Es war ein generelles Prinzip für alle. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass wir in der Dritten Hochschulreform ein spezielles Forschungsstudium eingeführt haben, das für

alle Fachrichtungen galt. Natürlich gab es Unterschiede, die aber vom Fach her bedingt waren. Wir hätten zum Beispiel ein solches Forschungsstudium, wie es der Germanist oder der Physiker oder auch meinetwegen der Agrarstudent in der Agrarwissenschaft haben konnte, in der Medizin so nicht durchführen können. Das ist klar. Da gab es schon international andere Entwicklungen. Aber im Prinzip galt das für alle. Und alle bekamen dann ein Forschungsstipendium.

Christian Wedell:

Es wären zwei Fragen. Wir sind ja schon sehr gut eingestiegen und haben viel über die Mittel erfahren. Da bin ich erst mal sehr begeistert. Nun wollte ich noch einmal zum Verlauf fragen: Waren die Mittel für die Forschung, das Budget, immer gleich oder hat sich das im Laufe der Zeit etwas verändert? Hat sich eine bestimmte Gewichtung gezeigt? Haben Sie da einen Einblick gehabt?

Günter Heidorn:

Ja, natürlich. Es gab einmal den Haushalt der Universität, der hat zu meiner Zeit immer so zwischen 500 und 600 Millionen Mark der DDR geschwankt. Ich erzähle immer gern, gewissermaßen in Parenthese, wenn die Revision kam, die guckte nicht auf die 500 Millionen, sondern, ob ich meinen Repräsentationsfonds als Rektor überzogen hatte, also vielleicht zwei Leute mehr als nötig zum Mittagessen eingeladen, wenn große Gäste da waren. Ansonsten war man sehr großzügig, aber das scheint im deutschen Beamten so zu liegen, da beginnt die Pfennigfuchserie. Na gut, aber das wechselte natürlich, weil es nicht erst mit der Dritten Hochschulreform, sondern vorher bestimmte Forschungsschwerpunkte gab, und es gab auch staatliche Pläne. Sie dürfen eins nicht vergessen. Ich habe das nicht im Einzelnen ausgeführt. Es wurden nahezu alle Dinge in der DDR geplant, mit allen Vor- und Nachteilen, die eine Planung mit sich bringt. Man kann sich ja auch verplanen, verkalkulieren. Aber es hatte natürlich den Vorteil, wenn der Plan bestätigt war, dann waren auf allen Gebieten damit auch die finanziellen Mittel bestätigt. Sie mussten kommen und sie sind auch gekommen.

Wir haben dann – und das ist ganz wichtig – in der Dritten Hochschulreform¹⁰ in Rostock als Erste begonnen, so genannte Kooperationsverbände zu gründen. Das heißt beispielsweise, da die ganze Seefahrt und Schifffahrt sowie der Schiffbau hier oben bei uns konzentriert waren, haben wir einen Kooperationsverband Seewirtschaft gebildet. Dazu gehörten die Sektionen, die wir in der Dritten Hochschulreform hier eingerichtet hatten: Schiffstechnik, Technische Elektronik, aber auch, was nicht unwichtig ist, Meeresbiologie. Hinzu kamen die

¹⁰ Vgl. Schoenemann, Julius und Seifert, Angelika: Der große Schritt. Die Dritte Hochschulreform in der DDR und ihre Folgen, dargestellt an einem Beispiel aus der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock 1969-1972. Dannenberg 3. Auflage 2001.

Bereiche, die mit der Seefahrtsökonomie und der Hafenökonomie zusammenhängen und dazu die Einrichtungen der Praxis. Das waren die großen Einrichtungen, die sich VVB, also Vereinigung Volkseigener Betriebe, nannten: alle Werften der DDR und viele mit dem Schiffbau verbundene elektronische Betriebe. Das hat sich als sehr günstig erwiesen.

Auf der obersten Ebene der Universität hatten wir neben dem wissenschaftlichen Rat einen so genannten gesellschaftlichen Rat, darin saß zum Beispiel der Generaldirektor des ganzen Schiffbaus der DDR. Er promovierte übrigens bei uns, Dr. Alfred Dudszus. Wissenschaft und Wirtschaft waren durch ihn eng verbunden. Er stellte auch Aufgaben. Ich weiß, ich hatte öfter Auseinandersetzungen, weniger mit ihm als mit dem Chef des Dieselmotorenwerkes. Wir haben hier große Dieselmotoren für den Schiffbau produziert, neben Magdeburg war Rostock dafür ja bekannt. Aber gelegentlich fing der Direktor dieses Betriebes an, den Sektionen Aufgaben zu erteilen, von denen ich sagte, das ist nicht Sache der Sektion. Die haben Forschung zu treiben, wenn man so will, für deine Dieselmotoren von Morgen und Übermorgen. Das, was im Heute zu machen war, dafür hatte er doch die eigenen Ingenieure, die wir ausgebildet hatten. Das gab es. Aber solche Auseinandersetzungen halte ich für normal zwischen Theorie und Praxis, wenn man so will.

Aber es hatte darüber hinaus noch einen weiteren Vorteil, nämlich für die Studenten. Wir ließen nur so viele Studenten zu, wie wir nach voraussichtlichen Planungen für jedes Fach benötigten. Das zu erforschen, war gar nicht so schwer. Da haben wir die Zahlen genommen, und jetzt sage ich mal etwas vereinfacht, plus 10 Prozent, weil man mit Verlusten rechnen muss. Aber wir konnten dafür jedem garantieren und das wurde garantiert – das war ein einklagbares Recht – dass er nicht nur einen Studienplatz hatte, sondern einen entsprechenden Arbeitsplatz bekam, etwa in der Werft, wo Herr Dudszus, der Direktor, ihm auch schon die Möglichkeit gab, während eines Praktikums sich einmal umzusehen. Das ist das Wesentliche. Das war auf vielen Gebieten gar nicht so kompliziert, wie man immer heute nachträglich tut, die Volksbildung hat uns doch sagen können, wie viel Lehrer sie braucht, das hing doch auch von der Klassenfrequenz ab: brauchte man mehr für die und die Sprache, brauchte man mehr Mathematiker, das war mit einer gewissen Erfahrung ohne große Komplikation zu ermitteln. Dasselbe galt auch für die Landwirtschaft, die ebenfalls durchorganisiert war, das darf man ja alles nicht vergessen. Eines hängt mit dem anderen zusammen. Das ist heute sicherlich viel schwieriger. Aber da wir in der Landwirtschaft im Grunde genommen nur zwei Typen hatten, die volkseigenen Güter, mit einem überschaubaren Personalbestand, oder die Produktionsgenossenschaften, die wussten ganz genau, wie viele Leute sie für die Tierzucht brauchten, wie viele für die Pflanzenzucht und das Meliorationswesen und andere Bereiche. Ich betone noch einmal, nicht exakt pro Kopf, aber im Prinzip doch so mit plus/minus fünf Prozent meinetwe-

gen. Wir haben für alle Fälle immer gesagt 10 Prozent mehr. Das war völlig klar, und diese Dinge haben sich, meine ich, doch bewährt.

Daniel Münzner:

Eines finde ich sehr bemerkenswert: Sie sind bereits 1956 Prorektor geworden. Zu diesem Zeitpunkt waren Sie aber noch nicht Professor. Wenn ich das so richtig in Erinnerung habe, ist das durchaus auch keine seltene Erscheinung zu damaliger Zeit gewesen, das gab es wohl auch mehrfach an der Universität Rostock. Wie hat sich die Arbeit gestaltet, für Sie als Nichtprofessor dann mit Professoren zusammenarbeiten zu müssen, weil man ja deren Vorgesetzter war. Gab es da irgendwelches Statusdenken, oder hat das funktioniert? Wie war das?

Günter Heidorn:

Wie ich schon sagte, hatte ich in meinem Leben trotz mancher Katastrophen eigentlich immer viel Glück. So bin ich in diese Funktion mehr oder weniger geschoben worden. Aber ich muss den Kollegen, die in der Regel auch älter waren, doch sagen, sie haben mich alle gut ertragen. Was nicht heißt, dass es dann auch einmal Spöttelei gab. Ich kann mich erinnern, dass mich nach einer Rede im Konzil einer, mit dem ich nicht immer auf gleicher Wellenlänge war, etwas spöttisch fragte: „Na, Herr Prorektor, wann werden sie denn Professor?“ Das war so eine Spitze. Ach Gott, ich habe sie ertragen. Ich kann auch hier sagen – ich kann mich gut erinnern – was ich geantwortet habe. Ich sagte: „Lange vor ihrer Emeritierung.“ Aber was soll es, wo Menschen sind, gibt es so etwas. Ich weiß ja nicht, ob die heutige Magnifizienz im Professorenkollegium nur Freunde finden wird. Dann würde ich sagen, wäre es schlecht. Dann kann etwas nicht stimmen.

Kathleen Haack:

Mich würde erstens interessieren: Wo lag der Schwerpunkt ihrer historischen Tätigkeit und zweitens: Sie sagten, Sie seien im Zuge der Zweiten Hochschulreform marxistisch-leninistisch geschult worden. Es gab ja, gerade von Rostock ausgehend, diesen Protest von Rostocker Hochschullehrern, der sich eben gegen diese Zweite Hochschulreform richtete. Es war, soweit mir bekannt ist, der einzige öffentliche Protest, der je von DDR-Hochschullehrern stattfand und in dessen Zuge auch Hochschullehrer gehen mussten. Stellte das für Sie einen Konflikt dar, persönlicher oder ideologischer Natur?

Günter Heidorn:

Dieser Protest richtete sich eigentlich mehr gegen eine andere Einrichtung, mehr gegen die Arbeiter- und Bauernfakultät als gegen das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium. Da gab es solche Dinge, aber das ist natürlich dann nachher in den Medien des anderen Deutschlands beträchtlich übertrieben worden. Und ich

wüsste jetzt nicht, nicht weil ich es nicht sagen will, ich weiß es wirklich nicht, ob da jemand anschließend hat gehen müssen oder nicht.

Kathleen Haack:

Also, ich kenne nur ein Beispiel, Prof. Hans Heygster,¹¹ Direktor der Klinik für Psychiatrie und entschiedener Gegner der Zweiten Hochschulreform. Das ist das einzige Beispiel, das mir im Moment einfällt.

Günter Heidorn:

Davon weiß ich nichts.

Stephan Terrey:

Mich würde jetzt persönlich noch einmal Ihre politische Einstellung zur DDR interessieren. Sie sagten ja, einerseits wurde viel Wert gelegt auf Bildung, auf Soziales, das haben Sie ja auch positiv hervorgehoben. Ihnen war dann aber auch gleich suspekt, wie man andererseits Reise- und Auslandskader benennen konnte. Konnten Sie denn ansonsten dieses eher positive Bild, das Sie hier von der DDR hatten, in Einklang bringen mit dem politischen Alltag, der unter anderem auch hier in dem Gebäude stattfand?¹² Was können Sie sagen, zur Politik die man betrieb, also ich rede jetzt vom Ministerium für Staatssicherheit und politischen Beschränkungen der Bevölkerung?

Günter Heidorn:

Ja, ich habe klar gemacht, dass ich es für einen entscheidenden Fehler hielt, die Menschen in zwei Kategorien zu bringen. Aber ich habe, nicht erst seit jüngster Zeit, akzeptiert, dass überall in der Welt Geheimdienste arbeiten, nicht nur in der DDR, sondern überall, darüber gibt es keinen Zweifel, und ich gehe davon aus. Ich habe auch gemerkt, aber nur indirekt, dass ich ständig observiert worden bin und zwar von der anderen Seite. Der Unterschied ist nur der, dass ich die Akten der anderen Seite nicht einsehen kann. Als Historiker bin ich aber der Auffassung und das haben schon große Historiker, die man aus meiner Sicht nicht unbedingt zu den Freunden der Marxisten rechnen kann, wie Mommsen¹³ festgestellt, dass man über eine Sache nur urteilen kann, wenn man alle Unterlagen, alle Akten und was es sonst noch an Notwendigkeiten gibt, einsehen kann. Schon die alten Römer

¹¹ Hans Heygster (1905-1961) 1949-1953 Direktor der Universitätsnervenklinik Rostock (kommissarisch ab 1945).
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001804 (29.06.2007).

¹² Gemeint ist das ehemalige Untersuchungsgefängnis der Staatssicherheit, in dem sich jetzt der Seminarraum befindet.

¹³ Theodor Mommsen (1817-1903).

sagten und das ist ja berechtigt: „Audiatur et altera pars.“ „Man muss auch die andere Seite hören“.

Ich bin hier bei den Fragen, die Herr Krüger einmal gestellt hat. Darüber habe ich viel nachgedacht, über den 13. August 1961. Den habe ich in Ahrenshoop erlebt. Da hatte ich eine Wohnung und das war an einem Sonntag. Ich hatte mit meiner Frau schön zu Mittag gegessen in dem damaligen, wohl einzigem besseren Restaurant, und plötzlich hatte sich diese Nachricht herumgesprochen: In Berlin haben sie alles zugemacht. Ich habe dann festgestellt, dass ein gutes Drittel der Leute plötzlich, wie von der Tarantel gestochen, aufsprang und wegging. Da waren aber eine ganze Menge Leute darunter, die ich alle kannte, die alle an der Deutschen Staatsoper Unter den Linden oder am Brecht-Ensemble engagiert waren. Das waren alles Leute, die in Westberlin beheimatet waren, aber in Ostberlin ihr Engagement hatten. Die wurden nun ständig mit D-Mark bezahlt, weil sie ja auch D-Mark-Kosten hatten.

Ich bin oft gefragt worden, was ich von diesem 13. August hielte, das erste Mal unmittelbar danach im September 1961 im Kulturzentrum der DDR in Stockholm. Zu meinem Erstaunen, ich muss sagen, auch zu meinem kleinen Entsetzen – mein Vortrag war angekündigt – waren mehr als die Hälfte der Leute im Raum Westberliner. Und die fragten mich nun, was ich davon halte. Da habe ich ihnen folgendes gesagt: Der erste Rektor der Universität Rostock nach dem Krieg, der Chemiker Prof. Rienäcker,¹⁴ der nachher Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften der DDR war, hat mir erzählt, dass er das Präsidium der Akademie aus der Sowjetunion zu Besuch hatte und dass der Vizepräsident der viel größeren Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Nobelpreisträger Physiker Kapiza¹⁵ am Abend in der Runde gefragt habe: „Freunde, gibt es ein Perpetuum Mobile?“ Alle lachten. Er sagte ganz ernsthaft „Doch, hier in Berlin.“ „Wieso das?“ „Ja“, sagte er, „ich kaufe mir eine Flasche Bier, der Einfachheit halber für eine Mark im Osten. Ich trinke sie aus, gehe rüber auf die andere Seite, vielleicht nur eine Straße weit und bin in Westberlin und gebe die Flasche ab, bekomme 20 Pfennig Pfand, gehe in die Wechselstube und bekomme eine Mark, ich kaufe mir eine Flasche Bier... Perpetuum Mobile.“ Darüber kann man noch lachen. Aber so ging es mit Kameras, so ging es mit Kinderkleidung und und und... Das kann sich auf die Dauer kein Staat leisten.

Da sagten die Westberliner: „So haben wir das nie gesehen.“ Ich habe lange Zeit in der Leipziger Straße, unweit dieser Grenze gewohnt. Die Westberliner

¹⁴ Prof. Dr. Günther Rienäcker, Rektor der Universität Rostock 1946-1948. – Angela Hartwig und Tilmann Schmidt (Hrsg.): Die Rektoren der Universität Rostock. Rostock 2000 (Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock Heft 23), S. 70.

¹⁵ Pjotr Leonidowitsch Kapiza, (1894-1984).

kamen und sind für umgerechnet fünf Mark zum Friseur gegangen, die Damen. Das musste beendet werden, das war meine Überzeugung.

Falsch war – da komme ich wieder auf das zurück, was ich schon sagte – die Mauer. Man hätte eine ordentliche Grenze machen können, was weiß ich, mit einem Visum oder mit irgend einem anderen Papier. Das eigentliche Problem war dieses unkontrollierte Abschöpfen, wo ein Staat drauf zahlt, ununterbrochen, wo subventionierte Dinge, die für die eigenen Bürger bestimmt sind, einfach weggehen. Das ist genauso wie das Problem, über das man heute diskutiert. Ich weiß nicht, ob die Innenminister schon zu einem Ergebnis gekommen sind. Sie haben ja gestern damit angefangen. Dieser ununterbrochene Zuzug in die Sozialsysteme von irgend welchen Leuten, der gebremst werden soll. Irgendwann kann ein Staat das nicht mehr mitmachen.

Aber die Schlussfolgerung daraus, alles dicht zu machen, im wahrsten Sinne zu betonieren, das war falsch, weil ich nach wie vor die Überzeugung habe, ein großer Teil der Bürger – ich will jetzt keine Prozentzahlen nennen, weil ich die ja nicht beweisen kann – wäre wieder zurückgekommen, wenn sie ein paar Wochen erlebt hätten, wie das Leben doch unterschiedlich ist, zum Beispiel mit der Sicherheit der Sozialsysteme und anderem. Was dieses Haus im Einzelnen gemacht hat, weiß ich nicht. Ich hatte mit ihm keine Schwierigkeiten. Ich verstehe jeden, der Schwierigkeiten hatte und nun sauer ist, aber darum geht es nicht. Es geht um die Legitimität und es geht um das, was getan wird. Wenn die Central Intelligence Agency sogar britische Prinzessinnen abhört, dann weiß ich ja nicht, ob das so in Ordnung ist.

Kersten Krüger:

Darf ich noch einmal die Frage stellen, die mir heute ein bisschen zu kurz gekommen scheint, die nach der Dritten Hochschulreform? War sie eine Reaktion auf den Vorwurf vom Muff von tausend Jahren, war sie etwas Eigenständiges und war sie zugleich – was wir ja heute auch diskutieren – ein Versuch der Profilbildung der Universität? Das wird jetzt nur anders ausgedrückt. Frau Michael, bitte schließen Sie sich jetzt an, damit Herr Heidorn insgesamt antworten kann.

Hilde Michael:

Meine Frage lautet: Wie war es für Sie? Sie haben gemeint, dass Sie und auch Kollegen internationale Kontakte organisieren, zu Treffen fahren konnten. Mit welchen Schwierigkeiten war das verbunden? Ich habe aus einigen Beispielen ersehen, dass man häufig eben kurz vor Abreise die Absage bekam und dass eine Sonderreisegenehmigung nicht erteilt wurde. Wie haben Sie das erlebt?

Günter Heidorn:

Unterschiedlich – der normale Professor hat immer einen Kollegen und man könnte sagen, in der Regel ist dieser Kollege auch der Teufel. Ich habe, als ich im Ministerium gearbeitet habe, gelegentlich Briefe bekommen. Ich erinnere mich, weil ich immer gerne konkret bin. Die Tochter eines Physikochemikers schrieb mir einen Brief, ihr Mann habe eine Einladung an einen Ort außerhalb des Staatsgebietes bekommen und das sei ihm abgelehnt worden. Daraufhin habe ich eine offizielle Anfrage über meinen Mitarbeiter gestellt und die Berliner Leute, die diesem Hause übergeordnet waren, teilten mir mit, gegen ihn liege nichts vor, auch im Computer keinerlei Fund. In Wirklichkeit hatten die lieben Kollegen ihm die Reise vermasselt und dann so getan, als ob es die Staatssicherheit gewesen wäre, weil sie selber gerne gefahren wären. Das gab es auch.

Es gab aber auch tatsächlich Einwände, die ich sogar bei einer meiner Töchter erlebte. Ich war ja, das hatte ich noch nicht gesagt, nach meinem Rektorat, das 1976 zu Ende war, an die Humboldt-Universität berufen worden, hatte dann ein offizielles „Sabbatjahr“ bekommen, das ich leider nicht antreten konnte, weil ich einer der Stellvertreter des Ministers für Hoch- und Fachschulwesen wurde, verantwortlich für die internationalen Hochschulbeziehungen. Das ist nur wichtig, um das Folgende zu verstehen. Ich habe dieses Haus hier ein einziges Mal in meinem Leben betreten, aber nicht während meiner Rostocker Zeit. Warum? Meine Tochter hatte Lateinamerikanistik studiert, hatte auf dem Gebiet promoviert und sie sprach Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Englisch und Russisch. Sie hatte auch gute Bekannte, die als Gastdozenten hier waren, und sie bekam eine Einladung nach Lissabon. Da wollte sie natürlich gerne einmal in das Land, wo Portugiesisch gesprochen wird. Sie hatte lange in Mosambik und Angola gearbeitet und da war das nur so ein entferntes Portugiesisch. Man ließ sie nicht nach Lissabon reisen. Als ich mich einschaltete, erklärte man mir klipp und klar, man habe meinetwegen Angst, dass dort dann jemand sie kidnappen könnte oder sonst etwas, irgend so einen Quatsch. Da bin ich das erste Mal in dieses Haus gekommen. Hier war damals der General Mittag Chef, und der hatte nun Respekt vor meinem Rang. Ich habe mit ihm ungefähr 30 Minuten gesprochen, davon fünf Minuten über meine Tochter. In diesen fünf Minuten, sagte er, irgend jemand habe meine Tochter angeschwärzt, das sei natürlich gestrichen und sie könne fahren. Da sagte ich ihm: „Das ist schlimm. Bei dieser Arbeit ist es ja kein Wunder, dass ihr einen so schlechten Ruf in der Bevölkerung habt.“ Dann bin ich gegangen. Hier lag das Problem. Verständlicherweise haben sich die Leute wirklich nicht frei gefühlt. Die Schuld liegt bei denen hier und bei denen, die sie angeleitet haben. Darüber kann man ja gar nicht anderer Meinung sein. Das hat uns geschadet, auch unserem Ruf.

Übrigens habe ich einige Rektorenkonferenzen geleitet. Eine Zeitlang war ich, wir hatten das offiziell nur nicht so genannt, quasi der Präsident der DDR-

Rektorenkonferenz. So war ich 1967 in Bad Godesberg bei der westdeutschen Rektorenkonferenz und 1972 in Montreal bei der Konferenz der Weltuniversitäten, der „International Association of Universities“. Ich habe diese Weltkonferenz mitgemacht im Queen-Elizabeth-Hotel und habe an der Yale-Universität einen Vortrag gehalten. Ich habe in Paris UNESCO-Konferenzen mit geleitet. Wie oft ist mir diese verständliche Frage gestellt worden: „Wie kommt es, wenn ich Schulze einlade, dass Meier kommt?“ Ja, das war leider so und das ist letztlich der Grund, warum ich gesagt habe: Ich mache Schluss. Ich bin ja ausgeschieden aus dem Ministerium und dann nach Göteborg gegangen als Gastprofessor, weil ich diese schizophrene Geschichte in meinem Kopf nicht mehr zusammen bringen konnte.

Kersten Krüger:

Ich denke, wir können es dabei belassen. Die Dritte Hochschulreform bleibt ein Dauerthema und wird uns wieder beschäftigen. Für heute sage ich herzlichen Dank an unseren Zeitzeugen, Günter Heidorn, und an das gesamte Seminar.

Die III. Hochschulreform – Versuch einer Verbesserung der Leitung und Planung im Hochschulwesen der DDR

Von Günter Heidorn¹

Einige Kollegen haben bereits in dieser oder jener Weise die Veränderungen erwähnt, die durch die III. Hochschulreform bewirkt worden sind. Nicht nur Wissenschaftler aus den so genannten alten Bundesländern fragen oft, was es mit der III. Hochschulreform in der DDR auf sich gehabt habe. Sie wollen wissen, ob es sich bei dieser Reform in erster Linie um eine Reflexion westdeutscher Vorgänge gehandelt habe oder nicht. Diese Frage kann nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden. Natürlich wurden in der DDR die Debatten an den westdeutschen Universitäten und Hochschulen verfolgt, die gegen die Erstarrung der Strukturen an den Universitäten und Hochschulen geführt wurden und in dem Slogan von dem Muff unter den Talaren mündeten. Bekannte Wissenschaftler – Kollege Ulbricht wies schon daraufhin – wie zum Beispiel der Physiker Rudolf Mössbauer warfen den Hochschulen vor, sich von der Einheit von Forschung und Lehre weg und hin zur Einheit von Lehre und Leitung entwickelt zu haben. Als **ein** Instrument, das dieser Entwicklung entgegen wirken sollte, wurde unter anderem der Wissenschaftsrat gegründet.

Ich kann mich gut an die Debatten erinnern, die ich selbst 1967 als Leiter einer DDR-Rektoren-Delegation in Bad Godesberg mit den Mitgliedern der Westdeutschen Rektorenkonferenz über die Zukunft der Universitäten geführt habe. Man sprach damals noch nicht über globale Herausforderungen, denen keiner ausweichen könne, aber gewisse weltweite Anforderungen an und durch die Wissenschaft spielten doch eine nicht unerhebliche Rolle. Es muss hier und heute nicht nachgewiesen werden, welche Rolle die SED für das Hochschulwesen der DDR spielte. Der VII. Parteitag der SED im April 1967 zum Beispiel war vornehmlich der Wissenschaft gewidmet. Alle Rektoren nahmen als Gäste an dem Parteitag teil. Im Mittelpunkt stand die wissenschaftlich-technische Revolution unter den gesellschaftlichen Verhältnissen des Sozialismus. Es ging darum – so hieß es auf dem Parteitag und der ihm folgenden IV. Hochschulkonferenz –, die Gesellschaft auf den Übergang zur komplexen Anwendung automatisch gesteuerter und geregelter Produktionssysteme vorzubereiten.

Diese Entwicklung und die besondere Verantwortung der Universität Rostock war bereits während der Ostseewoche im Sommer 1965 in einem Symposium mit dem Vorsitzenden des Staatsrats Walter Ulbricht Hauptthema bei seinem Besuch an der Universität gewesen. Denn – so wurde es auch auf der IV. Hoch-

¹ Dieser Vortrag wurde auf der Tagung der Rosa-Luxemburg-Stiftung zur *Geschichte der Wissenschaft im Norden der DDR* am 24. Februar 2007 in Warnemünde gehalten.

schulkonferenz formuliert – die Wissenschaft sei selbst zur Produktivkraft geworden und damit zum unmittelbaren Element der Produktion. Das konnte nicht ohne Konsequenzen für die Lehre und Forschung an den Universitäten bleiben. Dabei ging es nicht nur um neue Kapazitäten, sondern vor allem um einen neuen Inhalt der Ausbildung. Das Ziel war ein Absolvent, der die theoretischen Grundlagen seines Faches beherrschte, einschließlich der ökonomischen und gesellschaftlichen Probleme, und der mit den modernen Mitteln der Datenverarbeitung vertraut war. Hier muss man allerdings einfügen, dass die EDV damals noch in den Anfängen steckte.

Doch sollte der Absolvent die Methodik wissenschaftlicher Arbeit erlernt haben sowie in der Lage sein, die Ergebnisse der Wissenschaft auf die praktischen Erfordernisse anzuwenden und schnell auf neue Probleme zu reagieren. Und nicht zuletzt sollte der so ausgebildete Absolvent die Fähigkeit besitzen, sich neue wissenschaftliche Kenntnisse selbstständig anzueignen, an der Weiterentwicklung der Erkenntnisse mitzuwirken und gewillt und vorbereitet sein, seine Tätigkeit in den Dienst der sozialistischen Gesellschaft zu stellen.

In einem Satz lässt sich ausdrücken, worin die über allem stehende Zielsetzung bestand, wobei ich bewusst die damalige Formulierung wähle. Es ging um die Integration der Universität in das entwickelte gesellschaftliche Gesamtsystem des Sozialismus. An der Universität Rostock begannen die Diskussionen zunächst über inhaltliche Fragen, die von den objektiven Erfordernissen der Wissenschaftsentwicklung ausgingen. Erst danach spielten in der Diskussion mögliche strukturelle Veränderungen eine Rolle. Die Ingenieurökonomische Fakultät beschäftigte sich zum Beispiel sehr intensiv mit dem neuen Lehr- und Forschungsgebiet „Sozialistische Wirtschaftsführung“. Das geschah nicht zuletzt deswegen, weil – wie schon seit 1955 an anderen Hochschulen geschehen – ein neues Institut, nämlich das Institut für Sozialistische Wirtschaftsführung, aufzubauen war, was im Januar 1967 geschah. Es sollte die Lehre von einer modernen Wirtschaftsführung entwickeln und leitende Kräfte aus dem Bereich des Ministeriums für Schwermaschinen- und Anlagenbau systematisch weiterbilden sowie ihnen Kenntnisse der modernen Leitungstätigkeit vermitteln. Am Institut für Germanistik zum Beispiel befasste man sich ganz praxisnah mit Problemen der Sprachsoziologie, wozu am 7. April 1967 ein Kolloquium stattfand. Die notwendig gewordene deutsche Orthografie-Reform spielte gleichfalls eine große Rolle, worüber Herr Kollege Nerius ja im Anschluss sprechen wird.

Ein weiteres Beispiel sei noch erwähnt, um zu beweisen, dass die Mehrheit unserer Wissenschaftler begriffen hatte, wie wichtig der unmittelbare Bezug zur Praxis war. Ich nenne hier das Kolloquium zur Rationalisierung der Fertigungsvorbereitung, welches die Technische Fakultät am 26. April 1967 im Zusammenhang mit den 1. Rostocker Studententagen veranstaltete. Auf der Basis vieler Debatten entstanden die „Prinzipien zur weiteren Vervollkommnung der Lehre

und Forschung an den Universitäten und Hochschulen”, in denen auch die Anforderungen an das Hochschulwesen als Teil des einheitlichen Bildungswesens der DDR hervorgehoben wurden. In diesem Dokument wurde eine Neugliederung des Studiums vorgeschlagen und zwar in aufeinander abgestimmten Abschnitten wie Grund -, Fach-, Spezial- und Forschungsstudium. Diese Prinzipien wurden dann von der IV. Hochschulkonferenz Anfang Februar 1967 angenommen und erhielten mit dem Staatsratsbeschluss vom 3. April 1969 über die „Weiterführung der 3. Hochschulreform und die Entwicklung des Hochschulwesens bis 1975” Gesetzeskraft.

Bedeutende strukturelle Veränderungen wurden eingeleitet. Das betraf vor allem die Leitungen der wissenschaftlichen Einheiten. Zwar spielte im neuen Leitungssystem die kollektive Beratung eine nicht geringe Rolle, aber auf allen Ebenen wurde zu Lasten der Universitätsautonomie das Prinzip der Einzelleitung und Verantwortung durchgesetzt. Das galt auch und im besonderen für die Funktion des Rektors. Er war nicht mehr Primus inter Pares. Nicht wenige Professoren hielten das für falsch, denn, so argumentierten sie, eine Universität ist kein Industriebetrieb oder Kombinat. Und noch ein Prinzip wurde aus der Leitungspraxis der Industrie übernommen. Bei allen wesentlichen Entscheidungen waren die jeweiligen SED-Parteileitungen eine dominierende Größe. Neben dem Rektor amtierten zunächst vier und dann drei Prorektoren. Ferner wurde die gesamte Verwaltung in fünf Direktoraten konzentriert.

Die Organisationsform der oft sehr kleinen Institute hatte sich überlebt. Darauf hatte der Rektor Prof. Dr. Schick in seinem Brief an das ZK der SED vom Januar 1965 hingewiesen. Diese kleinen „Grafschaften”, wie sie nicht selten genannt wurden, behinderten allzu oft die notwendig gewordene interdisziplinäre Arbeit. Auch die alten Fakultäten, die zumeist nur noch ein administratives Dach über den Instituten waren, konnten die Funktion der Integration unterschiedlicher Wissenschaftsgebiete nicht erfüllen. Als eine mögliche Lösung bot sich die Bildung von Sektionen an. Mir persönlich wäre eine andere Bezeichnung wie zum Beispiel Departement lieber gewesen. Eine Sektion war für mich eine Sache der Pathologen.

An der Universität Rostock wurden 16 Sektionen gebildet, zu denen noch als zentrale Bereiche die Fremdsprachen-Abteilung, das Industrie-Institut und das Institut für Sozialistische Wirtschaftsführung hinzuzuzählen sind.

Der Wissenschaftliche Rat mit seinen Fakultäten trug die Verantwortung für das wissenschaftliche Gesamtniveau der Universität und die Räte der Sektionen für das Niveau in ihrem Bereich. Die Integration der Universität in die sie umgebende Gesellschaft war Gegenstand der Beratungen im Gesellschaftlichen Rat, in dem neben den Wissenschaftlern leitende Persönlichkeiten aus Betrieben und Einrichtungen saßen. In allen Räten waren gewählte Vertreter der gesellschaftlichen Organisationen (SED, FDJ, FDGB) gleichberechtigte Mitglieder.

Als vorteilhaft erwiesen sich sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis die festen Kooperationsbeziehungen, die vertraglich geregelt waren. Ich nenne hier die Kooperation zur Seewirtschaft zwischen den Sektionen Schiffstechnik, Technische Elektronik, Betriebswirtschaft u.a. Weitere Beispiele sind die Kooperationen mit der WB Schiffbau (später Kombinat), der WB Hochseefischerei und der Volksmarine. Ferner sei der Kooperationsverband Landwirtschaft erwähnt mit den Sektionen Landtechnik, Meliorationswesen und Pflanzenproduktion sowie Tierproduktion einerseits und landwirtschaftlichen Betrieben und Instituten der AdL andererseits. Über die Kooperation der Sektion Biologie mit der WB Hochseefischerei hat Kollege Biester gesprochen. Der Generaldirektor war auch führendes Mitglied im Gesellschaftlichen Rat der Universität. Die gesellschaftswissenschaftlichen Sektionen waren mit den Volksbildungs- und Kulturinstitutionen wie Theater, Fernsehen und Rundfunk verbunden. Die medizinischen Einrichtungen der Universität, die allein schon einen großen effektiven Komplex darstellten, arbeiteten eng mit dem öffentlichen Gesundheitswesen zusammen und besaßen, wie Kollege Klinkmann nachgewiesen hat, ein beachtenswertes Forschungspotential. Eine zumeist erfolgreiche Kooperation erfolgte mit den Instituten der Akademien.

Es lag im Gesamtinteresse der DDR, unter Berücksichtigung der zum Teil geringen personellen und materiellen Kapazitäten, die vorhandenen Kräfte in der Forschung und Lehre zu konzentrieren. Das brachte leider für bestimmte Einrichtungen den Abbau einiger Kräfte mit sich. So verlor die Universität Rostock im Zuge der Konzentration solche Disziplinen wie die Pharmazie, die Geologie und Mineralogie, die Altphilologien, die klassische Geschichte und manch anderes. Doch die wachsenden Leistungen der Rostocker Wissenschaftler waren international anerkannt. Die Universität hatte mit 16 Hochschulen im Ausland Verträge über eine wissenschaftliche Zusammenarbeit. Aus über 50 Staaten studierten junge Menschen an der Universität Rostock erfolgreich in den verschiedenen Fachrichtungen. Viele von ihnen habe ich später in ihren Heimatländern wieder getroffen. Sie waren noch voll des Lobes über ihre Alma Mater, wie sie voller Respekt die Universität Rostock nannten.

Maeß, Gerhard



Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000772)
 vom 12.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. sc. nat.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1970-80 Dozent für Numerische Mathematik 1980-2003 Professor für Numerische Mathematik
<i>Fakultät:</i>	Sektion Mathematik (1968-1990) Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Institut für Mathematik
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Numerische Mathematik

<i>Weitere Vornamen:</i>	Siegfried Werner
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 27.10.1937 in Magdeburg
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Erich Maeß
<i>Mutter:</i>	Gudrun Maeß, geb. Weirich
<i>Kurzbiographie:</i>	
1955	Abitur, Magdeburg
1955-60	Studium der Mathematik und Physik, Univ. Jena
1960-70	Wiss. Mitarbeiter, Institut für Angewandte Mathematik und Mechanik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin
1965-70	nebenberuflich Lehrbeauftragter, Humboldt-Univ. Berlin
1968-74	nebenberuflich Fachredakteur am Zentralblatt für Mathematik
1970-2003	Hochschuldozent, ab 1980 o. Professor für Numerische Mathematik, Univ. Rostock
1976-90	verantwortlicher Redakteur des "Rostocker Mathematischen Kolloquiums"
1990-98	Rektor der Universität Rostock

Akademische Abschlüsse:

Studien- 1960 Dipl.-Math., Univ. Jena
abschluss:
Promotion: 1965 Dr. rer. nat., Humboldt-Univ. Berlin
Habilitation: 1977 Dr. sc. nat., Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

1990-98 Rektor
Wissenschaftsbereichsleiter (1970er Jahre)

Funktionen:

1990-98 Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz
1993-95 Mitglied im Strategiekreis des Bundeskanzlers
2000-04 Ombudsman der Universität Rostock
2002-06 Hochschulrektorenkonferenz: Senat, Ständ. Kommission
Strukturplanung, Beirat der HRK-Stiftung
Wissenschaftsrat (eine Wahlperiode)
Max-Planck-Gesellschaft: Senat (zwei Wahlperioden)
DFN-Verein (Deutsches Forschungsnetz), Vorstandsmitglied
Mitglied des IBZ-Ausschusses (Internationales Begegnungszentrum
der Wissenschaft) der Humboldt-Stiftung
Zentrum für graphische Datenverarbeitung (ZGDV),
Vorstandsmitglied
Strukturkommission des Landes Mecklenburg-Vorpommern,
Mitglied
Strukturkommission des Landes Berlin, Mitglied
Strukturkommission des Landes Sachsen-Anhalt, Mitglied
Strategiekreis des BMFT
Beirat des Instituts für Hochschulforschung (HoF) Wittenberg,
Mitglied
Kuratorium des Instituts für Ostseeforschung Warnemünde, Mitglied
Evaluationskommission der FU Berlin, Mitglied
Deutsch-Japanische Gesellschaft, Präsident (3 Wahlperioden)
Förderverein des Volkstheaters Rostock, Vorsitzender (3
Wahlperioden)
Gesellschaft der Förderer der Universität Rostock,
Verwaltungsausschuss-Mitglied
Freunde und Förderer der Kulturstiftung der Hansestadt Rostock,
stellvertr. Vorsitzender

wissenschaftliche Mitgliedschaften:

sämtlich aufgekündigt bzw. ruhen gelassen, solange die Diskriminierung der
ostdeutschen Emeriti andauert

Ehrungen:

1993	Officier dans l'Ordre des Palmes Académiques, Frankreich
1998	Bundesverdienstkreuz
1998	Ehrenmedaille der Agrarwissenschaftlichen Univ. Debrecen
1999	Kulturpreis der Hansestadt Rostock (für DJG)
1999	Ehrensensator der Universität Rostock
1998	Ehrenbuch der Hansestadt Rostock

Werke (Auswahl):

Quantitative Verfahren zur Bestimmung periodischer Lösungen autonomer nichtlinearer Differentialgleichungen. Abhandl. Deutsche Akad. Wiss., Kl.Math.Phys.Techn., 1965, Heft 3, 67 S.
 Elementare Methoden der numerischen Mathematik (mit H. Kiesewetter), Akademie-Verlag Berlin und Springer-Verlag Wien 1974, 276 S.
 Iterative Lösung linearer Gleichungssysteme. Nova Acta Leopoldina. Neue Folge, Nr. 238, Band 52, Halle/Saale 1979, 79 S.
 Vorlesungen über Numerische Mathematik, Zweibändiges Lehrbuch. Akademie-Verlag Berlin und Birkhäuser Verlag Basel 1984 und 1988, 231 S. und 327 S.

Quellen:

eigene Angaben

Weitere Literatur:

Wer ist wer, Schmidt-Römhild (seit 1993)
 Brigitte Schellmanns Who's who in German (seit 1999)
 Ibp Who's who in Germany, Berlin
 Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender, seit 95
 Marquis Who is who in the world, Providence/N.J., U.S.A.
 Marquis Who is who in American Education, Providence/N.J., U.S.A.
 IBC Cambridge
 ABI Raleigh, N.C., U.S.A.

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Gerhard Maeß am 19. Januar 2007

Kersten Krüger:

Wir begrüßen Herrn Prof. Dr. Gerhard Maeß, Mathematiker und Rektor während der Hochschulerneuerung. Auf Ihren Bericht sind wir sehr gespannt, Sie haben das Wort.

Gerhard Maeß:

Herzlichen Dank für die Einladung in Ihr Seminar. Ich muss gestehen, dass ich bisher allen freundlichen Aufforderungen widerstanden habe, mich autobiographisch zu äußern. Wenn man – wie ich – kein Tagebuch geführt hat, läuft man nämlich Gefahr, sein Leben nicht objektiv aus der jeweiligen Situation, sondern subjektiv aus heutiger Perspektive zu beschreiben und zu bewerten. Ich hoffe, diese Schwierigkeit dadurch zu umgehen, dass ich mich auf Berichte von Zeitgenossen stütze. Meinen Beitrag stelle ich deshalb unter das Thema

Big (and small) brothers are watching you – leben und arbeiten in Deutschland. Ein Bericht über Berichte.

Von 1955 bis 1960 studierte ich an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena Mathematik und Physik. Während dieser Zeit beteiligte ich mich an der Arbeit der Evangelischen Studentengemeinde. Die Ursache dafür war weniger eine tiefe religiöse Überzeugung als die unter dem Dach der Kirche gebotene Möglichkeit, ohne ideologische Scheuklappen neue kulturelle, wissenschaftliche und politische Entwicklungen kennen zu lernen und zu diskutieren. Für das Sommersemester 1958 war ich zu einem der vier Vertrauensstudenten gewählt worden. Aus dieser Zeit stammen die ältesten mir bekannt gewordenen und mich betreffenden Berichte des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der Deutschen Demokratischen Republik (DDR):

Am 20.03.1958 verabschiedete die MfS-Kreisdienststelle Jena einen *Maßnahmeplan* zur Überwachung der Studentengemeinde: Mit Studentenpfarrer Krannich soll *eine weitere Aussprache mit dem Ziel* geführt werden, *Einzelheiten zum Einbau der (Abhör-)Technik im Gemeindehaus in Erfahrung zu bringen*; Personen, die im Obergeschoss des Hauses wohnen, sollen *nach der Richtlinie 21 aufgeklärt* (d.h. ausspioniert) werden. Dasselbe soll mit den vier namentlich aufgeführten Vertrauensstudenten erfolgen, *mit dem Ziel, aus diesen eine Person anzuwerben*. Tatsächlich besuchten mich seinerzeit zwei Herren und baten mich freundlich, *in meinem Interesse, im Interesse der Universität und im Interesse des*

Staates um Zusammenarbeit mit den „Organen“. Leider kann ich mich an Einzelheiten des Gesprächs nicht erinnern. Auch in den MfS-Akten findet sich keine Notiz dazu. Jedenfalls wurde ich aufgefordert, über die Zusammenkunft im eigenen Interesse strengstes Stillschweigen zu bewahren. Ich erwiderte, dass ich dies leider nicht tun könne, sondern – nachdem ich sie zur Tür gebracht hätte – umgehend meinen Pastor über die Begegnung informieren würde. Wir hatten dies zuvor in der Studentengemeinde so verabredet. Offenbar war eine derartige „Dekonstruktion“ ein wirksamer Schutz gegen Anwerbungsversuche. Ich blieb – jedenfalls in Jena – von weiteren Besuchen verschont.

Am 24.03.1958 richtete Oberstleutnant Sobeck von der MfS-Kreisdienststelle Jena eine Anfrage an die MfS-Bezirksverwaltung meiner Geburtsstadt Magdeburg. Sie verdeutlicht, wie breit derartige Recherchen angelegt waren. Mit der Bitte *um baldige Erledigung wird gebeten, folgende Ermittlungen zu tätigen: Eltern und Geschwister (genaue Personalien, Arbeitsstellen, gesellschaftliche Tätigkeit, Leumund), gesellschaftliche Tätigkeit, moralischer Lebenswandel, Glaubensbekenntnis, Leumund des M.* Der auf den 12.06.1958 datierte *Ermittlungsbericht* aus Magdeburg geht in seiner Breite noch über die Anfrage hinaus. Über mich wird berichtet: *Der Leumund des M., Gerhard ist gut. Von allen Befragten wird er als ein gut erzogener, fleißiger und strebsamer Bürger geschildert. In moralischer Hinsicht ist er einwandfrei. Der Genannte ist evangelisch, jedoch ist er kein aktiver Kirchengänger.* Neben den – übrigens nicht in allen Details korrekten – Informationen über Eltern und Geschwister wird auch ein Bericht über meine Großmutter für erforderlich gehalten, vermutlich, weil sie eine verwitwete Pfarrfrau war: *Die Großmutter Marianne Weirich ist nicht berufstätig. Sie ist Rentnerin und bezieht eine Rente von 95,- DM monatlich. Die W. gehört keiner Partei an und tritt politisch im Wohngebiet nicht in Erscheinung. Die Genannte war verheiratet. Ihr Ehemann war Pfarrer! Derselbe ist 1933 [richtig wäre 1920 gewesen] verstorben. Die W. ist Eigentümerin des Grundstücks Babelsberger Straße 15. ... Sie ist ruhig, anständig und freundlich. Nachteiliges ist nicht bekannt.*

Die Jenaer MfS-Genossen Leutn. Hartmann und Oberfeldw. Gollhardt waren in der Zwischenzeit nicht untätig gewesen. Im Prorektorat für Studentenangelegenheiten hatte man ihnen Einsicht in meine (seinerzeit ohne Kenntnis der Betroffenen geführte) Studentenakte gewährt und sogar Abschriften von Beurteilungen gestattet. Zum Beispiel findet sich unter dem Datum 27.5.1958 die Abschrift eines (mir selbst nicht bekannten und vermutlich 1954 von meinem Klassenlehrer verfassten) Berichts über meine Magdeburger Oberschulzeit: *Gerhard Maeß ist ein äußerlich unscheinbarer Junge, der jedoch in geistiger Hinsicht alle seine Klassenkameraden bei weitem überragt. Schon in der 9. Klasse bewies er, dass die Arbeit der Oberschule ihm besonders gut lag. Er zeichnete sich vor allem durch seine Arbeitsmethode und Arbeitseinteilung aus. Erfreulicherweise verfiel*

er nie in Überheblichkeit, vielmehr war er schwächeren Mitschülern gegenüber stets hilfsbereit. So leitete er wiederholt Förderkurse für Schüler seiner Klasse und solche der unteren Klassen. Gerhard ist gleich gut begabt für die sprachlichen sowie die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Seine charakterliche Feinheit, seine außerordentliche Begabung, sein Fleiß und sein sehr stark entwickeltes Pflichtgefühl werden ihn zu einem führenden Mitglied der Gesellschaft machen. Da sage noch einer, die MfS-Akten enthielten nur Negatives!

Oberfeldw. Gollhardt, diesmal als *op. Mitarb.* unterzeichnend, verfasste am 28.3.1956 einen handschriftlichen *Ermittlungsbericht* über seine Recherchen bei meinen Wirtsleuten. Darin heißt es u.a.: *Von Herrn Linke konnte in Erfahrung gebracht werden, dass sie noch nie einen so anständigen Untermieter wie M. gehabt hätten. M. ist sehr freundlich und ständig zuvorkommend. Ungefähr seit 3 Monaten hat M. bis zum heutigen Tage ... Besuche von Studenten empfangen. Es handelt sich um 2 weibliche und eine männliche Person. M. hat gegenüber seinen Wirtsleuten verlauten lassen, dass dies Mitstudenten seien, die mit ihm Skat spielen. Namen von diesen Studenten sind Herrn Linke nicht bekannt. ... Über seine religiöse Einstellung konnte im Wohnbezirk nichts in Erfahrung gebracht werden.*

Ebenfalls am 28.3.1958 steuerte ein Gen. Hande einen *Aussprachebericht mit dem Studenten Weißbach* (einem meiner Kommilitonen) bei. Dieser Bericht ist insofern bemerkenswert, weil er einer der wenigen ist, der negative Einschätzungen über meine Person enthält. Möglicherweise wollte sich Bernulf Weißbach, der dem Alkohol und Nikotin seinerzeit mehr als dienlich zusprach, mir aber immer freundlich, ja kumpelhaft begegnete und sich von mir wiederholt Geld borgte, bei dem MfS-Mitarbeiter interessant machen und als Informant anbieten: *Maeß ist mit dem Studenten Gebauer eng befreundet. Weißbach hat nicht den Eindruck, dass Gebauer kirchlich gebunden ist. Beide sind in derselben Seminargruppe und haben eine negative Einstellung zu unserem Staat. ... In der Seminargruppe besteht ein Skatclub. Ihm gehören an Sie verkehren in der Wagnerklausen, Johannistor, gerade wie es passt. Die MfS-Kreisdienststelle kommt schließlich zu folgender Schlussfolgerung: Die bisherige operative Bearbeitung hat ergeben, dass man ohne das Ansetzen eines oder mehrerer Inoffizieller Mitarbeiter (IM) an den M. nicht über das bisherige Ergebnis hinauskommt. Festgelegt werden Maßnahmen zur weiteren operativen Bearbeitung: Überprüfen wann die Möglichkeit des Einbaus der operativen Technik bei M. besteht. Ermittlungen und eine Skizze dazu wurden schon angefertigt. Dazu werden ausgenutzt a) inoffizielle Postkontrolle, b) Ermittlungen im Wohngebiet und VPKA (Volkspolizei-Kreisamt) und c) die vorhandenen GI's (das sind keine US-Soldaten, sondern Geheime Informanten). Mit dem GI „Hans“ wird eine Aussprache geführt um festzustellen, welche Möglichkeiten er zum Ansetzen an den M. hat. Nachdem der GI „Dieter“ übergeben wurde (was immer das heißen mag) wird er*

geschult und bekommt Kontrollaufträge. Dann wird mit ihm die Frage geklärt, welche Möglichkeiten er zum Ansetzen an den M. hat. Schließlich wird die Suche und Aufklärung von Personen, die Verbindung zu M. haben und für eine Werbung als IM geeignet sind, beschlossen.

Inwieweit und mit welchem Ergebnis diese Vorhaben umgesetzt wurden, blieb bisher verborgen, da mir zugehörige MfS-Unterlagen bis heute nicht bekannt geworden sind. Möglicherweise sind sie verloren gegangen oder vernichtet worden. Dass die Bespitzelung weiterging, zeigt der folgende Vorfall. Er verdeutlicht – fast 40 Jahre später – welche Ausmaße der Einfluss der Staatssicherheitsbehörden auf die Privatsphäre der DDR-Bürger annehmen konnte: Kurz vor meinem Vortrag auf dem Hamburger Kirchentag im Jahre 1995 wurde mir ein Brief überreicht, den ich auszugsweise zitiere: ... *1959 traf sich eine Gruppe Tübinger Studenten der ESG (Evangelischen Studentengemeinde) in Berlin mit einer Gruppe Studenten aus der Patengemeinde in Jena. Es war für alle eine sehr spannende und interessante Woche. Du, aus Jena, und ich, eine Engländerin, die gerade in Tübingen studierte, waren auch dabei. Eine Zeitlang haben wir sogar korrespondiert, als ich wieder in England war. Dann kam eines Tages mein Brief zurück – und ich hatte schon gelernt, dass man damals besser nicht weiter fragte ... aber immer, wenn ich an die Probleme in der DDR dachte, dachte ich auch an Dich und fragte mich, wie es Dir wohl gegangen sei. Welche Freude hat es mir bereitet, als ich hörte, dass Du heute Rektor der Uni Rostock bist! Nun habe ich gelesen, dass Du sogar zum Kirchentag kommst und dort am Donnerstag sprichst. Ich bin auch zum Kirchentag in Hamburg und würde mich freuen, Dich wiederzusehen. ... Mit herzlichen Grüßen Deine Caroline.* Meine Briefe an Caroline kamen seinerzeit übrigens nicht zurück, sondern landeten vermutlich in meiner Stasi-Akte, wodurch ich in meiner Naivität zu dem – gewiss vom MfS beabsichtigten – Schluss kommen musste, dass meine englische Brieffreundin nichts mehr von mir wissen wollte.

Dass ich erneut in das Fadenkreuz des MfS geriet, hatte ich der Bekanntschaft mit einem amerikanischen Studenten zu verdanken, der offenbar die Aufmerksamkeit der Grenzbehörden erregt hatte. Von der *Hauptabteilung Paßkontrolle und Fahndung, GÜSt* (Grenzübergangsstelle) *Friedrich-Zimmerstraße* (dies war der Ausländer-Grenzübergang „Checkpoint Charlie“, für Bundesbürger gab es andere Übergänge) liegt ein *Operatives Feststellungsergebnis vom 02.05.1966* über eine Person vor, die im weiteren „*Donnerstag*“ genannt wird. Darin heißt es unter anderem: ... *Gespräch wurde informatorisch bei der Paßausgabe bei Ausreise des Bürgers geführt. Sachverhalt: ... Bei der Ausreise wurde durch Posten 7 der GÜSt, Gen. Fw. Tandel beobachtet, wie er mit einem PKW vom Typ „Trabant“, pol. Kennzeichen IS 09-80 (das war das Kennzeichen meines Autos) zur GÜSt gebracht wurde. Sich im PKW befindliche Personen konnten nicht ausgemacht werden ...* Die Tatsache, dass ein ausländischer Besucher Kontakt mit

einem Einheimischen aufgenommen hatte und von diesem an die Grenze gebracht worden war, reichte offenbar aus, einerseits den Gast in eine Fahndungsliste aufzunehmen und weitere Besuche zu beobachten (die Akte vermerkt 29 Termine aus dem Jahr 1966), andererseits den Einheimischen einer eingehenden Kontrolle zu unterziehen.

In meiner Akte befindet sich eine *Ermittlung betr. Dr. Maeß* vom April 1967. Nach Abschluss meines Studiums war ich 1960 als wissenschaftlicher Assistent (später wissenschaftlicher Arbeitsleiter) an das Institut für Angewandte Mathematik und Mechanik der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAW) gekommen. 1961 hatte ich in unmittelbarer Nähe meiner Arbeitsstätte (Mohrenstraße 39) den Mauerbau miterlebt und mit ansehen müssen, dass sich auch Kollegen, also Wissenschaftler – organisiert in so genannten Kampfgruppen –, am Ausrollen des (aus dem Westen gelieferten) Stacheldrahtes beteiligten. Ich hatte geheiratet und war nach einigen Mühen (unter anderem einer Eingabe an den Staatsratsvorsitzenden) mit meiner seinerzeit vierköpfigen Familie stolzer Besitzer einer 2½-Zimmer-Neubauwohnung geworden. Diese befand sich in einem typischen DDR-Plattenbau in Berlin-Johannisthal. Die Wiese zwischen unserem Haus und dem Teltow-Kanal diente den Grenzschützern als Schussfeld und sollte deshalb nicht zum Spielen benutzt werden, was bei unseren Kindern nicht immer auf Verständnis stieß: *Befragt wurde Gen. Unterleutnant Höhne, der zwei Häuser weiter als M. wohnt ..., bestätigte, daß die Familie M. im Wohnblock nicht negativ auffalle. Herr M. nimmt an Hausversammlungen teil und unterbreitet selbst Vorschläge. Politisch nicht in Erscheinung getreten... Befragt wurde Frau Löhnert, deren Ehemann Oberleutnant der VP (Volkspolizei) ist. Die Familie Maeß genießt im Haus ein hohes Ansehen. Sie treten gegen jedermann sehr höflich und hilfsbereit auf ... haben Vertrauen zur Familie Löhnert, der sie ihre Wohnungsschlüssel ständig zur Aufbewahrung überlassen ... beteiligen sich auch an gemeinsamen NAW-Arbeiten (Arbeitseinsätzen im „Nationalen Aufbauwerk“) oder spenden bei Sammlungen. Herr M. hat wiederholt im Haus freiwillig Reparaturen übernommen. Politisch hat es jedoch noch keine bedeutsamen Diskussionen gegeben. Im Haus hat man zur Kenntnis genommen, dass Familie M. nicht flaggt. (Wir besaßen gar keine Fahne mit dem DDR-Emblem). Man wird sie jetzt zum 1.Mai daraufhin ansprechen. Beide Familienteile sind religiös gebunden, jedoch nicht fanatische Kirchenvertreter. Beide haben ihre Eltern in der DDR zu wohnen. ... Herr M. soll auch zu Hause noch sehr viel arbeiten und sehe daher gesundheitlich angegriffen aus. Die Fam. M. habe keinen Fernseher, da sie sehr viel zu arbeiten hätten.*

Tatsächlich übte ich – um mein bescheidenes Gehalt (seit meiner Promotion bekam ich monatlich 1.000 Mark brutto) aufzubessern – zeitweise bis zu drei Nebentätigkeiten aus. Neben den Forschungsaufgaben an der Akademie der Wissenschaften hatte ich einen Lehrauftrag an der Humboldt-Universität, über-

setzte russische Fachzeitschriften und arbeitete als Fachredakteur am Zentralblatt für Mathematik, einem der wenigen auch nach 1961 noch aktiven gesamtdeutschen Unternehmen. *Außer dem Trabant (das war der DDR-Kleinwagen) haben sie noch einen kleinen Garten, den sie sehr gut pflegen. Fam. M. empfängt oft Besuch von ehemaligen Studienkollegen, die offenbar republikflüchtig sind. Dabei soll es sich vornehmlich um Bekannte der Frau M. handeln. Ausländischer Besuch nicht bemerkt. Das Familienleben ist harmonisch. Solche Besuche arten nie in laute Feiern etc. aus. Frau M. erzählt von solchen Besuchen, ohne dabei jedoch negative Bemerkungen zu machen. Eine Tageszeitung hat Fam. M. nicht abonniert. Der Bruder von Herrn M. ist als Chirurg in der Charité tätig. Seine Schwester ist Apothekerin. In der Ausstellung der DAW, Leistungsschau junger Nachwuchswissenschaftler der DAW zu Ehren des VII. Parteitages, die in der Deutschen Staatsbibliothek gezeigt wird, befindet sich auch das Bild des Dr.M. ...*

Einen inoffiziellen Bericht über meine Mathematik-Vorlesung für angehende Physiker fand ich, versteckt in einem Nikolausstiefel, am 6. Dezember 1967 hinter dem Rednerpult eines Hörsaals der Berliner Humboldt-Universität: *Herr Dr. Maess begann damit – daß er uns warm empfahl – die Stätten der Kultur zu nutzen – und möglichst öfter mal. – Dann fing er an zu explizier'n – gewalt'ge Rechnerein – und wie er's zeigt – so scheint es uns – nicht allzu schwer zu sein... – Uns dies und mehr noch beizubringen – hält er für seine Pflicht – obwohl abstrakt und ungewohnt – ist es doch trocken nicht. – Nach oben schießt er beim Beweis – läßt „mü“ beliebig laufen – er bringt den Mist von links nach rechts – und Ordnung in den Haufen. – Drum schenket dies dem braven Mann – als Physiker in spe – der Nikolaus, der weiter hofft – dass Mathe tut nicht weh.*

Vom Juni 1967 gibt es dann einige Akten mit der Kennzeichnung „Donnerstag“, dem Decknamen des US-amerikanischen Studenten: *Am 8.6. wurde die Frau des Dr. M aufgesucht (für meine Frau, die gerade von der Entbindung unseres dritten Kindes aus der Klinik zurückgekommen war, eine erhebliche psychische Belastung). Ansprache erfolgte unter Mdl Rahn. Gefragt wurde nach der Person des „Donnerstag“. Frau M. gab bereitwillig Auskunft und ohne Befangenheit zu zeigen: Den „D.“ habe vor mehr als einem Jahr ihre Freundin Maria mitgebracht. Diese ... verließ mit ihren Eltern 1956 Weimar. Hatte hier noch nicht studiert, sondern erst in WD (Westdeutschland). ... „D.“ war nur ein- oder zweimal zusammen mit der ... in der Wohnung von M., während man sonst im Theater war. Man wisse weder seine Anschrift noch hätte man je wieder etwas von ihm gehört. D. selbst wurde als intelligent und fleißig bezeichnet, der durch gute Leistungen sich vor einem Einsatz in Vietnam zu retten hoffte. ... Zusammentreffen mit dem Mann Dr. M. vereinbart.*

Wenige Tage später musste ich meine Frau wegen aufgetretener Komplikationen zusammen mit dem Neugeborenen noch einmal in die Klinik bringen und hatte neben meiner Arbeit unsere beiden „größeren“ Kinder (fünf und drei Jahre)

zu versorgen. Trotzdem konnte ich einen Besuch seitens des MfS nicht verhindern: Unter *Bernd*, 17.6.67, wird berichtet: *Kontaktaufnahme mit Dr. Maeß am 16.6.67 ... erfolgte in seiner Wohnung ... eigentlich hätte er an diesem Abend einen Besuch im Krankenhaus machen müssen. Da ich jedoch mehrereremale vergeblich versucht hätte, ihn anzutreffen, blieb er zuhause. Gefragt wurde wieder im Wesentlichen nach „Donnerstag“. Er erklärte, dass er den Nachnamen dieses Amerikaners nicht kenne und wiederholte ... dieselben Angaben, die seine Frau früher machte. Das Gespräch dauerte etwa 2 Stunden und führte immer wieder zu solchen Überlegungen, ob evtl. dieser Amerikaner an ihn heranlanciert sein könnte, um Näheres über seine Person oder seine Umgebung zu erfahren. Dabei fand Erwähnung, dass seine Frau Hausarbeiten für die Arbeitsgruppe „Maschinelles Rechnen und Linguistik“ anfertigt, so daß das Interesse möglicherweise auch ihr gegolten haben kann. U.a. kam zur Sprache: Dr. M. wurde von Professor Reißig beauftragt, für die amerikanische Zeitschrift „Mathematical Reviews“ regelmäßig Besprechungen von Mathematischen Arbeiten, vornehmlich sowjetischen, durchzuführen ... Erhält dafür regelmäßig die Zeitschrift, die ihn jedoch im Institut nicht immer erreicht. Vermutet, daß der Zoll sie beschlagnahmt. ... Maria stünde politisch links, halte Anerkennung der DDR für richtig ... arbeitet in einer Schule in Dahlem (Westberlin) ... Kommt jeweils spontan und unregelmäßig und unangemeldet. Hat für einen anderen Lehrer Mathematik-Schulbücher der DDR gekauft, da von Niveau beeindruckt. Dr. M. hatte 1966 eine Einladung zu Prof. Klotter nach Darmstadt zu einer wissenschaftlichen Veranstaltung erhalten ... Reise wurde abgelehnt. Sonst gelegentliche Verbindung zu Prof. Hahn in Graz sowie nach Kiew und der CSSR (Tschechoslowakei). Im Bekannten- und Verwandtenkreis in WD interessiere sich niemand für Mathematik. Er sei das schwarze Schaf. Um Kontakt zu halten, wurde vereinbart, dass er seine Bekanntschaft mit „Donnerstag“ schriftlich festhält ...*

Hier nun der Beweis, dass auch ich einen „Bericht“ geschrieben habe. Er liegt im Original in der MfS-Akte. Eine Kopie aber habe ich seinerzeit dem Betroffenen zustellen lassen: *Herr Wallace ... wurde mir im Sommer oder Herbst 1965 von Maria, einer Freundin meiner Frau, vorgestellt. Er war zwei, evtl. auch dreimal zusammen mit Maria in unserer Wohnung. Außerdem besuchten wir im Frühjahr 1966 einmal gemeinsam eine Vorstellung des Berliner Ensembles (Arturo Ui). Allein hat er uns weder besucht noch irgendwelchen Kontakt mit uns aufgenommen. Bald nach dem Theaterbesuch ging die Freundschaft zwischen Maria und ihm auseinander. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört. Herr Wallace ... stammte aus den Südstaaten der USA (North Carolina). Er war in Berlin, um einige Semester Germanistik zu studieren. Ich halte ihn noch für sehr jung, höchstens für 20 Jahre. In mancher Hinsicht schien er etwas naiv. Z.B. tat er verwundert, dass ihm der Zoll nach einem seiner Besuche seine Wildlederjacke abnehmen wollte, weil er sie bei der Einreise nicht angegeben hatte. Ein anderes*

Beispiel: Als Berufsziel nannte er Germanistikprofessor, worüber wir uns sehr amüsierten, weil er sein Studium gerade erst aufgenommen hatte. Mehrmals äußerte er, dass er gut Deutsch lernen müsse, denn nur, wenn er gute Zensuren hätte, würde er nicht nach Vietnam eingezogen. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir über den Vietnamkrieg und stellten fest, dass auch er gegen diesen Krieg war. Interesse an meiner Arbeit oder meiner Arbeitsstelle hat er nicht gezeigt. Im Gegenteil sagte er, als einmal die Rede auf die Mathematik kam, dass er davon nichts verstehe. Mit meiner Frau unterhielt er sich dagegen einmal über germanistische Fragen, insbesondere über die Fächer, die er während seines Studiums hören müsste. Zur Übergabe des Berichts existiert der folgende Vermerk: 21.6. wurde der Bericht aus seiner Wohnung abgeholt. Er selbst war verhindert. Seine Frau übergab ihn ohne Kommentar und schien nicht geneigt, weiter über diese Sache zu sprechen. Glücklicherweise blieben wir – zumindest in dieser Angelegenheit – von weiteren MfS-Kontakten verschont.

Im Jahre 1969, dem Jahr der festlich begangenen 550-Jahr-Feier der Rostocker Universität, wurde ich zu einem mathematischen Vortrag nach Rostock eingeladen. Er scheint gut angekommen zu sein. Jedenfalls verlieh mir der Wissenschaftliche Rat der Universität Rostock am 19.11.69 die „*facultas docendi*“; und die im Rahmen der Dritten Hochschulreform gerade anstelle des Instituts für Mathematik neu gegründete Sektion Mathematik bemühte sich, mich als Hochschullehrer nach Rostock zu holen. Die Berufung zog sich über eine längere Zeit hin, denn das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in Berlin hatte, ebenso wie das heute zuständige Schweriner Ministerium gelegentlich auch, erhebliche Bedenken. Ich sollte lieber in ein „*gefestigteres Kollektiv*“ gesteckt werden. Die Sektion Mathematik der noch jungen Technischen Hochschule in Karl-Marx-Stadt wurde empfohlen. Dort waren fast alle Professoren „*Genossen*“ (das heißt Mitglieder der SED, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands), in Rostock dagegen war dieser Prozentsatz nach Meinung des Ministeriums viel zu gering. So nimmt es nicht wunder, dass mir einer der künftigen Rostocker Kollegen unter vier Augen anvertraute, dass *Leute mit kirchlicher Bindung keinen Platz an einer „sozialistischen Universität“* hätten und mich gleichzeitig drängte, im Interesse meiner Hochschullehrerlaufbahn in „*die Partei*“ einzutreten.

Vermutlich bin ich zu sehr Individualist, um mir die Unabhängigkeit und Freiheit des Denkens und Handelns durch die Mitgliedschaft in einer Partei oder auch durch die strengen Regeln einer parteiunabhängigen Gemeinschaft beschneiden zu lassen. So habe ich Werbeversuchen auch nach dem Ende der DDR stets widerstanden: Lions und Rotarier luden mich zur Mitgliedschaft ein. Zweifellos ist gegen die ehrenwerten Ziele dieser Vereinigungen nicht das Geringste einzuwenden, und für die Umsetzung des einen oder anderen Vorhabens können derartige Netzwerke sogar durchaus nützlich sein. Trotzdem kann ich einen gewissen Beigeschmack von selbstgewählter Elite, Etwas-Besseres-Sein-Wollen

als andere (nicht zuletzt Frauen), manchmal sogar von „Reden-über-andere“ nicht ganz loswerden. Zu tief sitzen bei mir wohl Sätze aus früheren Zeiten: „*Die Genossen Professoren treffen sich eine Stunde vor Beginn der Sitzung*“, „*Die Genossen Eltern treffen sich eine Stunde vor Beginn der Elternversammlung*“ oder, wenn man so glücklich gewesen war, einen „Ferienplatz“ zu ergattern: „*Die Genossen Urlauber treffen sich am Abend des Ankunftstags zu einer Besprechung*“.

Kein Geringerer als Helmut Schmidt versuchte mich für seine Partei zu werben. 1992 war er nach Rostock gekommen, übrigens obwohl ich ihm – mangels Masse – schon im Vorhinein jegliches Honorar hatte verweigern müssen. *Habt doch keine Angst vor den „Kapitalisten“, zu denen ihr im übrigen besser Unternehmer sagen solltet*, sagte er in seinem Vortrag in der Aula, *sie bringen euch Arbeit und Wohlstand*. Ich erwiderte, dass ich ihm ja allzu gern glauben würde, wir im *marxistisch-leninistischen Grundstudium* aber anderes gelernt hätten: *Der Kapitalist versucht, den schwächeren Konkurrenten aufzukaufen, um dessen Produktion schnellstens einzustellen und dessen Absatzgebiet für sich selbst zu nutzen*. Einigen konnten wir uns nicht, weder in der Aula noch bei der langen Nachsitzung im Rektorzimmer. Das hinderte ihn aber nicht, mich nach einer kräftigen Prise Schnupftabak aufzufordern, SPD-Genosse zu werden. *Solche wie dich haben wir gerne*, sagte er etwas ärgerlich nach meiner entschiedenen Ablehnung, *erst 'ne große Lippe riskieren und dann keine Verantwortung übernehmen wollen*. Meine Meinung, dass man – besonders im kommunalen oder regionalen Bereich – auch oder vielleicht sogar besser ohne Parteizugehörigkeit Verantwortung übernehmen kann und soll, wollte er nicht gelten lassen. Einige Jahre später konnte ich meine These im Rahmen einer Podiumsdiskussion zum Thema *Brauchen wir noch Parteien* vertreten, zu der Sebastian Schröder im Namen der Rostocker SPD eingeladen hatte. Der Leipziger Oberbürgermeister und der SPD-Vorsitzende waren meine Kontrahenten auf dem Podium, und zumindest Hans-Jochen Vogel konnte ich offenbar nicht überzeugen, denn ein paar Tage später erhielt ich einen dicken Umschlag mit SPD-Beitrittsformularen. Ich bewahre sie bis heute ehrfurchtsvoll aber ungenutzt auf.

Zurück zum Berufungsverfahren aus dem Jahre 1970: Der Berufungstermin war längst vergangen, ich hatte von der Humboldt-Universität in Berlin meinen Lehrauftrag für das Frühjahrssemester erhalten und war dabei, mich auf meine dortigen Vorlesungen vorzubereiten, als mich Mitte März ein Anruf mit einer Einladung in das Rostocker Rektorat überraschte. Gemeinsam mit einem gleichfalls geladenen und sehr gesprächigen Vertreter der Theologischen Fakultät wartete ich, laut Taschenkalender war es am 13. März um 9:45 Uhr, im Vorzimmer bei Frau Tübben – über Jahrzehnte die gute Seele des Rektorats – auf die Vorladung in das Allerheiligste. Mein erster Aufenthalt im Rektorzimmer wäre mir vielleicht nicht so gut in Erinnerung geblieben, wenn ich nicht vom Rektor

genötigt worden wäre, schon am frühen Vormittag mit Kognak auf meine Rostocker Zukunft zu trinken. („Harte Getränke“ für den Dienstgebrauch fand ich übrigens noch vor, als ich 20 Jahre später als Hausherr den Rektor-Safe aufräumte). Korruptiert hat es mich zumindest weniger als den gleichfalls zum Dozenten berufenen Theologen. Ihn nämlich musste ich 20 Jahre später zu einem weniger angenehmen Gespräch an den gleichen Platz laden. Mir war berichtet worden, dass er im Interesse seiner Karriere tiefere Verbeugungen gegenüber den „Organen“ der „Partei- und Staatsführung“ gemacht hatte, als moralisch vertretbar gewesen wäre. Zwar versicherte er mir mit frommen Worten und mit Handschlag, nie für die Staatssicherheit gearbeitet zu haben. Aber das stellte sich wenige Tage später als Unwahrheit heraus. So wurde ihm fristlos gekündigt, nicht wegen der Stasi-Mitarbeit, sondern wegen der Unaufrichtigkeit gegenüber dem Arbeitgeber.

Die Urkunde, die mir der Rektor überreichte, enthielt rückwirkend zum 1. Februar 1970 die Berufung zum *Hochschuldozenten für das Fachgebiet Numerische Mathematik*. Damit war *die Verpflichtung verbunden, alle Kräfte für die Erfüllung der Aufgaben in Forschung, Ausbildung, Erziehung und Weiterbildung auf der Grundlage der Hochschullehrerberufungsverordnung vom 6. November 1968 einzusetzen*. Hochschuldozenten hatten danach die gleichen Rechte und Pflichten wie Professoren, nur die Bezahlung war etwas bescheidener (Das Anfangsgehalt eines Dozenten betrug 1.550, das eines Professors 2.450. Das Durchschnittsgehalt lag in der DDR seinerzeit bei etwa 1.000 Mark). Im April 1970 trat ich meinen Dienst in Rostock an, gerade als die Mondlandung von Apollo 13 missglückt war. *Ich sei zwar wenigstens gelandet*, meinten meine Berliner Kollegen, die für einen Weggang aus der Hauptstadt weniger Verständnis als Spott übrig hatten, *aber nicht auf sondern hinter dem Mond*. Man sieht, auch damals gab es bereits ein – zumindest „gefühltes“ – Süd-Nord-Gefälle.

Mein Abschied von Berlin zog sich dann auch über eine längere Zeit hin. Die Vorlesungen an der Humboldt-Universität liefen bis zum Ende des Semesters, die Redakteurstätigkeit für das Zentralblatt für Mathematik sogar bis Ende 1974: *Lieber Herr Maeß – Sie gehen weg – Sie machen keine Spaß – dabei warn Sie sonst schon selten da – viel zu selten ja – von Ihnen spricht man fern und nah – besonders unsre Damen – erwähnen freudig Ihren Namen – der Abschied kommt gar schnell heran – da helfen keine Klagen – hängt am Aug auch manche Träne dran – wir müssen es ertragen – wir wünschen Ihnen alles Gute – Gott behute, Gott behute!* Das Abschiedsgedicht der Berliner Kollegen trägt auch die Unterschrift des Ostberliner Zentralblattchefs (daneben oder darüber gab es noch eine westliche Chefin, schließlich wurde das Werk beim Springer-Verlag Berlin-Göttingen-Heidelberg verlegt). Dieser Chef war Walter Romberg, wie ich selbst und später Minister Rainer Ortleb einer der Mathematiker, die 1990 der Mathematik verloren gingen. Er wurde SPD-Mitglied und avancierte zum Finanzminister in der de-Maizière-Regierung. Später trat er aus Protest gegen den durch

den Einigungsvertrag drohenden Ausverkauf Ostdeutschlands gemeinsam mit seinen SPD-Kollegen aus der Regierung aus.

Obwohl noch halb in Berlin, wurde ich in Rostock sofort massiv eingespannt. Besonders besorgt war man um meine ideologische Weiterbildung. Dafür hatte der Rektor – sicherlich auf Weisung aus Berlin – die „Marxistisch-Leninistische Abendschule für Hochschullehrer“ eingeführt. Im Vier-Wochen-Takt gab es Abendveranstaltungen und dazu im Herbst und Frühjahr einwöchige Klausur-Tagungen. Man muss mich wohl für besonders bedürftig gehalten haben. Jedenfalls hatte ich bis 1990 dreimal das Vergnügen, an solchen ideologischen Runderneuerungen teilzunehmen. Ein Vergnügen war es zumindest deshalb, weil ich – mangels Parteibuch für höhere universitäre Gremien ungeeignet – wenigstens auf diese Weise Kollegen anderer Sektionen der Universität kennen lernen konnte. Die Klausuren fanden in Ostseebädern, 1970/71 in Zinnowitz, später dann regelmäßig in Heiligendamm, statt. Neben der ideologischen hatten sie dadurch auch eine Erholungskomponente. Einen Kur- oder Ferienplatz in diesem damals als „Kurort der Werktätigen“ titulierten Ostseebad zu bekommen, war nämlich nicht ganz leicht. Dass der Ort aber einmal von einem westlichen Investor okkupiert und – vergleichbar mit den „all-inclusive-resorts“ in Entwicklungsländern – abgesperrt und rund um die Uhr von Sicherheitsbeamten bewacht werden würde, hätten sich selbst mauer- und stacheldrahtgewöhnte DDR-Bürger nicht träumen lassen.

Zur „Abendschule“ gehörten Vorträge, seminaristische Diskussionen und eine Abschlussarbeit. Ich erinnere mich, dass ich mich mit der „*marxistisch-leninistischen Durchdringung der Mathematik*“ plagen musste. Zwar hatte ich für Hegels Dialektik, zum Beispiel *die Negation der Negation* und *die quantitative Anhäufung und den qualitativen Sprung* ohne Mühe mathematische Beispiele gefunden, wurde aber dafür gerügt, dass der Mathematik der sozialistische Entwicklungsgedanke fehle. Wesentlich schlechter erging es in den 80er Jahren einem Kollegen meiner Sektion, nachdem derselbe versucht hatte, in einem Seminarvortrag die Lehre (*sie ist allmächtig, weil sie richtig ist*) mittels logischen Denkens zu analysieren. *Das besondere Vorkommnis* wurde von Universitäts- und Parteileitung pflichtschuldigst nach Berlin gemeldet und hätte fast zur Relegation geführt. Gerettet haben ihn schließlich die Kollegen aus Gehlsdorf, die eine psychologische Erklärung für die eines sozialistischen Professors unwürdige Entgleisung fanden.

Aber auch an die *Erziehungsarbeit* meinte man einen aus der etwas abgehobenen „Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ Kommenden heranzuführen zu müssen. So wurde ich umgehend zum Gruppenberater ernannt. Dazu muss man wissen, dass die Studierenden, zumindest bis zum vierten Studienjahr, in Seminargruppen zusammengefasst waren und nach einem einheitlichen straffen Studienplan ausgebildet wurden. Der Gruppenberater war so etwas wie der Klassenlehrer,

der laut *Beraterauftrag für die politisch-ideologische, fachliche und organisatorische Gestaltung der Erziehung und Ausbildung der Studenten* seiner Gruppe zuständig und verantwortlich war. Wenn die Studenten so unvernünftig waren, nichtkonforme Meinungen kundzutun oder gar schriftlich niederzulegen, bekam auch der Berater Schwierigkeiten. So kam es einmal zum Eklat, als zwei Studenten eine durchaus richtige aber nicht aus den DDR-Medien stammende Information in eine Gruppenzeitung aufnahmen. Einer von ihnen hatte in internen Materialien seiner im Kirchendienst beschäftigten Mutter gelesen, dass in der DDR die Anzahl debiler Kinder in den zurückliegenden Jahren angewachsen sei. Nun war ein sozialistisches Kind – ähnlich wie in meinen ersten Schuljahren der *deutsche Junge* – kerngesund und auf dem besten Wege, seine Heimat zu verteidigen. Kranke Kinder hätten womöglich die Überlegenheit des Sozialismus in Frage gestellt. Also meldete der Berater den schlimmen Vorfall der Partei- und Sektionsleitung. Diese wiederum informierte vorschriftsgemäß die Universitätsparteilitung und den Rektor (der ohnehin zur Universitätsparteilitung gehörte), und von dort eilte der Kurier nach Berlin, vermutlich zusätzlich bestückt mit einer Ergebnisserklärung und der Mitteilung, dass man *Maßnahmen ergriffen* habe. Die beiden Studenten jedenfalls wurden wegen des ungeheuerlichen Vergehens der Universität verwiesen.

Meine Studenten haben mir glücklicherweise größere politische Verwicklungen erspart, wenn es auch gelegentlich Beschwerden von der ML-Lehrbeauftragten gab, weil sie die Diskussion im Pol-Ök-Seminar nicht immer im Griff hatte. Sie versuchte sogar, mir von offizieller Seite – sozusagen als zusätzlicher Aufpasser – die Teilnahme am Seminar zur Pflicht machen zu lassen. Als ich diesen Versuch mit einem Lachen und dem Ansinnen beantwortete, demnächst auch Helfer für meine mathematischen Lehrveranstaltungen zu beantragen, wurde von der Beauftragung abgesehen.

Inoffizielle Informanten gab es jedenfalls unter den Studenten, aber es gab auch immer freundliche Kollegen, die mich über parteiinterne Diskussionen informierten. So berichtete mir einmal unter vier Augen ein Mitarbeiter, dass in der Sektionsparteilitung nun schon *zum wiederholten Mal* über meine „dreckigen“ Bemerkungen aus meinen Vorlesungen diskutiert worden sei. *Zum Beispiel soll ich gesagt haben, dass bei den meisten dem Zufall unterliegenden naturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen – Volkswahlen einmal ausgenommen – ein Ergebnis von 99,99% sehr unwahrscheinlich sei.* Er fragte, ob ich nicht auch einmal etwas Positives über die DDR einbauen könnte. Ich erklärte mich sofort bereit und bat ihn, mich umgehend zu informieren, wenn ihm oder der Sektions-Parteilitung etwas Positives über die DDR bekannt werden würde.

Mehrmals wurde ich auch persönlich vor die Parteilitung zitiert. Einmal, weil ich angeblich den Grenzschützern unpassende Ratschläge erteilt haben soll. Ich war im Salzhaff bei Rerik mit meinem Schwager und meiner jüngsten Tochter

(unsere Kinderzahl war inzwischen auf fünf angestiegen, und die Jüngste war vielleicht zwei Jahre alt) in einem Segelfaltboot unterwegs gewesen. (Die „PM18“, den Segelschein für die offenen Küstengewässer hatte man mir wegen meiner politischen Unzuverlässigkeit verweigert). Die Windstärke hatte bei knapp einem Beaufort gelegen, das Schwert hatten wir hochhieven müssen, weil die Wassertiefe zu gering war. Die zweijährige Tochter saß an der Pinne, wir beiden Erwachsenen lagen quer im Boot und dösten vor uns hin, als plötzlich – zur Freude meiner kleinen Tochter – farbige Leuchtraketen in die Luft gingen. Ein Motorboot kam auf uns zu, musste dann wegen des Flachwassers aber stoppen. Zwei der Genossen stiegen in ein kleines Schlauchboot um und kamen eilig zu uns gepaddelt. Es stellte sich heraus, dass wir eine gedachte Linie überquert hatten und uns illegaler Weise – freilich im Flachwasser dicht am Ufer – zu sehr der Ausfahrt ins offene Meer genähert hatten. Auf die Frage, was wir denn hier täten, soll ich laut Vernehmungsprotokoll geäußert haben: *Wir sind gerade auf dem Weg nach Dänemark.* Ferner soll ich als arroganter Ex-Berliner mit meinen Mauer-Erfahrungen geprahlt und vorgeschlagen haben, *den Bodden durch einen Damm zu verschließen, auf den Damm eine Mauer mit Stacheldrahtkrone zu bauen und mit dem Motorrad regelmäßig auf dem Damm Streife zu fahren. Das sei gewiss angenehmer als das mühsame Paddeln im Schlauchboot.* Offenbar wussten die braven Genossen nicht, was sie von den gut gemeinten Ratschlägen halten sollten und schrieben einen Bericht, der umgehend an der Universität landete.

Ein anderer Bericht stammt von unserem Mieter, einem erfolgreichen Skatpartner der SED-Granden unseres Wohnortes und über Gebühr dem Nikotin und Alkohol verfallen. Er wohnte im ersten Stock unseres Hauses in einer Vier-Raum-Wohnung. (Für uns als *kapitalistische Hausbesitzer* und Nicht-Genossen hatte die sozialistische Rechtsprechung demgegenüber trotz siebenköpfiger Familie – und trotz des engagierten Einsatzes von Rechtsanwalt Vormelker – drei Räume und zwei Mansardenkammern als ausreichend befunden). Der Bericht des Mieters ging an den Genossen Direktor der Erweiterten Goethe-Oberschule in Bad Döberan (des heutigen Friderico-Francisceum-Gymasiums) und gipfelte in der Forderung, *dass die Kinder der „reaktionären“ Familie Maeß auf keinen Fall auf die Oberschule gehen dürften.* Die Schule, auf die vier unserer fünf Kinder wegen exzellenter fachlicher Leistungen dann doch gehen konnten, revanchierte sich und lieferte einen Bericht über mich an die Universität: In einer Elternversammlung trat ein Vater auf, zwar in Zivil, aber mit offenbar militärischem Hintergrund, und begann, gemeinsam mit der Klassenlehrerin die Eltern der Schüler mit der Werbung für eine dreijährige Armee-Zeit zu traktieren. Andernfalls würden die Jungen nicht ihren Wunsch-Studienplatz bekommen. Ich soll nun diesem Vater in den Rücken gefallen sein, indem ich gesagt hätte, unser Staat braucht nicht nur gute Soldaten, sondern auch gute Ingenieure und Informatiker, ich empfehle daher statt der Armee ein Studium an der Rostocker Universität.

Bei so viel negativen Berichten war es sehr hilfreich, dass die Studenten meiner Gruppe, einer von ihnen hieß übrigens Wolfgang Peters, mir eine erfolgreiche sozialistische Erziehungsarbeit bescheinigten. Sie setzten am 22. Januar 1975 einen *Dank an einen Gruppenberater* in „*Die Neue Universität – Organ der SED-Parteileitung der Universität Rostock*“: *Anlässlich der Auszeichnung mit dem Titel „Sozialistisches Studentenkollektiv der Universität Rostock“ möchten wir, die Mitglieder der ehemaligen Gruppe Mathematik IV/3 unserem FDJ-Gruppenberater Doz. Dr. Gerhard Maeß für seine vorbildliche Beratertätigkeit ... unseren Dank aussprechen. ... Er machte uns Neulinge persönlich mit dem Universitätsleben vertraut, erklärte uns den Aufbau unserer Sektion, zeigte uns die Mensa und die Bibliothek. Obwohl wir im ersten Studienjahr noch keine Lehrveranstaltungen bei ihm hatten, bestanden niemals Kontaktschwierigkeiten ... Aufgetretene Schwierigkeiten in der Studiendisziplin konnten dank zahlreicher Aussprachen mit den betreffenden Studenten, mit der FDJ-Gruppenleitung und mit unserem Berater beseitigt werden.* Tatsächlich gab es seinerzeit – abgesehen von Schwangerschaften oder schweren Erkrankungen – keine Möglichkeit einer Studienverlängerung. Je nach Fach hatte nach acht, neun oder zehn Semestern das Abschlussexamen zu erfolgen. Andernfalls verließ man unverrichteter Dinge die Universität, nicht ganz selten wegen nicht bestandener Zwischenprüfungen auch schon nach wenigen Semestern.

Doch auch bei Arbeitseinsätzen, kulturellen und sportlichen Veranstaltungen war Dr. Maeß immer dabei. Beispielsweise organisierte er einen Arbeitseinsatz zur Renovierung von zwei Klassenräumen einer Schule in Bad Doberan. Solche Einsätze machten immer viel Spaß und festigten unser Kollektiv Besonders an ein Ereignis denken wir alle gern zurück. Dr. Maeß hatte uns zu einem Samowar-Abend in seine Wohnung in Bad Doberan eingeladen ... nicht nur die herzliche Gastfreundschaft der Familie Maeß ließ diesen Abend zu einem Höhepunkt für uns werden; Dr. Maeß machte uns auch mit dem sowjetischen Gastprofessor Dr. Kudrjanzew bekannt, und wir erfuhren viel Interessantes über das sowjetische Hochschulwesen.

Dieses hatte – wen wundert es – bei der Dritten Hochschulreform Pate gestanden. „*Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen*“ war eine oft und gern zitierte und auf Plakate gemalte Parole. So war eine Zeit lang daran gedacht, die Habilitation als Bedingung für die Hochschullehrer-Laufbahn abzuschaffen. Die Promotion zum *doctor rerum naturalium* (oder einer anderen Spezialdisziplin), gleichgesetzt mit dem „*Kandidaten der Wissenschaften*“ der Sowjetunion und abgekürzt als *Promotion A* bezeichnet, sollte gemeinsam mit der von der berufenen Universität zu vergebenden „*facultas docendi*“ für eine Berufung zum Hochschullehrer ausreichen. Der höchste akademische Grad, in der Sowjetunion „*Doktor der Wissenschaften*“ genannt und dort höher angesiedelt und viel seltener vergeben als die deutsche Habilitation, fand sein DDR-Pendant im *doctor scien-*

tiae naturalis (oder eines anderen Wissenschaftsgebietes), abgekürzt als *Doktor B* bezeichnet. Er sollte zunächst wie in der Sowjetunion Wissenschaftlern vorbehalten sein, die sich in Akademie-Instituten oder anderen Forschungseinrichtungen überwiegend oder ausschließlich auf Spitzen-Forschung orientierten. Dieses Vorhaben ließ sich aber an den Universitäten, die fürchteten, de facto zu reinen Lehr-Anstalten herabgestuft zu werden, nicht durchsetzen. So wurde der Doktor B nach wenigen Jahren – wie früher die Habilitation – wieder zur *conditio sine qua non* für eine Hochschullehrerberufung. Sicherheitshalber schrieb auch ich 1975/76 im Rahmen meiner Forschungsarbeiten selbst auch noch eine B-Dissertation, um zumindest keine formalen Gründe für die Ablehnung einer immer noch erhofften Professur zu liefern. (Heute, 30 Jahre später, kann man sich in Erinnerung an diese Episode eines Schmunzeln nicht erwehren. Denn schon wieder – oder immer noch – meinen Hochschulbürokraten, vom großen Bruder das Siegen lernen zu müssen, wenn der auch nicht mehr „SU“ sondern nun „US“ heißt. Die Bezeichnungen für die angestrebten neuen Abschlüsse – bachelor und master – werden nicht einmal mehr aus der fremden Sprache übertragen, sondern schlicht in das inzwischen übliche „Denglisch“ übernommen.)

Natürlich gehörte auch *Leitungstätigkeit* zu den Aufgaben eines „sozialistischen“ Hochschullehrers. Nicht ohne Grund sprach man allerdings seinerzeit in diesem Zusammenhang nicht von *Arbeit in der akademischen Selbstverwaltung*, denn von einer inneruniversitären Demokratie konnte spätestens seit der Dritten Hochschulreform beim besten Willen nicht mehr die Rede sein. Der Rektor sprach unmissverständlich davon, dass *die Beschlüsse von Partei und Regierung* „durchzustellen“ seien. Schon in Berlin war ich als *wissenschaftlicher Arbeitsleiter* davon nicht ganz verschont geblieben. Nun berief mich der Sektionsdirektor, wenige Monate nach meinem Start in Rostock, *mit Wirkung vom 1. 10. 1970 zum Leiter des Fachbereichs Numerische Mathematik und Rechentechnik*. Im Berufungsschreiben gab er *dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck, daß Sie mit Ihren Erfahrungen und Kenntnissen dazu beitragen, die der Sektion Mathematik in der Ausbildung der Studenten zu sozialistischen Fachleuten auf dem Gebiet der numerischen Mathematik und Rechentechnik gestellten Aufgaben zu erfüllen*.

Zu den Aufgaben des Fachbereichsleiters gehörte neben den üblichen organisatorischen Dingen, also der Verteilung der Lehraufgaben und einer gewissen Abstimmung der Forschungsaufgaben, zusätzlich etwas, das bei Gästen – insbesondere aus westlichen Ländern – mehr als nur Schmunzeln hervorrief: *Der Kampf um den Titel „Kollektiv der Sozialistischen Arbeit“*. Dabei handelte es sich um einen zunächst in den sozialistischen Großbetrieben unternommenen und an sich nicht unvernünftigen Versuch, unter der Losung *„Gemeinsam lernen, arbeiten und leben“* so etwas wie Konkurrenz oder Wettbewerb einzuführen und die Arbeiter und Angestellten gleichzeitig zu gemeinsamer Weiterbildung und kultureller Betätigung zu animieren. Die formale Übertragung auf Universitäten und

Forschungsinstitute entbehrte aber – nicht nur wegen der martialischen Sprache – nicht einer gewissen Lächerlichkeit. Die Kollegen im Fachbereich waren gehalten, einen „*Kampfplan*“ aufzustellen, in dem sich die drei Aspekte der obigen Losung wiederfanden. Sie mussten während des gesamten Jahres danach handeln, Buch führen und Punkte sammeln und anschließend ihre Ergebnisse in einem *Rechenschaftsbericht* vor der „*Staatlichen Leitung*“ sowie der *Partei- und der Gewerkschaftsleitung* „*verteidigen*“. Nun ging man zu DDR-Zeiten ohnehin öfter ins Theater oder Konzert als heutzutage. Zeitweise hatte das Rostocker Volkstheater sieben Spielstätten und bot allabendlich mindestens drei oder vier Vorstellungen zur Auswahl an. Wir hatten also – um „kulturelle“ Pluspunkte zu sammeln – keine Schwierigkeiten, eine gewisse Anzahl gemeinsamer Theater- und Konzertbesuche zu organisieren. Etwas mühsamer war der Nachweis von *gemeinsamen Aktivitäten im Sinne von Deutsch-Sowjetischer Freundschaft sowie politisch-ideologischer Weiterbildung*. Und für den Abend der „*Titelverteidigung*“ war es nicht schädlich, die Geige mitzubringen und gemeinsam mit einigen Kolleginnen oder Kollegen zur Erheiterung der übrigen und der Jury beizutragen. Mit Stolz kann ich berichten, dass unser Bereich *den Titel erkämpfte* und denselben, auch als ich nach einer Umstrukturierung nicht mehr Bereichsleiter sondern Gewerkschaftsvertrauensmann war, über viele Jahre immer *wieder verteidigte*.

Leitungsaufgaben haben mich übrigens mein Leben lang verfolgt. In den Hungerjahren 1945/46 durfte ich als Achtjähriger dafür sorgen, dass die Brötchen in unserer Schulklasse gerecht verteilt wurden, in der Oberschulzeit übertrug man mir die Leitung von Förderkursen, in der Studentenzeit wurde ich zum Seminargruppen-Sekretär gewählt, bei Arbeitseinsätzen – zum Beispiel dem Bau des Hohenwarthe-Pumpspeicherwerks in Thüringen – fungierte ich als Brigadier. In der Jenaer Studentengemeinde wurde ich zum Vertrauensstudenten, in unserer Berliner Kirchengemeinde zum Kirchenältesten gewählt, im Berliner Akademie-Institut und der Rostocker Mathematik-Sektion war ich als Bereichsleiter tätig. Die Gewerkschaftsgruppe wählte mich zum Vertrauensmann, und die „Initiativgruppe Universitätsreform“ überredete mich 1989 dazu, für das Rektoramt zu kandidieren.

Zahlreiche Fördervereine, die ich 1990 und später in Rostock gegründet, oder mit gegründet hatte, wählten mich in ihren Vorstand oder sogar zum Vorsitzenden. In allen diesen Fällen wurde ich gebeten, gewählt, aufgefordert, eine Funktion zu übernehmen. (In einer ganzen Reihe von weiteren Fällen habe ich übrigens die Übernahme von Aufgaben oder Funktionen abgelehnt.) Meiner Meinung würde es – nicht nur hochschulintern – der Demokratie dienen und Fehlentwicklungen vermeiden, wenn leitende Funktionen stets auf diese Weise besetzt werden: ein kleines kompetentes Gremium erarbeitet Vorschläge und ein größeres Gremium wählt daraus den Funktionsträger für eine befristete Amtszeit. Wenn sich Kandidaten selbst um ein Amt bewerben, ja nach einem Amt gieren, kann das

– wie wiederholt und auch an unserer Universität zu beobachten – dazu führen, dass Wähler am Rande der Legalität durch Versprechungen und Lobbyisten beeinflusst werden und sich am Ende nicht der geeignetste Bewerber durchsetzt.

Über ein Großereignis vom Januar 1976 soll noch berichtet werden, sozusagen das Abschiedsgeschenk der scheidenden Magnifizienz an seine Universität. Vielleicht war die Namensweihe auch gedacht als gemeinsame Ergebniseklärung des Bezirksparteivorsitzenden, der mit dem höchsten Gewerkschaftsamt der Republik liebäugelte, und des Rektors, den es in das Berliner Hochschulministerium zog. Wie er das Vorhaben an der Universität „durchgestellt“ hat – zumindest ein früherer Versuch war einige Jahre zuvor an dem Widerstand der Professorenschaft gescheitert – ist mir verborgen geblieben, da ich gerade ein Semester an der renommierten Moskauer Lomonossow-Universität verbracht hatte. Ich kam noch rechtzeitig zurück, um an der feierlichen Aktion teilnehmen zu können. Sie ging in der Justus-von-Liebig-Straße vonstatten, auf dem dort neu entstandenen Campus unserer Pflanzen- und Tier-Produzenten, in einer relativ neu gebauten Turnhalle. Festreden hat mein Gedächtnis leider nicht aufbewahrt, ich erinnere lediglich – zu meiner Schande muss ich es gestehen –, dass das Dach nicht ganz dicht war.

In meinem Schreibtisch aber fand sich eine Grafik von Armin Münch mit dem Kopf eines (mir leider nicht ähnelnden) Denkers mit zwei jugendlichen Gesichtern und einigen mathematischen Zeichen, aufbewahrt in einer Mappe, die außen den Namen Wilhelm-Pieck-Universität trägt und innen die folgende Botschaft verkündet: *Der am 13. Februar 1419 gegründeten und am 12. November desselben Jahres eröffneten Universität zu Rostock, für die nach Perioden des Aufstiegs und des Niedergangs, Zeiten des Friedens und des Krieges, mit dem Sieg des gesellschaftlichen Fortschritts über die zerstörerischen Kräfte des Faschismus mit der Wiedereröffnung am 25. Februar 1946 an der Seite der revolutionären Arbeiterklasse eine neue Epoche begann, die durch den Sozialismus geprägt wird, wurde durch den Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik der Ehrenname Wilhelm-Pieck-Universität Rostock verliehen. Im Namen des Wissenschaftlichen Rates Prof. Dr. sc. phil. Dr. h. c. Günter Heidorn, Rektor.*

Nun ist es ja in Deutschland durchaus nicht unüblich, dass Universitäten Namen tragen. Vielmehr ist es eher ungewöhnlich, dass einige wenige, wie die in Leipzig und Rostock, über 550 Jahre ohne einen solchen ausgekommen sind. Nur ist der Name in der Regel entweder eine Ergebniseklärung an den gütigen Landesherrn und Universitätsgründer oder aber eine Verbeugung gegenüber einem berühmt gewordenen Universitätsmitglied. Wilhelm Pieck aber, dessen Verdienste für die Arbeiterbewegung ich nicht zu bewerten habe, war keins von beiden. Er hat weder die Universität gegründet noch an ihr studiert. So ist es auch nicht verwunderlich, dass sich 14 Jahre später, als – initiiert durch die *Initiativgruppe Universitätsreform* – an der Universität freie und geheime Wahlen durch-

geführt werden konnten, von den abgegebenen Stimmen fast 80 % gegen den Namen aussprachen.

Mit der Berufung zum Professor war es 1980 nach mehreren vergeblichen Versuchen schließlich doch noch etwas geworden. So ganz schlecht kann ich bei der damaligen Universitäts- und Parteileitung trotz aller inoffiziellen und offiziellen Berichte nicht angeschrieben gewesen sein, denn Rektor und Parteisekretär sollen persönlich im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in Berlin vorgesprochen und sich für meine Berufung eingesetzt haben. Das sei nun aber *das aller-aller-letzte Mal, dass ein Nichtgenosse zum Professor* berufen würde, soll der gewichtige Minister, mit dem Fuß aufstampfend, verlautbart haben, ehe er die Urkunde unterzeichnete: *Hiermit berufe ich auf der Grundlage der Hochschul-lehrerberufungsverordnung (HBVO) vom November 1968 Herrn Hochschuldozent Dr. sc. nat. GERHARD MAESS mit Wirkung vom 1. September 1980 zum ORDENTLICHEN PROFESSOR für Numerische Mathematik an der Wilhelm-Pieck-Universität. gez. Böhme.*

Nicht gelungen ist dagegen die Aufnahme in den illustren Kreis der *Reisekader*. Persönliche Kontakte zu Fachkollegen, Besuche von Fachtagungen oder gar Studienaufenthalte *im Nichtsozialistischen Währungsgebiet (NSW)* waren mir bis zum Ende der DDR verwehrt. Zu groß waren offenbar Misstrauen und Angst, dass ich die Republik bei einer solchen Gelegenheit verraten könnte. Dabei war der Schaden, der Wissenschaftlern durch eine derartige Isolation zugefügt wurde, beträchtlich. Sie hat wissenschaftliches Vorankommen verzögert oder sogar vollständig verhindert und nicht zuletzt auch der Entwicklung und dem Image des Landes riesigen Schaden zugefügt. Hinzu kommt die psychische Belastung und Demotivierung der Betroffenen. Man durfte auf die freundlichen Einladungen westlicher Kollegen nicht einmal ehrlich antworten. Ich erinnere mich, dass ich, ein Postgeheimnis gab es ja nicht, einmal zum Sektionsdirektor zitiert wurde, weil ich dem Einladenden sibyllinisch geschrieben hatte, ich könne *leider nicht kommen, weil ich im Moment hier zu sehr eingespannt sei.*

Versuche, mich zum Reisekader zu machen, hat es unzählige gegeben. Der Sektionsdirektor hatte dazu in Form einer *Einschätzung* über den Kandidaten zu berichten. Ich zitiere aus einem dreiseitigen Bericht vom 19.10.1988: *... Unter den Hochschullehrern ist ... er der einzige echte Numeriker. Daraus resultiert das Gewicht seiner Forschung für die SMA (Sektion Mathematik). ... Er hat bisher etwa 50 Diplomanden betreut, 23 Dissertationen begutachtet ... an der Kleinen Enzyklopädie Mathematik mitgearbeitet ... und etwa 40 Veröffentlichungen, darunter zwei Monographien ... und zwei Lehrbücher ... geschrieben, die Lizenzausgaben im NSW (im Springer-Verlag und bei Birkhäuser, Basel) sind hervorzuheben... Er hat sich im In- und Ausland einen sehr guten Ruf als Fachvertreter erworben ... Eine Auslandsreise verspricht auch für seine Praxisbeziehungen zum Schiffbau großen Nutzen ... Er erhielt in den letzten 10-12 Jahren häufig Ein-*

ladungen nach West-Berlin, Hamburg, Darmstadt, Kiel, Oldenburg, die er sämtlich nicht wahrnehmen konnte. Das hat bei ihm über diesen langen Zeitraum hinweg ein Gefühl des Unverständnisses über diese Zurückstellung entstehen lassen. Dieses Gefühl bringt er sachlich, aber mit zunehmendem Nachdruck in Gesprächen zum Ausdruck. Ich bewerte es sehr hoch, daß er dabei nicht resignierte, sondern gesellschaftlich außergewöhnlich aktiv bleibt ... Er genießt das volle Vertrauen der Kollegen und der Sektionsleitung. Ich schätze ihn als einen offenen und ehrlichen Kollegen, der lobende wie kritische Bemerkungen in sachlicher Form vorbringt und einen entscheidenden Einfluß am guten kollegialen Verhältnis an der Sektion hat. Ich bin mir sicher, daß er in gleicher sachlicher Weise mit seinen Verwandten aus der BRD sowie mit westlichen Kollegen diskutiert und dabei an seiner Bindung an die DDR keinen Zweifel läßt. Hinsichtlich der charakterlichen Integrität und der Zuverlässigkeit halte ich Prof. Maeß voll als Reisekader geeignet. Er hat eine hohe Arbeitsmoral und Arbeitsdisziplin ... Bei der letzten Inspektion wurde von allen hospitierten Lehrveranstaltungen die Vorlesung von Prof. Maeß am meisten gelobt. Das deckt sich mit der Studenteneinung vieler Jahrgänge ... Seine Frau hat einen losen Briefwechsel zu sechs Personen, die im Zusatzfragebogen aufgeführt sind. Prof. Maeß selbst hat keinen privaten Briefwechsel mit dem NSW. Prof. Maeß ist der kompetente Vertreter der Numerik an der SMA, und als solcher muß er Zugang zur internationalen Entwicklung haben ... Diese Einschätzung ist mit den gesellschaftlichen Organisationen abgestimmt. gez. Prof. Dr. ..., Direktor der Sektion Mathematik.

Wie entwürdigend das Überwachungssystem arbeitete, verdeutlicht der folgende Vorfall. Auf Wunsch meiner Mutter hatte ich – ohne mir Böses dabei zu denken – deren mütterlicher Freundin, einer Krankenschwester, die 1937 bei meiner Taufe in Magdeburg Pate gestanden hatte und im Ruhestand vor Jahrzehnten regulär in ihre Geburtsstadt Kiel zurückgegangen war, mit einer offenen Postkarte zum 90. Geburtstag gratuliert. Die Stasi-Abteilung der Post hatte dies Vergehen umgehend an IM „Elisabeth“ gemeldet. Diese saß in der Kaderabteilung unserer Universität und war für die Reisebewilligungen zuständig. Nun wurde ich vorgeladen und einer hochnotpeinlichen Befragung unterzogen. Sie endete damit, dass ich genötigt wurde, Asche auf mein Haupt zu streuen und mich in einer langen Erklärung – meine Westkontakte betreffend – zu rechtfertigen.

Als 1989/90 die Grenzen fielen, hatte ich in kürzester Zeit 14 Einladungen zu mathematischen Vorträgen auf dem Schreibtisch liegen. Die Hälfte davon habe ich noch realisieren können, dann war ich – zumindest für mathematische Vortragsreisen – wieder *zu sehr eingespannt*, dieses Mal durch meine neuen Aufgaben an der Universität. Ohne politische Beschränkungen reisen konnte und musste ich freilich nun in der neuen Funktion – manchmal mehr als mir lieb war – in viele Länder und fast alle Kontinente, allerdings nicht mehr im Dienste der Mathematik.

Informationen über meine Amtszeit hat ein freundlicher Kollege anlässlich eines runden Geburtstages in folgendem Bericht zusammengestellt: *Von 1990 bis 1998 war er **Rektor der Universität Rostock**. In seine Amtszeit fiel die schwierige Phase der personellen und inhaltlichen Umgestaltung der Universität. Für Erfolge können die Umgründung der Ingenieurwissenschaftlichen Fakultät, die Wiedergründung der Juristischen Fakultät, der Erhalt und die Umorientierung der Agrar- und Umweltwissenschaftlichen Fakultät, die Erweiterung der Philosophischen Fakultät durch die Romanistik, die Altertumswissenschaften und die Musikwissenschaften sowie der Erhalt der Rostocker Außenstellen der (Ost-)Berliner Schauspielschule „Ernst Busch“ und der Musikhochschule „Hanns Eisler“ gelten, aus denen schließlich die Hochschule für Musik und Theater Rostock entstand. Unmittelbar nach seiner Wahl zum Rektor wurde er auch zum **Vorsitzenden der Landesrektorenkonferenz** gewählt. Im Rahmen dieser beiden Funktionen war er einerseits in einer Reihe von regionalen Strukturkommissionen, Beiräten und Gesprächsrunden tätig und dadurch aktiv an der Umgestaltung der Hochschullandschaft in Mecklenburg-Vorpommern beteiligt, andererseits aber auch in starkem Maße in die Arbeit der **Hochschulrektorenkonferenz** eingebunden, u.a. als Mitglied des Senats, stellvertretender Vorsitzender der Mitgliedsgruppe Universitäten und Mitglied der Ständigen Kommission Strukturplanung.*

*Darüber hinaus wurde er in eine Reihe von überregionalen Gremien berufen – nicht selten als einziger Vertreter aus den neuen Ländern. Zu erwähnen sind der **Strategiekreis des Bundesministers für Forschung und Technologie**, die **forschungspolitischen Gespräche des Bundeskanzlers**, Gespräche des Stifterverbands in der Villa Hügel und die regelmäßigen Gespräche zwischen Kultusministerkonferenz und HRK-Präsidium. Als Mitbegründer des Nordverbands der Universitäten in Oldenburg, Bremen, Hamburg und Rostock (später auch Kiel und seit kurzem Greifswald) hat er sich für eine **länderübergreifende Evaluation der Studiengänge** eingesetzt. Diese Evaluation gilt inzwischen als Vorbild für eine Vielzahl von Evaluationsverfahren im Bereich der Hochschulrektorenkonferenz. Möglicherweise sind die dabei gewonnenen Erfahrungen die Ursache dafür, dass er in eine **Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrats** zur Evaluation der Berliner Hochschullandschaft und eine **Strukturkommission des Landes Sachsen-Anhalt** berufen wurde.*

*Nachdem er wiederholt in verschiedenen bundesdeutschen Gremien erläutert hatte, dass die ostdeutschen Universitäten zur Verbesserung ihrer Internationalität dringend Gasthäuser benötigen, wurde er von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung in den IBZ-Ausschuss berufen, in dessen Verantwortung die **Errichtung Internationaler Begegnungszentren (IBZ)** lag. Dort setzte er sich erfolgreich für die Errichtung solcher Zentren in Greifswald und Rostock ein. Nach seiner offenen Kritik an der abwertenden Einschätzung der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft („Wüste“) durch den Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft wurde er*

überraschenderweise in den Senat dieser Gesellschaft gewählt und bemühte sich dort intensiv um die **Errichtung von Max-Planck-Instituten** in den neuen Bundesländern, insbesondere auch in Mecklenburg-Vorpommern. Er wurde zum Mitglied des Verwaltungsrats des **Vereins zur Förderung eines Deutschen Forschungsnetzes (DFN-Verein)** gewählt und konnte dort Einfluss darauf nehmen, dass Mecklenburg-Vorpommern über die Universität Rostock relativ früh durch eine Hochleistungsverbindung mit dem **Wissenschaftsnetz (WIN)** verbunden wurde und die Universität Rostock sehr schnell mit Hochleistungsrechnern ausgestattet wurde. Als Mitglied des Vorstands des Zentrums für Graphische Datenverarbeitung Darmstadt e.V. setzte er sich erfolgreich für die **Beibehaltung und Stärkung der Graphischen Datenverarbeitung in Rostock** ein, die jetzt durch den Fachbereich Informatik der Universität, ein **Fraunhofer-Institut** und die Rostocker Filiale des Darmstädter Zentrums in der Hansestadt gleich dreifach vertreten ist und inzwischen überregionale Bedeutung erlangt hat. Vom Berliner Wissenschafts-Senator und vom Brandenburgischen Kultusminister wurde er in die Gründungskommission der **Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften** berufen. Hier setzte er sich erfolgreich dafür ein, dass auch aus den nördlichen Bundesländern, die seinerzeit keine eigenen wissenschaftlichen Akademien unterhielten, Mitglieder berufen werden können.

Ein besonderes Augenmerk richtete er darauf, die 1990 wieder gewonnene **Weltoffenheit der Hansestadt Rostock** zu stärken: Durch Einladungen an Botschafter der führenden Industrieländer bemühte er sich, kulturelle Vertretungen dieser Länder nach Rostock zu holen. Gescheitert ist der Versuch, ein Amerika-Haus zu bekommen, die französische Regierung aber errichtete ein **Institut Français** (und ernannte ihn zum „**Officier dans l'Ordre des Palmes Académiques**“).

Der Internationalität der Hansestadt Rostock wollte er auch mit seinem Engagement für das **Europa-Zentrum** und die **Deutsch-Japanische Gesellschaft zu Rostock (DJG)** dienen. Die angetragene Präsidentschaft im Europa-Zentrum lehnte er aus Gründen der starken Belastung durch seine übrigen beruflichen und ehrenamtlichen Aufgaben ab, der DJG stand er über drei Amtsperioden als Präsident vor. Seine dortige Arbeit wurde 1999 mit dem **Kulturpreis der Hansestadt Rostock** gewürdigt. Seit 1998 bemüht er sich (auch mit hohem eigenen finanziellen Engagement), einen **Stipendienfonds für ausländische Studierende** aufzubauen, um die Zahl der Gaststudenten und jungen Wissenschaftler – insbesondere aus Kuba und den früheren mittel- und osteuropäischen Partnerländern – zu erhöhen. Für seine Bemühungen um die Fortführung der Ostpartnerschaften verlieh ihm die Agrarwissenschaftliche Universität Debrecen die **Ehrenplakette** ihrer Universität.

Zu erwähnen ist schließlich sein Engagement auf kulturellem Gebiet. Er hat im **Rundfunkrat in Köln**, im Kuratorium des **Musiksommers Mecklenburg-**

Vorpommern (dessen Vorsitz er allerdings ablehnte), im **Bachkuratorium** für das Bachfest in Rostock und in einer Rostocker Intendantenfindungskommission mitgearbeitet und ist u.a. Mitglied (zumeist Gründungsmitglied) der **Fördervereine** der Universität Rostock, der Hochschule für Musik und Theater, der Kunsthalle Rostock, des Volkstheaters Rostock sowie der Philharmonischen Gesellschaft. Schließlich ist er Gründungsmitglied und stellvertretender Vorsitzender des kürzlich gegründeten Vereins zur Gründung einer **Kulturstiftung Rostock**. Nach dem Ende seiner Amtszeit wurde er 1998 von der Hansestadt Rostock in das **Ehrenbuch der Stadt** eingetragen und auf Antrag der Landesregierung vom Bundespräsidenten mit dem **Bundesverdienstkreuz** ausgezeichnet. Das Konzil der Universität wählte ihn 1999 zum **Ehrensena**tor.

Das Ministerium für Staatssicherheit gibt es seit 1989 nicht mehr. Wir leben in einer offenen Gesellschaft. Sicherlich wird der eine oder andere auf negative Erfahrungen aus der Zeit von McCarthy oder auf gegenwärtige – unter dem Vorwand der Terroristenbekämpfung praktizierte – Telefon- und email-Überwachungen und andere Einschränkungen der Bürgerrechte verweisen. Trotzdem kann man – denke ich – die Hoffnung haben, dass Parlamentarier, Datenschützer, Medien und nicht zuletzt die Bürger selber verhindern, dass erneut ein derartiges flächendeckendes Überwachungs- und Berichtssystem installiert wird. Denn es gibt ein Mittel, Denunziationen die Spitze zu nehmen: Das ist – wie früher – die Dekonspiration, also das Öffentlichmachen, am besten verbunden mit Humor, notfalls auch mit Sarkasmus.

Denn eines habe ich – nicht nur in meiner Amtszeit – schmerzlich erfahren müssen: Die Bereitschaft über andere zu berichten und nicht selten auch andere zu denunzieren, ist nicht abhängig vom herrschenden Gesellschaftssystem, sondern wohl eine zutiefst menschliche Eigenschaft. Mit Beispielen, dass auch heute eifrig inoffiziell und manchmal auch mit rufschädigender Absicht berichtet wird, könnte ich viele Seiten füllen. Aber was tut es, wenn das Ministerium – kaum dass die Sitzung des Senats beendet ist – schon über die Diskussionsbeiträge informiert ist. Dieselben waren ohnehin nicht als Staatsgeheimnis gedacht. Was tut es, wenn ein Stifter – vermutlich nach einem verleumderischen Bericht – Medienvertreter zum Essen einlädt und ihnen berichtet, ein böser Mensch wolle den Namen des Stifters tilgen und durch seinen eigenen ersetzen. Vor der Wahrheit halten Verleumdungen letztlich nicht stand, wenn man auch zugeben muss, dass sie manchen Medien leichter von der Hand oder dem Mund gehen als langweilige wahrheitsgetreue Berichte. Was tut es, wenn ein Konzilsmitglied nach offener Diskussion im Konzil hinterrücks im kleinen Kreis fordert, *dem Maeß müsste man die Ehrensena*torwürde aberkennen und seiner Tochter die Approbation gleich mit. Solange wir in einer Demokratie leben, müsste er, um solche Wünsche zu verwirklichen, schon in die Öffentlichkeit gehen und die demokratischen und rechtlichen Regeln beachten. Was tut es, wenn ein Rektor meint, Dossiers von seinen Kollegen und Mit-

arbeitern anfertigen zu müssen. Es offenbart doch nur, dass er seinen Aufgaben nicht gewachsen ist und seine Position mit unlauteren Mitteln glaubt festigen zu können. Und der angerichtete Schaden ist begrenzt, solange es Demokratie und befristete Amtszeiten gibt.

Zusammen mit einem der diesjährigen Neujahrswünsche erhielt ich folgenden Bericht: *Rostock, am 7.1.2007: Lieber Herr Maeß, ich möchte Ihnen von einem Ereignis berichten, das meine Aufmerksamkeit erregte und mich noch heute aufbringt. Als Dekan der ... Fakultät hatte vor geraumer Zeit Herr Prof. ... die Ehrendoktorwürde an ... aus Mannheim vergeben. Nach meinen Recherchen ist ... Kommunist und Kommunistenforscher, der auch Bücher verfasst hat. Es ergeben sich hier eine Reihe von Fragen. Da ich zur untersten Reihe der Universität gehöre, kann ich kaum etwas tun oder mich zu Wort melden. Der heutige Dekan ... ist ein Schüler von ... , so dass es gar nicht so übertrieben ist, wenn man sagt, dass sich an der ... Fakultät eine Zelle des Kommunismus entwickelt hat. Da Sie sicher noch heute einen gewissen Einfluss haben, könnten Sie eventuell Kollegen oder Bekannten von den Vorfällen berichten. Nichts für ungut Ihr ...*

Dieses Pamphlet erinnert mich an 1990. Damals meinte ja mancher, einen Konkurrenten aus der Bahn werfen zu können, indem er über dessen Mitgliedschaft in offiziellen oder inoffiziellen SED-Organisationen berichtete. Solchen Vorwürfen kann man nur durch Offenheit begegnen. Schon in meiner Antrittsrede im Mai 1990 habe ich davor gewarnt, die Fehler der Vergangenheit mit umgekehrtem Vorzeichen zu wiederholen. Ich hätte seinerzeit gern die Aufarbeitung der universitären DDR-Vergangenheit in der Verantwortung der Universität belassen. Denn der Einigungsvertrag (Kap. XIX, Abschn.III,1 Abs. 5) sieht eine Kündigung insbesondere dann vor, wenn auf Grund früherer Tätigkeiten *ein Festhalten am Arbeitsverhältnis unzumutbar erscheint*. Über die Zumutbarkeit einer Weiterbeschäftigung aber hätte in der Arbeitsumgebung am kompetentesten befunden werden können.

Der Landtag hat anders entschieden und die Einrichtung von überregional zusammengesetzten Ehrenkommissionen beschlossen. Diese haben in mühevoller Arbeit alle Mitarbeiter mit einer Note aus einer achtstelligen Skala bewertet. Dass oft schon eine „mittlere“ Note zu einer Kündigung führte, kann nicht den Ehrenkommissionen angelastet werden. Es hat seine Ursache in der von westlichen Beratern der Landesregierung empfohlenen drastischen Stellenreduzierung. *Paradiesische Zustände – zumindest im Personalbereich* – herrschten an den ostdeutschen Universitäten, hatte der Wissenschaftsrat festgestellt. Leider zog man daraus nicht den naheliegenden Schluss, dieselben Zustände auch an den westdeutschen Massenuniversitäten herzustellen. Vielmehr stellte man die Einheit dadurch her, dass man die *paradiesischen Zustände* im Osten abschaffte, und zum Beispiel den Personalbestand an der Rostocker Universität auf ein Drittel reduzierte. Im Interesse der fachlichen Leistungsfähigkeit unserer Universität ist es

sehr zu bedauern, dass etliche leistungsfähige Kollegen aus diesem Grunde auch dann ihre Stelle verloren, wenn eine Weiterbeschäftigung im Sinne des Einigungsvertrages zumutbar gewesen wäre.

An den Schluss dieses Berichtes über Berichte stelle ich einen Brief, den ich im Jahre 2000 an den ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker geschrieben habe:

*Herr Bundespräsident, sehr verehrter Herr von Weizsäcker,
Viel zu spät aber nicht weniger herzlich gratuliere ich Ihnen zum 80. Geburtstag. Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit und uns, den Bürgern dieses Landes, dass Ihr Interesse und Ihr Engagement für die Öffentlichen Angelegenheiten uns noch lange erhalten bleiben. Schon in Ihrer ersten Amtsperiode waren Sie – davon bin ich überzeugt – für eine große Mehrheit von uns Ostdeutschen die Identifikationsfigur des für uns unerreichbar scheinenden Deutschland, dem wir uns trotz aller verordneten Abgrenzung zugehörig fühlten. Als wir dann nach 1989/90 – vielleicht etwas zu euphorisch – hier in Rostock versuchten, an der Universität und in der Stadt und in der Region eine neue, demokratische Ordnung aufzubauen, hatte ich bei verschiedenen Anlässen – u.a. bei einer Veranstaltung des Stifterverbands in Bonn, der Jahresversammlung der Rektorenkonferenz in Rostock, einer Diskussion der Leopoldina in Halle und Sitzungen des Senats der Max-Planck-Gesellschaft – immer wieder die Gelegenheit und die Freude, mit Ihnen über unsere Sorgen und Probleme sprechen zu können. Daran denke ich gern und mit großer Dankbarkeit.*

Es scheint so, dass man in Umbruchzeiten die Illusion hat, mit der Veränderung der Verhältnisse würden sich auch die Menschen ändern. Man meint, alles, was man für falsch und ungerecht hält, ändern und bessern zu können. Dabei hatte ich durchaus nicht nur an den östlichen Part gedacht. Bei einer Vereinigung kann (oder besser sollte) etwas Neues entstehen. Heute muss man mit Ernüchterung feststellen: Im Osten ist vieles anders aber bei weitem nicht alles besser geworden, im Westen dagegen hat sich kaum etwas geändert. Die „Durchmischung“, von der 1990 die Rede war, ist sehr einseitig geblieben. Die Humboldt-Universität berichtet stolz, dass inzwischen 55% der Professuren von Westdeutschen und weitere 10% von Kollegen aus dem westlichen Ausland besetzt sind. Das ist ein erfreuliches Zeichen für die wiedergewonnene Weltoffenheit der traditionsreichen Berliner Universität. Wie aber steht es mit den Professuren an der Freien oder der Technischen Universität? Ich vermute einmal, dass von den dortigen Professuren nicht einmal 5% von Ostdeutschen oder von Kollegen aus dem östlichen Ausland besetzt sind. Und wie steht es in den Redaktionen der großen überregionalen Zeitungen, den Gremien der Rundfunk- und Fernsehanstalten, der Wissenschaftsorganisationen (und der Fußball-Bundesliga)? Sicherlich ist nichts unsinniger als eine formale Quotenregelung. Wenn aber Vertreter mit „östlichem Hintergrund“ weiterhin in derselben Weise unterre-

präsentiert bleiben, wie ich das in meiner Zeit im Wissenschaftsrat, im Rundfunkrat in Köln, im Senat der Max-Planck-Gesellschaft und anderswo erlebt habe, dann braucht man sich über die bedauerlich geringe Akzeptanz der neuen Republik bei den Ostdeutschen nicht allzusehr zu wundern. Sicher war zu erwarten, dass mit dem wachsenden Wohlstand und der wachsenden Rede-, Versammlungs-, Presse- und Reisefreiheit – von denen wir keine missen möchten –, auch die sozialen Unterschiede, die Anzahl der „Singles“ und der kinderlosen Paare (auch in unseren Parks gibt es inzwischen weit mehr Hunde als Kinderwagen), der Arbeits- und Obdachlosen, der Gewalttätigen und der Suchtkranken zunehmen würden. Viel bedrückender aber ist für viele, dass auch im Rechtsstaat – und ausgerechnet von den Mächtigen (damit meine ich die Wirtschaft ebenso wie die Politik) – das Recht nicht so ganz ernst genommen wird, wenn es um die Erhaltung der eigenen Macht geht. Das nämlich kennen wir von früher. Die (für uns) neue Gesellschaftsordnung „funktioniert“ besser, aber sie lässt noch viel zu wünschen übrig. Sicher gibt es viele, die die Unzulänglichkeiten sehen. Ich denke aber, es gibt zu wenige, die dieses auch artikulieren. Zu diesen wenigen gehören Sie ... in ganz herausragendem Maße. Dafür möchte ich Ihnen danken.

Und zum Schluss die Antwort Richard von Weizsäckers: Verehrter, lieber Herr Maess, Ihr Brief berührt mich sehr. Es gibt so wenige Stimmen wie die Ihrige, und sie sind die wichtigsten, auf die es im Westen zu hören, aus denen es zu lernen gilt. Mit Ihren Grüßen und Wünschen zu meinem Geburtstag haben Sie mir eine große Freude gemacht. Es sind Zeichen der Verbundenheit und Freundschaft, die umso wohler tun, je älter man wird. Dafür danke ich Ihnen von Herzen. Mit herzlichen Wünschen

Ihr Ihnen dankbar verbundener Richard Weizsäcker.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Christian Pauer und Catharina Trost

Steffen Bockhahn:

Sie haben jetzt relativ zum Schluss auch noch einmal ausgeführt, dass Sie das zweifelhafte Vergnügen hatten, mit anzufangen die paradiesischen Zustände zu beenden oder zu beseitigen. Wie ist das für Sie damals gewesen, als Sie zur Kenntnis nehmen mussten, Sie müssen mehr Leuten mitteilen, dass sie angeblich nicht mehr gebraucht werden, als dass Sie Leuten sagen können „allet is jut“?

Gerhard Maeß:

Also das war eine ganz schlimme Geschichte. Zum Ersten, und zwar noch vor der offiziellen Kampagne, die später von Schwerin ausging, brauchten wir natürlich die Sektion Marxismus-Leninismus nicht mehr, zumal in ihrem gewaltigen Umfang. Ich habe also alle Mitarbeiter der Sektion in einen Hörsaal eingeladen und ihnen mitgeteilt, ich weiß noch, wie mich das mitgenommen hat, dass ich nicht weiß, wie und womit wir sie an der Universität weiter beschäftigen sollen. Sie müssen sich vorstellen, dass früher bis zum 7. Semester jeder Student, in jedem Semester marxistisch-leninistische Vorlesungen oder Seminare zu besuchen hatte. Das war natürlich ein ungeheurer Aufwand. Wenn ich als Mathematiker oder wir als Sektion Mathematik dafür zuständig gewesen wären, die gesamte Universität sieben Semester lang mit Mathematik zu versorgen, so wäre das eine kaum lösbare Aufgabe gewesen. So hat eben auch die ML-Sektion durchaus unter Mangel an qualifiziertem Personal gelitten. Nicht jeder abgebrochene Unteroffizier oder Parteifunktionär, der sich „marxistisch-leninistisch“ gebärdete, hatte das Zeug, ernsthaft und erfolgreich mit kritischen Studierenden Seminare zu veranstalten. Manche Seminarleiterin und mancher Seminarleiter wurde von den Studierenden schlicht nicht ernst genommen und dies hat der Ideologie letztlich mehr geschadet als genützt. Womit ich nicht sagen will, dass es an der Sektion nicht auch Kapazitäten, philosophische Kapazitäten, gegeben hätte. Heinrich Vogel zum Beispiel habe ich in guter Erinnerung, mit ihm konnte man ernsthaft, etwa über das Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaften diskutieren.

Viele Mitarbeiter der ML-Sektion waren natürlich frustriert, aber letztlich musste jeder einsehen, dass nach dem Wegfall der Lehraufgaben eine Weiterbeschäftigung an der Universität nicht sinnvoll war. Was mich sehr mitgenommen hat, war die kalte und unbarmherzige Form der Kündigung. In den Schreiben, die mir der Kanzler vorlegte (das war noch nicht der jetzige), stand wörtlich „wir haben für Sie keine Verwendung mehr“, keine Verwendung mehr, so als ob man eine veraltete Maschine in die Ecke stellt. Interessanterweise konnte der Kanzler das leider nicht selbst unterschreiben, obwohl er sonst immer größten Wert darauf legte, dass er als „Verantwortlicher für den Haushalt“ für die Beschäftigung oder Nichtbeschäftigung der Mitarbeiter zuständig sei, der Rektor dagegen nur für die „akademischen Angelegenheiten“. Er hatte nämlich zufällig am Wochenende zuhause im Rheinland etwas Wichtigeres zu tun und knallte deshalb dem Rektor den Stapel Kündigungsschreiben auf den Schreibtisch und überließ ihm die Drecksarbeit.

Und nun zum Zweiten, der Übernahme oder Nichtübernahme der Mitarbeiter der übrigen Sektionen oder – wie sie inzwischen hießen – der übrigen Fachbereiche. Sie wissen, dass es sich dabei – zumindest für die Hochschullehrer – um eine dreistufige Prozedur handelte. Erstens die Ehrenkommission, der die „Entsozifi-

zierung“ oblag, die also zu überprüfen hatte, wie stark die Einbindung in den Machtapparat der DDR und die Verstrickung in Stasi-Machenschaften war.

Zweitens die Überleitungskommission, die die fachliche Kompetenz zu prüfen hatte. Ich will hier nicht auf den fachlichen (für den Arbeitgeber durchaus nützlichen) Aspekt eingehen, sondern die psychische Seite beschreiben. Münchner Kollegen habe ich das einmal so erklärt: „Stellen Sie sich vor, da kommen Experten aus Österreich, und vor diesen müssen Sie wie ein Prüfling offenlegen, was Sie in den letzten 20 oder 30 Jahren so gemacht haben. Sie sind aber kein junger Prüfling oder Stellenbewerber, sondern bereits in gesetztem Alter und wähten sich bis vor kurzem in gesicherter Position. Welche Veröffentlichungen? Russisch, russisch können wir gar nicht lesen, und was ist das überhaupt für eine Zeitschrift? ... Und dann geht am Ende der Daumen hoch oder runter. Wenn man nun glücklich beides überstanden hatte, die Ehrenkommission und die Überleitung, dann kam als Drittes die Übernahme, die Übernahme auf die (in ihrer Anzahl drastisch reduzierten) Stellen. Ich habe mich zum Beispiel auf meine eigene Professur wieder bewerben dürfen, und hatte das Glück, auf der Berufungsliste auf Position eins zu kommen. Aber es wäre durchaus möglich gewesen, dass ein jüngerer Kollege, inzwischen produktiver, aktiver, den Platz bekommen hätte. Auf die Biologie zu setzen und – wenn denn die Stellenreduzierung tatsächlich unvermeidbar war – sie durch ein allmähliches Abschmelzen zu erreichen, wäre mir erheblich lieber gewesen. Aber das ließ sich leider nicht durchsetzen. Dass wir die menschlich schwierige Problematik letztlich doch einigermaßen verträglich gelöst haben, mögen Sie daraus erkennen, dass mich der 1. Personalrat unserer Universität nach Abschluss der Umstrukturierung im Jahre 1993 zu seinem Ehrenmitglied ernannt hat.

Hilde Michael:

Ich habe eine Frage. Ich habe vorhin, glaube ich, etwas nicht ganz verstanden, und zwar machten Sie uns klar, dass Sie in ihrer Zeit, wo Sie auch als Ausbilder tätig gewesen sind, so eine Art Klassenleiterfunktion innehatten. War es Ihre Aufgabe, dass Sie die marxistisch-leninistische Bildung, die die Studenten zu erwerben hatten, mit abzustecken und zu kontrollieren hatten, inwiefern tangierte Sie das?

Gerhard Maeß:

Also, die ML-Ausbildung war natürlich von den vorhin erwähnten mehr oder weniger kompetenten Kolleginnen oder Kollegen aus der Sektion Marxismus-Leninismus durchzuführen. Wenn aber Beschwerden kamen, dass der eine oder andere nicht zu diesen Veranstaltungen kam oder da dumm rumquatschte oder nicht konzentriert war, dann gab es „Aussprachen“ zur Studiendisziplin. Ich war also der Ansprechpartner für die Kollegen des Lehrkörpers, wenn irgendetwas in der Gruppe nicht funktionierte. Unabhängig davon galt auch hier wie im Arbeits-

kollektiv die Devise „gemeinsam lernen, arbeiten und leben“, was ich durchaus nicht für schlecht halte. Wir sind auch früher von unserem Professor, obwohl es in Jena damals noch keinen „sozialistischen Wettbewerb“ gab, außerhalb der Vorlesungen eingeladen worden und haben zum Beispiel gemeinsame Wanderungen im Thüringer Wald unternommen. Also, ich bin sehr für einen guten Kontakt zu den Studierenden.

Ich weiß nicht, ob das heute im Zeitalter des Datenschutzes noch erlaubt ist: Früher mussten Studienbewerber zahlreiche Passbilder abgeben, und mindestens jeweils ein Exemplar gelangte in die Einrichtung, in der sie das Studium aufnehmen wollten. Eine Mitarbeiterin klebte diese Passbilder auf Karteikarten, so dass man, wenn man wollte, schon vor der ersten Vorlesung lernen konnte, zu welchem Namen welches Gesicht gehörte. Wir hatten ja in der Mathematik überschaubare Gruppen von 20 bis höchstens 40 Studierenden. Wenn man dann jemand namentlich ansprach, gab es im ersten Moment ein Erstaunen oder vielleicht sogar einen kleinen Schreck, aber nach kurzer Zeit entwickelte sich ein vertrauensvolles Klima, das auch für die Studiendisziplin sehr nützlich war. Wenn man dem Dozenten bekannt ist, merkt der auch schnell, wenn man schwänzt. Also: Um die Studiendisziplin hatte sich der Seminargruppenberater zu kümmern, für die Vermittlung der marxistisch-leninistischen Ideologie war dagegen die ML-Sektion zuständig.

Catharina Trost:

Ich habe Ihren Ausführungen sehr gespannt gelauscht. Nur was mir nicht klar ist: Wieso sind Sie hier geblieben?

Gerhard Maeß:

Ich war 1961, am 14. August noch in Westberlin, spazieren gehender Weise, in der Mittagspause. Wir kannten ja die Gegend genau, rund um den Gendarmenmarkt, der damals Platz der Akademie hieß und der nicht weit entfernt ist von der Stelle, wo bald danach der weltbekannte „Checkpoint Charlie“ errichtet wurde. Die „Kampfgruppen“, der paramilitärische Arm der SED, hatten mit ihren Stacheldrahtrollen – übrigens ebensolche, wie man sie jetzt für die „technische Sperre“ in Heiligendamm verwendet hat – noch nicht alle Schlupflöcher verstopft. Ich hätte also ganz spontan im Westen bleiben können, zumal ich mein Abiturzeugnis und meine Diplom-Urkunde schon Jahre zuvor einer meiner zahlreichen, in den Westen gegangenen Verwandten mitgegeben hatte.

Tatsächlich hat es derartige Überlegungen wohl in den meisten Familien gegeben. Und abenteuerliche Berichte, wem und wie eine „Flucht“ gelungen sei, beherrschten über Jahrzehnte auch viele Gespräche im Kollegenkreis. Aber, ich hatte damals meine Freundin, und bald danach meine immer größer werdende Familie im Osten. Trotzdem war es ein dauernder Konflikt, ein ständiges Thema:

Sollen, dürfen alle weglaufen? Ich habe Ihnen wohl erzählt, dass mein Vater den Standpunkt vertrat „Wir können dieses hier nicht den Russen überlassen, dies ist auch Deutschland“. Wenn dann West-Besuch kam, zu Familienfeiern, Taufen unserer Kinder oder zur Jugendweihe, die später flächendeckend in der DDR eingeführt worden war, beherrschte dies Thema natürlich die Gespräche. Als einmal einer meiner lieben Vettern sagte: „Drüben in Deutschland ist das so und so“, wäre ich fast geplatzt. Mit Erschrecken musste ich beobachten, dass besonders die jüngere Generation die mitteldeutschen Länder abgeschrieben hatte. Länder, in denen Architekturdenkmale und Kunstsammlungen an die deutsche Geschichte von den Ottonen, bis zu den Wettinern und Hohenzollern erinnern, in denen Luther, Bach, Händel, Telemann, Goethe und Schiller, Mendelssohn und Fontane, ... gewirkt haben. Haben die gedacht, hier ist Russland? Also, das hat mich ungeheuer mitgenommen und das ist leider nicht auf meine Verwandtschaft beschränkt. Beobachten konnte man diese Haltung auch in den Medien und noch bis weit in die 90er Jahre hinein.

Aber Sie wollten wissen, warum ich geblieben bin. Es hat sich halt so ergeben. Es war ein ständiges Schwanken; in Berlin, noch in der freien Zeit, als man abends in Westberlin ins Kino oder Theater gehen oder am Wochenende Verwandte besuchen konnte, war das ständig ein Thema: Soll man oder soll man nicht? Mein Onkel, Arzt in Spandau, redete mir zu: Du musst in den Westen gehen, mit deiner Schwäche für Informatik und moderne Rechentechnik; da seid ihr im Osten bald hinterm Mond. Dein Bruder aber, der ist Mediziner, der ist Chirurg an der Charité, der muss da bleiben. Ärzte dürfen ihre Patienten nicht im Stich lassen.

Zuerst also war ich unentschlossen, und später nach dem Bau der Mauer hatte ich keine Gelegenheit zu gehen, ohne Gefahr für Leib und Leben für mich und meine Familie.

Was mich sehr berührt, ist, dass manche Kolleginnen und Kollegen aus dem Westen pauschal diejenigen verdächtigen, die im Osten geblieben sind. Umgekehrt könnte man auch manchen verdächtigen, der in den Westen gegangen ist. Denn nicht immer – denke ich – war es allein der unbändige Wille, in Freiheit zu leben. Ein wenig dürften auch die blitzenden Karossen gelockt haben, der höhere Lebensstandard und die größeren Reisemöglichkeiten. Und tatsächlich war es in vielen Fällen wirtschaftlich von Vorteil, in den Westen zu gehen. Leider gilt das bis heute. Ausgerechnet diejenigen, die über 40 Jahre unter schwierigeren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen leben und arbeiten mussten, deren Durchhaltevermögen, Mut und Engagement wir letztlich die Deutsche Einheit verdanken, sind nun auch die Verlierer des Einigungsprozesses.

Sie wissen ja vielleicht: Wer im Westen studiert hat oder rechtzeitig dahin ausgewandert ist und später dort als Hochschullehrer gearbeitet hat, bekommt ca.

70 % seines Westgehalts, wer dagegen im Osten geblieben ist, erhält bei gleicher Lebensleistung kaum ein Drittel dieser Altersbezüge.

Christian Hall:

Ich möchte mich gerne der Frage von Hilde Michael anschließen: Als Gruppenleiter dort mussten Sie doch in der FDJ sein: Ist das so richtig?

Gerhard Maeß:

Nein, in Rostock war ich Seminargruppenberater. Das war eine „staatliche“, keine „gesellschaftliche“ Funktion. Aber als Schüler gehörte ich zuerst zu den „Jungen Pionieren“, und später als Oberschüler und Student zur „Freien Deutschen Jugend“. Es ist interessant, dass diese Jugendorganisationen ursprünglich als Gegenentwurf zum Jungvolk und zur Hitlerjugend parteiunabhängig oder zumindest parteienübergreifend konzipiert waren. Man kann das zum Beispiel in Berichten über Arno Esch und seine Kommilitonen nachlesen. Sehr schnell aber entwickelten sie sich zu Jugendorganisationen der herrschenden Partei. Der Mitgliedschaft konnte sich dann kaum einer entziehen, von einigen Pfarrerskindern einmal abgesehen. Unserem ältesten Sohn hatten wir empfohlen, nicht gleich zu den Pionieren zu gehen. Die Folge war eine systematische Diskriminierung durch die Rostocker Lehrerin: „Wer zur Christenlehre geht und nicht zu den Pionieren gehört, darf nicht zum Bastelnachmittag kommen“.

Also, wer sich nicht zum Gegner des Regimes stempeln lassen wollte, war als jugendlicher Mitglied der FDJ, ebenso übrigens, wie (nahezu) jeder als Berufstätiger selbstverständlich Mitglied des „Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes“ zu sein hatte.

Angela Hartwig:
DSF bestimmt?!

Gerhard Maeß:

... und der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft (DSF). Da bin ich gleich drei oder vier Mal eingetreten. Die Organisation war nämlich nicht so straff organisiert wie die FDJ oder der FDGB. So schloß die Mitgliedschaft mangels Beitragskassierung immer mal wieder ein. Wechselte man aber den Arbeitsplatz, wurde man wieder genötigt einzutreten. Als ich hierher nach Rostock kam, habe ich eine Diskussion durch die Bemerkung ausgelöst, dass ich selbstverständlich für die Freundschaft mit dem sowjetischen Volk aber ebenso auch für die mit dem amerikanischen Volk und mit allen anderen Völkern der Welt sei. Geholfen hat die Diskussion nicht. Ein Mitarbeiter ohne DSF-Mitgliedschaft hätte ja auch Minuspunkte für den Arbeitsbereich gebracht.

Also noch einmal: In der FDJ war ich als Schüler und als Student, im FDGB und in der DSF als Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und als Hochschullehrer an der Universität Rostock.

Christian Pauer:

Sie haben vorhin gesagt, dass Sie sowohl den Wehrdienst verweigert haben, als auch den Ersatzdienst dafür. Wie war es möglich da herum zu kommen?

Gerhard Maeß:

Ja, das weiß ich auch nicht. Mein Berliner Chef, der übrigens später in den Westen ging und Professuren in Saarbrücken und Bochum innehatte, mein Doktorvater von der Humboldt-Universität, meinte: Sie müssen sich eine Freundin anschaffen im Wehrkreiskommando, damit die ihre Akte ganz nach hinten legt. Nun – meine Akte scheint auch ohne Freundin vom Wehrkreiskommando ganz nach hinten geraten zu sein. Man muss aber berücksichtigen, dass ich, als die Wehrpflicht eingeführt wurde, schon fast dem Grundwehrdienstalter entwachsen war. Ich bin 1937 geboren, und vor dem Mauerbau hatte man nicht gewagt, den Wehrdienst einzuführen, weil dann vermutlich noch mehr junge Leute der DDR den Rücken gekehrt hätten. Aber zum Reservedienst hätte ich noch eingezogen werden können, wie zum Beispiel mein ehemaliger Studienkollege Weißbach – das ist derjenige, der mich seinerzeit bei der Stasi verpiffen hatte. Er jedenfalls tauchte hier in den 70er Jahren eines Tages, fröhlich und voller Selbstironie, in Ausgehuniform im mathematischen Institut auf, so, als ob nie etwas zwischen uns gewesen wäre. Ich habe also schlicht Glück gehabt. Meine Akte wurde nicht gezogen, und meine Wehrdienstverweigerung blieb dadurch offenbar sowohl meinem Berliner als auch später meinem Rostocker Arbeitgeber verborgen.

Sonst hätten sich vermutlich – davon habe ich ja berichtet – Rektor und Parteisekretär kaum für meine Professur eingesetzt. Also: Ich hatte einfach Glück.

Kersten Krüger:

Gibt es weitere Fragen? Das ist nicht der Fall. Wir danken für das Gespräch und die Diskussion.

Wildenhain, Günther

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001539)
 vom 12.11.2007



<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1971-73 Hochschuldozent 1973-92 o. Professor für Analysis 1993-2003 Professor (C4) für Partielle Differentialgleichungen
<i>Fakultät:</i>	Sektion Mathematik (1968-1990) Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Fachbereich / Institut für Mathematik

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 09.10.1937 in Beerwalde (Sachsen)
<i>Konfession:</i>	evangelisch-lutherisch
<i>Vater:</i>	Helmut Wildenhain
<i>Mutter:</i>	Ilse Wildenhain
<i>Kurzbiographie:</i>	
1955	Abitur in Mittweida / Sachsen
1955-60	Mathematik-Studium, TU Dresden
1960-65	Wiss. Assistent, TU Dresden
1965-71	wiss. Oberassistent an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin
1971	Berufung zum Hochschuldozenten, Univ. Rostock
1973	Berufung zum Professor, Univ. Rostock
1991-93	Abteilungsleiter für Wissenschaft und Forschung im Kultusministerium Mecklenburg-Vorpommern
1993	Berufung auf C4-Professur für Partielle Differentialgleichung an der Univ. Rostock
1994-98	Fachbereichssprecher Mathematik, Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
1998-2002	Rektor der Universität Rostock

Akademische Abschlüsse:

Studienabschluss: 1960 Dipl.-Math., TU Dresden
 Promotion: 1964 Dr. rer. nat., TU Dresden
 Habilitation: 1968 Dr. rer. nat. habil., TU Dresden

Akademische Selbstverwaltung:

1990-91,
 1994-96 Fachbereichssprecher des FB Mathematik
 1996-98 Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
 1998-2002 Rektor der Univ. Rostock

Funktionen:

1990-91, Landesvorsitzender M-V des Deutschen Hochschulverbandes
 1994-98, seit
 2002
 2004-05 Präsident der Deutschen Mathematiker-Vereinigung

Politische Tätigkeiten:

1991-93 Abteilungsleiter für Wissenschaft und Forschung im Kultusministerium des Landes MV, Ernennung zum Ministerialdirigenten
 1993 Vorsitzender des Gründungsausschusses Hochschule für Musik und Theater, Rostock
 1999-2001 Mitglied der Sächsischen Hochschulentwicklungskommission

Werke (Auswahl):

Potentialtheoretische Betrachtungen bei der Bipotentialgleichung. Math. Annalen 161, 1-23 (1965).
 Potentialtheorie linearer elliptischer Differentialgleichungen beliebiger Ordnung. Schriftenreihe des Institutes für Mathematik, Akademie-Verlag, Berlin (1968).
 Methoden der Potentialtheorie für elliptische Differentialgleichungen beliebiger Ordnung (gemeinsam mit B.-W. Schulze). Akademie-Verlag Berlin 1977 (Lizenz-Ausgabe beim Birkhäuser-Verlag Basel und Stuttgart 1977).
 Darstellung von Lösungen linearer elliptischer Differentialgleichungen. "Mathematische Forschung", Band 8, Akademie-Verlag Berlin (1981).
 Potential Theory Methods for higher order elliptic equations. In: Potential Theory Surveys and Problems (Proc. Prag 1987), Lecture Notes in Math. Bd. 1344, 181-195, Springer-Verlag (1988).

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Günther Wildenhain am 19. Januar 2007

Kersten Krüger:

Das entscheidende Gespräch, mich nach Rostock zu holen, hat Herr Wildenhain 1992 mit mir in dem damaligen Kultusministerium geführt. Seitdem verbindet mich mit Herrn Wildenhain eine enge Freundschaft. Wir bitten Herrn Wildenhain sein Leben und seine Karriere zu skizzieren. Wir haben wiederum einen Mathematiker bei uns. Es scheint also diese ideologisch nicht stark zu beeinflussende Wissenschaft gewesen zu sein, welche ihre Vertreter besonders qualifizierte, die Hochschulerneuerung zu tragen.

Günther Wildenhain:

Vielen Dank Herr Krüger für diese freundliche Einleitung. Meine Damen, meine Herren, vorab vielen Dank. Ich bin sehr gerne hierher gekommen und freue mich auf die Diskussion. Ich glaube schon, Sie haben ja eine Andeutung gemacht, dass ich durch meine spezielle Vergangenheit ein paar Besonderheiten in dieses Seminar einbringen kann. Ich will das versuchen. Ich verspreche Ihnen, Klartext zu reden, was sicherlich nicht alles protokollreif ist. Aber ich vertraue Ihrem Fingerspitzengefühl, und im Übrigen habe ich ja notfalls noch die Gelegenheit zu korrigieren.

Zu meiner Person: Ich bin Jahrgang 1937, geboren in Beerwalde. Das ist ein kleiner Ort mit heute etwa 200 Einwohnern in Sachsen, wie Sie vielleicht hören können. Ich bin dort 1943 zur Schule gekommen, also noch in dem so genannten Dritten Reich. Von meinem dritten Schuljahr ab tauchte dann ein Neulehrer auf in diesem Ort, also 1945, frisch vom Abitur, bei dem ich bis zur 8. Klasse Unterricht in allen Fächern hatte. Mit Ausnahme des Faches Russisch, das konnte er nicht, hat er uns universell unterrichtet. Es kam noch hinzu, dass in so einer kleinen Dorfschule immer zwei Klassen zusammen unterrichtet wurden, also 1. und 2. Klasse, 3. und 4. Klasse, 5. und 6. Klasse, 7. und 8. Klasse. Das klingt sehr abenteuerlich. Ich muss aber sagen, das Auftauchen dieses Lehrers, der eigentlich nur ein Abiturient war, denn er hatte ja noch kein Lehrerstudium absolviert, war für mich, ich würde fast sagen, der Glücksfall meines Lebens. Ich habe ihm außerordentlich viel zu verdanken. Er hat nach der 8. Klasse dafür gesorgt, dass ich nicht die beabsichtigte Lehre bei der Deutschen Reichsbahn angenommen habe, die schon vorbereitet war, sondern er hat meine Mutter überredet, mich zur Oberschule zu schicken.

Das war also schon bemerkenswert. Ich war mein Leben lang mit ihm befreundet. Leider ist er sehr früh verstorben. Ich kann mich noch an eine Empfeh-

lung erinnern, die er mir gegeben hat, er meinte: „Ich gebe dir den guten Rat, schließe dich nie einer politischen Partei an.“ Der Hintergrund war, dass er selbst 1946 zeitig in die SED eingetreten war und sein Leben lang darunter gelitten hat. Ich habe das beherzigt, bin also auch nie in eine Partei gegangen, bis heute nicht, und werde es auch nicht mehr tun. Ich habe also dann von 1951 bis 1955 die Oberschule, jetzt ist es natürlich auch ein Gymnasium, in Mittweida besucht. Das ist die nächst gelegene Stadt. Ich habe 1955 Abitur gemacht und anschließend von 1955 bis 1960 Mathematik an der Technischen Universität Dresden studiert. Ich wurde dann Wissenschaftlicher Assistent am so genannten Institut für reine Mathematik und danach von 1965 bis 1971 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für reine Mathematik an der damaligen Deutschen Akademie der Wissenschaften. Später wurde daraus die Akademie der Wissenschaften der DDR. Promoviert und habilitiert habe ich in dieser Zeit natürlich auch, und zwar 1964 bzw. 1968 jeweils in Dresden, da die Akademie noch kein Habilitationsrecht hatte. Es gibt gewisse Parallelen zu Herrn Maeß' Laufbahn. Er war ja auch an der Akademie, hat allerdings an einem anderen Institut gearbeitet. Wir haben uns an der Akademie noch nicht gekannt und uns erst hier in Rostock kennen gelernt.

Es war ein großes Unternehmen, diese Deutsche Akademie der Wissenschaften. Aber es war für uns Mathematiker, zumindest was mich betrifft, im Institut für reine Mathematik, eine traumhafte Zeit, was die Arbeitsbedingungen anging. Wir hatten als Mathematiker gewissermaßen Narrenfreiheit. Wir hatten freien Zugang zur Literatur, konnten unsere wissenschaftlichen Kontakte ziemlich uneingeschränkt pflegen und in meinem Umfeld, das galt schon für Dresden und dann auch für die Berliner Zeit, gab es nicht einen einzigen SED-Genossen. Wir waren also in keiner Weise irgendwelchen ideologischen Einflüssen ausgesetzt. Wir haben Mathematik betrieben und das aus Begeisterung. Ein Highlight für mich war ein halbjähriger Studienaufenthalt an dem so genannten Steklow-Institut der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Ich war eingeladen worden von Professor Naimark, einem der Gutachter meiner Dissertation, der zu meiner Verteidigung nach Dresden gekommen war. Er war damals fast 60 Jahre alt, und es war seine erste Auslandsreise, die man ihm gestattet hatte. Ich habe ihn dann für längere Zeit in Moskau besuchen dürfen, aber der eigentliche zweite Glücksfall meines Lebens war dann ein kurzer, zweiwöchiger Abstecher von Moskau nach Sankt Petersburg, dem damaligen Leningrad. Dort lernte ich Professor Mazja kennen. Der war ungefähr so alt wie ich. Wir sind seitdem befreundet. Ich habe ihn später oft in Leningrad besucht. Er gehört heute zu den führenden Mathematikern auf dem Gebiet der partiellen Differentialgleichungen. Das ist mein Arbeitsgebiet. Er ist später ausgewandert nach Stockholm, hat dort bis zu seinem Ruhestand gearbeitet und nimmt jetzt diverse Gastprofessuren in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien wahr. Er hat unserer Rostocker Forschungsgruppe

außerordentlich geholfen. Ich habe oft meine besten Leute zur Betreuung zu ihm nach Leningrad geschickt. Das hat sich sehr ausgezahlt.

Professor Roßmann,¹ der jetzt noch an der Universität ist, schreibt heute noch ständig Bücher mit ihm zusammen. Wir haben Professor Mazja im Jahre 1990 zum Ehrendoktor der Universität Rostock gemacht. Das war eine Begegnung, die mein wissenschaftliches Profil maßgebend geprägt hat. Ich war überhaupt bis zum Ende der DDR Mathematiker mit Leib und Seele. Ich habe viel publiziert, mehrere Bücher geschrieben, habe gerne und viele Vorlesungen gehalten, wissenschaftlichen Nachwuchs betreut bis hin zu Schülern der 11. und 12. Klassen. Das hört sich jetzt im Nachhinein alles sehr euphorisch an, aber ich muss es noch ergänzen durch andere Dinge. Also, zurück zu meiner Berliner Zeit. Durch meine wissenschaftliche Tätigkeit hatte ich natürlich einen gewissen Bekanntheitsgrad unter den Fachkollegen in der DDR. Das führte zu mehreren Berufungsanfragen, aus Ilmenau, aus Halle, von der Humboldt-Universität, von Greifswald und auch von Rostock. Rostock bot mir eine Professur an. Das war schon im Jahre 1970. Ich habe mich aus zwei Gründen für Rostock entschieden. Erstens fand ich die Kollegen hier in Rostock sehr nett. Alle hatte man ja irgendwann kennen gelernt. Zum anderen stammt meine Frau aus Rostock. Ich bin seit 1963 verheiratet, habe drei Kinder, und meine Frau freute sich, wieder nach Rostock gehen zu können.

So habe ich das Angebot aus Rostock angenommen, allerdings in reduzierter Form. Nachdem es nämlich dann so weit war, kam das Stopp-Zeichen aus dem Ministerium, ich könne gerne als Dozent nach Rostock kommen, aber mit der Professur solle ich noch etwas warten, ich solle mich erst mal bewähren. Der Grund war naheliegend, ich hatte kein Parteiabzeichen. Ich habe dann 1971 das Risiko auf mich genommen. Meine Kollegen in Berlin haben mich für verrückt erklärt und gesagt, auf solche Versprechen kann man nicht eingehen. Ich habe es trotzdem gemacht und es hat sich gelohnt. Ich wurde 1973 hier auf eine Professur berufen, auf die Nachfolge von Adam Schmidt, im Übrigen ein Lehrstuhl, der in den 30er Jahren gestiftet worden war von Heinkel, dem Flugzeugbauer. Leider ist dieser Lehrstuhl dann mit meinem Ausscheiden der Sparwut des Landes zum Opfer gefallen. Also, 1973 war ich dann hier als Professor.

Ich muss noch sagen, dass ich in DDR-Zeiten ab 1974 ein gewisses Privileg hatte, ich war nämlich Reisekader. Als ich hier in Rostock anfang, fragte man mich, ob ich bereit sei, einen längeren Vorlesungsaufenthalt in Peru zu absolvieren. Natürlich war ich bereit. Ich habe dann Spanisch gelernt und bin tatsächlich 1974 in Peru gewesen. Ich habe an der San-Marcos-Universität Gastvorlesungen gehalten, neun Stunden die Woche für den Lehrkörper der Mathematik, in der

¹ Prof. Dr. Jürgen Roßmann, Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001483

Landessprache. Die Vorlesungen wurden in Form eines Buches in ein korrektes Spanisch übersetzt und veröffentlicht. Es war ein großes Interesse vorhanden. Dieser Aufenthalt in Lima wäre alleine eine Stunde Bericht wert. Das will ich mir aber hier verkneifen. Sie können ja über Einzelheiten, wenn Sie wollen, fragen. Ich habe mir die Frage vorgelegt, wie kann es denn sein, dass ich in diesem Staate, nachdem ich die Professur tatsächlich bekommen habe, sogar noch Reisekader werden durfte. Für mich gab es zwei Erklärungen. Die eine: Die DDR konnte es sich nicht leisten, nur Funktionäre ins Ausland zu schicken, sie mussten auch auf wissenschaftlichem Gebiet repräsentieren, und ich bilde mir ein, dass ich zur damaligen Zeit tatsächlich einiges bieten konnte. Der andere Punkt ist natürlich die Fürsprache einflussreicher Leute.

Natürlich wird sich Professor Engel, der ja schon hier war, sehr für mich eingesetzt haben. Professor Engel schätze ich sehr, ich habe ihm viel zu verdanken. Er wollte immer, dass ich sein Nachfolger werde. Da gab es aber Stoppzeichen von der Universitätsleitung. Das wollten die nicht. Einen anderen Punkt, der vielleicht noch interessanter ist, habe ich erst später erfahren. Ich hatte einen guten wissenschaftlichen Bekannten in Finnland, Professor Louhivaara. Er besuchte immer unsere Tagungen in der DDR und auch die, die wir in Berlin damals selbst organisiert haben. Wir waren befreundet und wir hatten eine gute wissenschaftliche Kooperation. Dieser Kollege Louhivaara war außerdem Rektor in Jyväskylä und kannte den Rostocker Rektor Heidorn. Professor Heidorn ist sehr oft und sehr gerne nach Jyväskylä gefahren und hat die Gastfreundschaft von Herrn Louhivaara genossen. Später habe ich dann erfahren, dass sich Herr Louhivaara sehr für mich eingesetzt hat. Daher erklärt sich für mich natürlich einiges.

Vielleicht bei der Gelegenheit ein paar grundsätzliche Bemerkungen zu meiner Haltung zur DDR. Ich war in der DDR keineswegs ein Widerstandskämpfer, das zu behaupten wäre Anmaßung. Aber ich hatte immer eine kritische Distanz zum Staat DDR und zur SED-Herrschaft. Das habe ich auch nicht verschwiegen. Das wusste man auch. Ich möchte einer Legende widersprechen. Man hört oft die Meinung, dass man in der DDR ohne das Parteiabzeichen nichts werden konnte. Man konnte durchaus auch ohne Parteiabzeichen in der DDR etwas werden. Das hing natürlich vom Fach ab. Es gab sicher Fächer, wo es nicht möglich war, aber in der Regel war es möglich, durch wissenschaftliche Leistung vorwärts zu kommen. Man musste nur etwas Geduld investieren. Es gibt viele Beispiele dafür. Natürlich ging es dennoch nicht ohne Kompromisse ab. Jeder, der das Ziel hatte, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen, musste an irgendeiner Stelle Kompromisse machen, aber die Kompromisslinie, die war von Person zu Person doch sehr unterschiedlich. Es gab Leute, das wissen wir ja, die waren sich nicht zu schade, sich an die Stasi zu verkaufen. Es gab wesentlich mehr, die bereit waren, der SED beizutreten. Es ist bekannt, dass etwa 80 % der Professoren in der DDR SED-Mitglieder waren.

Wir müssen das heute alle ausbaden, denn im Einheitsvertrag wurden die Professoren der DDR generell als staatsnah eingestuft, mit Auswirkung auf die Rentenbezüge. Das habe ich natürlich jetzt auch zu spüren bekommen. Die Kompromisse waren, wie gesagt, sehr unterschiedlich. Auch ich habe Kompromisse gemacht. Die bestanden im Folgenden: Ich habe mich sowohl in meiner Berliner Zeit, als auch hier in Rostock in Gewerkschaftsfunktionen engagiert, wie übrigens auch mein Kollege Maeß. Auf diese Weise konnte man Punkte sammeln bei den staatlichen Instanzen.

Ferner habe ich mich engagiert in der Mathematischen Gesellschaft der DDR. Ich muss dazu sagen, es gibt in Deutschland seit 1890 die Deutsche Mathematikervereinigung (DMV), eine sehr altehrwürdige Institution. Sie ist 1890 gegründet worden von den damals in der Welt führenden Mathematikern David Hilbert und Georg Cantor. Am Anfang des Jahrhunderts waren die besten deutschen Mathematiker auch in der Welt führend. Deutschland war bis zur Nazizeit die herausragende Nation in der Mathematik. Viele große deutsche Mathematiker waren Präsidenten der DMV. Den DDR-Mathematikern, die zum großen Teil Mitglieder in der DMV waren, wurde aber nach dem Mauerbau die Mitgliedschaft verboten. Statt dessen gründete man eine eigene Gesellschaft, die Mathematische Gesellschaft der DDR. Herr Engel hatte daran wesentlichen Anteil. Er war lange Zeit Vorsitzender dieser Gesellschaft. Und ich habe damals einige Jahre den Vorsitz in der so genannten Bezirkssektion Nord übernommen. Ich habe mich also in dieser Gesellschaft aktiv betätigt. Ich war auch lange Jahre Stellvertreter des Sektionsdirektors unter Herrn Engel. Das war sehr angenehm. Wie gesagt, er wollte mich gern zu seinem Nachfolger machen, was aber nicht gelang. Ja, so viel zu den Kompromissen. Dennoch habe ich oft gespürt, dass man mir mit Misstrauen begegnete. Ich war zwar Reisekader, aber die Zahl der Reisen hielt sich sehr in Grenzen. Ich hatte viele Einladungen zu Tagungen, zu Vorträgen und Studienaufenthalten. Nur ein Bruchteil dieser Einladungen durfte realisiert werden. Das hat mich zwar nicht gewundert, aber es zeigte immer wieder Skepsis mir gegenüber.

Ich musste zehn bis 15 Jahre lang ständig kämpfen um das Fortkommen meiner Kinder. Besonders schlimm war es bei meinem ältesten Sohn. Erst gab es den Kampf um den Übergang in die Abiturstufe, dann sollte er an der Oberschule hier am Goetheplatz in Rostock aus politischen Gründen rausfliegen. Ich habe mich an den Stadtschulrat gewandt und mit Hilfe des Stadtschulrates ist es mir gelungen, ihn gegen den Willen der Schule an der Schule zu halten. Dann gingen die Schwierigkeiten weiter beim Übergang zum Studium. Er absolvierte ein Tonmeisterstudium in Berlin an der Hochschule für Musik, wurde aber vorher trotz einer hervorragenden Aufnahmeprüfung abgelehnt aus vorgeschobenen gesundheitlichen Gründen. Da hat mich dann die Kinderklinik (Professor Jürgen Külz) unterstützt. Und das ging so weiter, endete dann schließlich 1989 mit dem

Ausreiseantrag meines Sohnes. Er ist noch kurz vor der Wende ausgereist. Um meine Tochter musste ich genauso kämpfen, also kurz gesagt, man wusste, dass meine Familie und ich keineswegs Freunde des real existierenden Sozialismus waren.

Es gab aber noch ein Schlüsselerlebnis, und das möchte ich erzählen, weil wir hier in diesem Hause [der ehemaligen Staatssicherheit] sind. Im Jahre 1983 wurde mein Schwager, der hier in Rostock Lehrer war, plötzlich verhaftet. Er saß hier in diesem Hause drei Monate in Untersuchungshaft und wurde danach zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Später, nach Studium seiner Stasiakte, stellte sich heraus, dass der vorgeschobene Grund seiner Verurteilung bewusst provoziert war. Der eigentliche, tiefere Grund war sein Engagement in der Biermann-Affäre. Er hatte sich in der Biermann-Affäre gegenüber seinen Schülern für den Staat in unliebsamer Weise engagiert. Von dem Moment an war eine Schar von Stasi-Informanten auf ihn angesetzt, sowohl aus dem Kreis seiner Schüler als auch seiner Lehrerkollegen. Das war natürlich ein Ereignis, das die Haltung zur DDR auch bei meinen Kindern geprägt hat. Wir haben erlebt, wie er, in Handschellen gefesselt wie ein Schwerverbrecher, im Gericht vorgeführt wurde. Er durfte übrigens nach seiner Entlassung weder in den Westen ausreisen noch weiter in seinem Beruf arbeiten. Erst kurz vor der Wende wurde die Ausreise bewilligt. Dieser Vorgang hat natürlich unsere Haltung zur DDR weitgehend geprägt und hat mir auch die Motivation gegeben, während der Wendezeit mich zu engagieren. Insbesondere meine Frau hat mich sehr agitiert und sehr ermuntert, jetzt Farbe zu bekennen. Ich wurde im Januar 1990 Sektionsdirektor, im Mai gehörte ich zu den Kandidaten für das Rektoramt. Damals wurde ja Herr Maeß gewählt.

Im Oktober 1990 wurde ich zum Landesvorsitzenden des Deutschen Hochschulverbandes gewählt. Das war ein Schlüsselereignis für mich und bestimmte maßgeblich meine weitere berufliche Entwicklung. Ich hatte dann nämlich in dieser Funktion sehr viele Kontakte zur damals neu entstehenden Landesregierung. Nachdem der erste Abteilungsleiter, der aus Augsburg kam, sich als Hochstapler entpuppte, hat das Land beschlossen, jemanden aus Mecklenburg-Vorpommern zu holen, der die Hochschulen vor der Wende kannte. Man ist auf mich verfallen und hat mich gefragt, ob ich dazu bereit bin. Ich habe das dann nach gutem Zureden meiner Frau gemacht und bin nach Schwerin gegangen. Am 18. März 1991 hatte ich meinen ersten Arbeitstag in Schwerin.

An diesem Tag erschien gerade ein neuer „Spiegel“, und darin stand ein langer Bericht über meinen Vorgänger und seine Machenschaften. Es folgte jetzt eine sehr aufregende, schwierige, abenteuerliche Zeit als Hochschulabteilungsleiter im Kultusministerium. Im Nachhinein sehe ich das als die wichtigste Zeit meines Berufslebens an, obwohl sie außerhalb der Mathematik lag. Sie war geprägt durch eine außerordentlich kreative, freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem damaligen Staatssekretär, Herrn Thomas de Maizière, der ja jetzt Kanz-

leramtsminister in Berlin ist, wie Sie wissen. Herr de Maizière zählt für mich zu den besten Politikern, die ich persönlich kennen gelernt habe, sowohl wegen seiner Kompetenzen als auch wegen seiner menschlichen Qualitäten. Wenn man mit ihm zusammen arbeitet, dann weiß man das zu schätzen. Ich war maßgeblich mit beteiligt an der Umprofilierung der Hochschullandschaft in diesem Lande, sowohl der strukturellen als auch der personellen Erneuerung. Ich bekam in dieser Zeit viele Einblicke in das Innenleben der hochschulpolitischen Strukturen in Deutschland und zwar durch meine Mitgliedschaften von Amtes wegen in Gremien der Kultusministerkonferenz und Bund-Länder-Kommission, des Wissenschaftsrats, und der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ich war lange Jahre Mitglied in einer Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrates, die sich um technische Fakultäten zu kümmern hatte, war Mitglied der Bewilligungsausschüsse für Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs, war Mitglied in einer Kommission „Studienreform in Deutschland“ der Kultusministerkonferenz. Das Wichtigste war meine Mitgliedschaft im Hochschulausschuss. Das ist die Versammlung der 16 Hochschul-Abteilungsleiter aller Bundesländer in Deutschland. Der Hochschulausschuss hat die hochschulpolitischen Beschlüsse der Kultusministerkonferenz vorzubereiten. Ich war in diesem Kreise der einzige Ostdeutsche und der einzige Nichtjurist, also in doppeltem Sinne ein Exot. Ich hatte aber nie das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden. Juristische Qualifikationen hatte man von mir gar nicht erwartet. Andererseits wusste man aber meine Insiderkenntnisse aus der früheren DDR zu schätzen, und so habe ich in dieser Zeit eine Menge gelernt und mich in diesem Kreis sehr wohl gefühlt.

Das Wichtigste, was ich zu Beginn meiner Schweriner Zeit gemacht habe, war die Erarbeitung einer Kabinettsvorlage, die ich selbst geschrieben habe, über die Gestaltung der Hochschulstruktur in diesem Lande, natürlich in enger, ständiger Diskussion mit Herrn de Maizière und in Beratung mit allen möglichen Leuten. Die wurde dann vom Kabinett beschlossen und vom Landtag anschließend auch. Da stand eine Menge drin. Erstens stand darin, dass die beiden Universitäten als so genannte Volluniversitäten erhalten bleiben sollen, was das auch immer ist. Volluniversitäten im strengen Sinne gibt es im Grunde genommen ja gar nicht. Abgesehen von einigen strukturellen Veränderungen, die natürlich dem Umbruch von der DDR auf die BRD geschuldet waren, an denen man nicht vorbei kam, enthielt die Kabinettsvorlage folgende Maßnahmen: Die Eingliederung der Pädagogischen Hochschule in Güstrow in die Universität Rostock, die Eingliederung der gerade kurz vorher von Frau Honecker gegründeten Pädagogischen Hochschule in Neubrandenburg in die Universität Greifswald, die Eingliederung der Seefahrtshochschule Warnemünde-Wustrow in die Universität Rostock und die Gründung neuer Fachhochschulen. Das waren also Neubrandenburg in den Räumlichkeiten der vorherigen Pädagogischen Hochschule, Stralsund in den Räumlichkeiten einer früheren Offiziersschule und schließlich die Umwandlung der Tech-

nischen Hochschule Wismar in eine Fachhochschule. Diese ist mit einem Jahr Verspätung zu Stande gekommen, weil sich der damalige Bundesverkehrsminister, Herr Professor Krause, dagegen gewehrt hat. Da musste man etwas behutsamer vorgehen, denn die Politiker in Schwerin hatten nicht die Courage, sich von vornherein strikt gegen Herrn Krause zu stellen. Am Ende haben wir uns aber durchgesetzt. Es wurden ferner die alten Akademieinstitute aus DDR-Zeiten alle aufgelöst und neue gegründet. Es entstanden das Institut für Atmosphärenphysik in Kühlungsborn, das Institut für Ostseeforschung in Rostock, das Katalyseinstitut in Rostock und das Institut für Plasmaphysik in Greifswald. Wenn ich das heute alles in der Rückschau sehe, erfüllt mich dies mit Bewunderung und durchaus auch mit Stolz. Man würde heute bei der Beschaffenheit der gegenwärtigen Ministerialbürokratie für jedes Einzelvorhaben fünf bis sechs Jahre brauchen, wenn es überhaupt zustande käme. Damals ist alles in knapp zwei Jahren über die Bühne gegangen.

Das kommt mir jetzt fast wie ein Wunder vor, aber es ist wirklich geleistet worden. Sie können sich denken, dass das mit harter Arbeit verbunden war. Ich weiß noch, es war an der Grenze der Belastbarkeit. Ich bin keinen Abend vor 22,00 bis 23,00 Uhr aus dem Ministerium herausgekommen, früh um 7,30 Uhr ging es weiter. Am Freitagabend habe ich meine Post für das Wochenende eingepackt und mit nach Rostock genommen, um am Wochenende weiterzuarbeiten.

Also das war schon hart – auch für die Familie. Ich habe immer abends um 20,00 Uhr mit Herrn Maeß telefoniert. Wir haben wenig Briefe geschrieben. Das war nicht nötig. Abends um 20,00 Uhr haben wir uns gegenseitig angerufen, um alles zu besprechen, was notwendig war. Es war für uns beide selbstverständlich, um diese Uhrzeit noch im Dienst zu sein. Ich habe das von Herrn Maeß erwartet und er von mir. Das war damals so. Also, das war schon abenteuerlich, ich will das jetzt nicht zu sehr ausschmücken.

Für mich war, das habe ich von vornherein gesagt, meine Tätigkeit in Schwerin befristet. Ich habe von Anfang an erklärt, Mathematiker bleiben und wieder an die Universität zurückgehen zu wollen. Ich habe mich daher eingebunden in das dreistufige Verfahren, habe mich dem Ehrenverfahren, dem Überleitungsverfahren und dem Übernahmeverfahren gestellt und mich dann auf die zur Verfügung stehende C4-Stelle „Partielle Differentialgleichungen“ beworben. Diese habe ich auch bekommen und noch eine Weile vertreten lassen. Zum Herbst 1993 bin ich dann wieder nach Rostock berufen worden. Das geschah zur großen Enttäuschung von Herrn de Maizière, der mich damals immer voll unterstützt hat und der es mir nicht glauben wollte, dass ich mein Vorhaben ernst meine. Er hatte mich damals zum Ministerialdirigenten gemacht und nicht geglaubt, dass ich eine gewöhnliche C4-Professur einem solchen Amt vorziehen würde. Ich hätte in Schwerin mehr verdient und jetzt eine größere Rente, aber ich wollte Mathematiker bleiben. Er hat mir das etwas übel genommen, allerdings später bescheinigt, es wohl doch

richtig gemacht zu haben, denn beim Wechsel zur Rot-Roten-Koalition hätte ich mit dem Verlust der Abteilungsleiterposition rechnen müssen. Ihm hat man ja dann auch den Stuhl vor die Tür gesetzt. Herr Biedenkopf hat sofort zugegriffen, weil er wusste, wen er da holt.

So viel zu meiner Schweriner Zeit. Ich habe natürlich der Hochschulpolitik Opfer gebracht. Ich wollte ja Mathematiker bleiben, aber ich habe dann sehr bald gemerkt, dass der Wiedereinstieg in die Forschung mir nicht so gelungen war, wie ich mir das eigentlich vorgestellt hatte. Das war natürlich zu erwarten. Statt dessen kam, was kommen musste. Meine hochschulpolitischen Aktivitäten setzten sich in Rostock fort. Ich wurde wieder zum Landesvorsitzenden des Hochschulverbandes gewählt. Dieses Amt übe ich bis heute aus. Ich wurde dann 1994 Fachbereichs-sprecher in der Mathematik, 1996 Dekan und 1998 dann schließlich Rektor. Letzteres hätte ich mir in Schwerin nie träumen lassen, denn ich war ja damals auf der „Gegenseite“ und hatte da so manche Loyalitätsprobleme auszufechten. Ich könnte Ihnen da einiges erzählen, aber vielleicht in der Diskussion, nicht hier in diesen Einführungsworten.

Vielleicht ein kurzes Fazit meiner Rektorzeit. Als ich antrat, bereits in meiner Vorstellung im Konzilzimmer, habe ich zwei Zielstellungen formuliert. Die eine war der Erhalt der Strukturen und der Studiengänge dieser Universität und die zweite war die Wiedereinführung des im Jahre 1997 von der Landesregierung geschlossenen Studienganges Zahnmedizin. Herr Maeß hat mir damals abgeraten und gesagt, machen Sie das nicht, das kann nicht gut gehen, da können sie sich nur selber beschädigen. Ich habe es riskiert und es ist uns gelungen. Beides ist gelungen. In meiner Amtszeit sind keine Studiengänge geschlossen worden, und kurz vor Ende meiner Amtszeit hat das Parlament beschlossen, gegen den Willen der Landesregierung, den Studiengang Zahnmedizin wieder zu eröffnen. Vor dem Erfolg waren natürlich große Widerstände zu überwinden, auch an der Universität, insbesondere beim Kanzler. Das darf ich vielleicht sagen. Besondere Widerstände gab es natürlich in der Landesregierung. Viele haben dort nach der Parlamentsentscheidung nicht mehr mit mir gesprochen. Ich habe immer nicht verstanden, wieso manche Leute diese rein fachlichen Differenzen nicht vom persönlichen Verhältnis trennen können.

Dass ich bei meinem Amtsantritt die beiden genannten Ziele formuliert habe, das lag natürlich nahe. Ich wollte die Ergebnisse unserer Arbeit in Schwerin, die ich selbst mit auf den Weg gebracht hatte, nicht wieder kaputt machen. Deshalb gab es für mich gar keine Alternative. Die geschaffenen Strukturen sollten erhalten bleiben. Es waren inzwischen ohnehin schon viele Abstriche gemacht worden. Oft wird beklagt, und diese Vorwürfe ziehen sich bis in die jüngste Zeit hin, unsere Hochschullandschaft sei zu großzügig konzipiert für das arme Land Mecklenburg-Vorpommern. Ich bin nach wie vor anderer Meinung. Für meine Begriffe hängt der Erfolg von hochschulpolitischen Entscheidungen davon ab, wie conse-

quent man sie umsetzt. Jede Halbherzigkeit ist von vornherein die Garantie für das Scheitern und leider ist ja viel Halbherziges geschehen. Man hat immer wieder Sparbeschlüsse gefasst und immer mehr von den Strukturen abgeknipst, hier eine Professur weg, da eine Professur weg, so dass leider die heute bekannten Schwierigkeiten vorprogrammiert waren. Ein besonderes Highlight für mich während der Rektorzeit waren die Grundsteinlegungen. Herr Maeß hat immer darüber geklagt, dass er keine Gelegenheit dazu hatte, aber die Mühlen mahlen im Hochschulbau sehr langsam. Das, was wir damals von Schwerin aus auf den Weg gebracht haben, gemeinsam mit der Universität, das reifte dann langsam. Mein Glück war, dass es in meiner Amtszeit reihenweise Grundsteinlegungen und Richtfeste gab. Das habe ich immer mit besonderer Begeisterung wahrgenommen.

Vielleicht zum Abschluss noch zwei kurze Bemerkungen. Die eine betrifft die Mathematik, die mir ja immer am Herzen lag. Ich habe keine Prodomopolitik für die Mathematik gemacht, weder in Schwerin noch als Rektor. Es war vielleicht nicht gut, ich hätte dann vielleicht meinen Lehrstuhl erhalten können, wenn ich das massiv betrieben hätte. Was mich aber besonders gefreut hat, ist die Tatsache, dass ich im Jahre 1994 als erster und als auch bisher einziger ostdeutscher Mathematiker in das Präsidium der Deutschen Mathematikervereinigung gewählt wurde. Ich hatte dann die Gelegenheit, nach dem Ausscheiden aus dem Rektoramt im Jahre 2003 die Jahresversammlung der DMV erstmalig in Rostock zu organisieren. Ich wurde für die Jahre 2004 bis 2005 Präsident der Deutschen Mathematikervereinigung. In Anbetracht der Ahnenreihe, in der man da steht, hat mich das doch mit einem gewissen Stolz erfüllt. Ein zweiter Punkt, auf den ich stolz bin, ist der folgende. Ich habe mich in Schwerin massiv eingesetzt für die Gründung einer Hochschule für Musik und Theater in Rostock. Da gab es natürlich in Schwerin konträre Meinungen. In diesem Fall war ich auf der Gegenseite von Herrn de Maizière. Der wollte die Hochschule nämlich in Schwerin gründen. Schwerin wollte ja gerne eine Hochschule haben. Es gab aber hier in Rostock eine starke Lobby. Die Stadt war damals sehr aktiv, insbesondere der damalige Oberbürgermeister, Herr Kilimann, und der Finanzsenator, Herr Nesselmann, die beide von der Universität kamen. Ohne sie wäre das nie gelungen. Auch die damalige Kultursenatorin, Frau Oschwald, hat sich sehr engagiert. Die Stadt war bereit, 30 Millionen Mark aus kommunalen Mitteln beizusteuern. Das hat wesentlich geholfen. Ich war damals Gründungsausschussvorsitzender für die Hochschule für Musik und Theater, und wir waren alle sehr glücklich, dass es zum 1. Januar 1994 tatsächlich zur Gründung kam. Ich habe noch vor Gründung einen Förderverein ins Leben gerufen, dem ich ein paar Jahre vorstand. Ich bin heute noch dort im Vorstand. Die Hochschule für Musik und Theater ist mein besonderes Lieblingskind. Stolz bin ich auch, ich darf es ja ehrlich sagen, dass der damalige Rektor der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg, Herr Rauhe, der auch Mitglied des Gründungsausschusses war, mehrfach betonte, dass es ohne mich diese Hoch-

schule nicht geben würde. Das ist zwar sicher maßlos übertrieben, aber es tut gut. Ich amüsiere mich heute darüber, wer alles die Verdienste für die Gründung dieser Hochschule für sich in Anspruch nimmt, und ich weiß genau, die haben damals überhaupt nichts mit dem Gründungsprozess zu tun gehabt. Aber das ist so im Leben. Ich genieße diese Hochschule, gehe da ständig in Konzerte und bin froh, dass es sie gibt. So viel wollte ich voran schicken. Ich hoffe, ich habe mich nicht verplaudert und zu lange gesprochen. Ich freue mich auf Ihre Wortmeldungen.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Anne Krey und Annika Zülich

Daniel Münzner:

Ich fange mal damit an, was ich am spannendsten fand. Herr Maeß hat uns seine Gründerzeit nach 1990 erzählt, wie schwer es ihm fiel an die Universität zurückzukommen. Man hatte etwa ein Drittel der Stellen reduziert. Sie haben den Prozess aus dem Ministerium begleitet, d.h. sie mussten mit den geschaffenen Fakten und Finanzen klarkommen. Aber trotzdem hat sie die Universität hinterher auch zum Rektor gewählt.

Günther Wildenhain:

Was mich übrigens sehr gewundert hat.

Daniel Münzner:

Wie war die Stimmung in der Universität, wie ist es zu so etwas gekommen, wie sind die Leute damit umgegangen, dass sie sozusagen „vom Feind wieder in die Universität“ gewechselt sind?

Günther Wildenhain:

Na ja, jetzt übertreiben Sie natürlich, aber auf die Frage gehe ich gerne ein. Ich habe die erste Euphorie hier in Rostock miterlebt – die Konzilswahl, die erste Rektorwahl. Das waren wirklich Sternstunden der Rostocker Universitätsgeschichte. Damals war es so, dass die Hochschulen aus dem Zugriff des zentralistischen Regimes der DDR entlassen waren und dem damaligen neuen Ministerium in der Übergangszeit der ersten frei gewählten Regierung unterstellt wurden, wo damals Professor Meyer, der spätere Minister in Sachsen, Hochschulminister war. Aber dieses Ministerium hat sich kaum um die Hochschulen gekümmert, es hat den Hochschulen freie Hand gelassen und damit hatte insbesondere auch die Universität Rostock Gestaltungsfreiheit. Und in diese Möglichkeit der Gestaltungsfreiheit kam dann die Rektorwahl von Herrn Maeß. Er hat sich da sehr wohl gefühlt. Ich muss dazu sagen, wir waren beide Kandidaten, und ich war glücklich,

dass es nicht mich getroffen hat sondern ihn. Ich habe ihm von Herzen gratuliert. Er ist mit viel Elan 'rangingen und wollte möglichst viel erhalten von dieser Universität.

Als ich dann nach Schwerin kam, wurde mir natürlich sehr bald klar, diese absolute Hochschulautonomie aus der letzten Phase der DDR-Zeit bis zum Beginn der Vereinigung, war für einen Rektor ein ideales Betätigungsfeld. Er hatte die Illusion, dass es so bleiben müsse. Das konnte natürlich nicht so bleiben. Die finanziellen Ressourcen waren beschränkt. Man musste sich jetzt entscheiden, was können wir uns leisten, was können wir prognostizieren? Wie viele Studenten wird es in Mecklenburg-Vorpommern geben? Wie soll der Hochschulbau aussehen? Und da traf alles, was sich an Restriktionen andeutete, sofort auf den Widerstand der Rostocker. Ich bin nach wie vor der Meinung, wenn die Rostocker damals nicht so konsequent Maximalforderungen gestellt hätten, hätten sie an manchen Stellen mehr herausholen können. Das war zum Teil überzogen. Herr Maeß hat auch immer sehr kritisiert, dass wir damals die Sektion Lateinamerikawissenschaften aufgelöst haben. Das war eine Kadenschmiede der DDR. Was ich aber nicht in Ordnung fand, war die Tatsache, dass die Nordeuropawissenschaften auf der Gegenseite in Greifswald bestehen blieben. Wenn, dann schon Schließung auf beiden Seiten. Ich war damals durchaus für die Schließung.

Als ich nach Schwerin kam, gab es einen großen Aufschrei aus Greifswald: Jetzt kommt da ein Lobbyist von Rostock nach Schwerin und wir werden abgehängt. Meine erste Dienstreise ging gleich nach Greifswald. Mir wurde die ganze Universität gezeigt. Der Rektor, Professor Zobel, war ausgesprochen entgegenkommend. Und als ich von Greifswald abreiste, dachte ich, das Eis ist gebrochen. Es dauerte keine zwei Wochen, da ging es schon wieder los mit Protesten aus Greifswald. Es wurden angeblich Entscheidungen getroffen, die zu Lasten von Greifswald gingen. In diesem Konfliktfeld stand ich ständig: einerseits Auseinandersetzungen Ministerium – Universität, andererseits Rostock – Greifswald. Aber als Hochschulabteilungsleiter muss man möglichst objektiv alle Interessen vertreten, im Rahmen der Möglichkeiten, die es gibt. Als wir dann die Studentenzahlen prognostizierten, waren wir von langfristig 28.000 Studenten im Lande ausgegangen. Das Finanzministerium hat uns für verrückt erklärt. Damals waren es vielleicht 16.000 im Lande. Mehr waren das nicht. Wie soll das Land also jemals 28.000 Studenten bekommen? Die Zahl wurde dann auf 21.000 reduziert. Unser ursprünglicher Ansatz war also durchaus eine realistische Prognose. Oder der Hochschulbau – wir hatten eine Firma namens Heinle, Wischer & Partner beauftragt. Die haben uns ein Konzept für den Hochschulbau erstellt. Darin wurde Rostock ganz großzügig erfasst. Ich weiß nicht, warum die Rostocker damit nicht zufrieden waren. Wenn wir diese Hochschulbaupläne wirklich hätten realisieren können, dann würde es uns heute glänzend gehen. Das waren alles Dinge, wo die

Sicht durch zum Teil ungerechtfertigte Erwartungen von beiden Seiten getrübt war.

Es gab natürlich auch Intrigen gegen mich. Es gab eine ganze Reihe von Leuten in dieser Hochschulabteilung, die gerne selber Hochschulabteilungsleiter geworden wären und die alles taten, um mich beim Minister anzuschwärzen. Aber ich hatte immer den Staatssekretär, Herrn de Maizière, hinter mir. Er sagte immer: „Bleiben Sie hier. Wir beide sind wichtiger als der Minister. Ich stehe zu Ihnen. Wir machen das gemeinsam.“ Das habe ich ihm hoch angerechnet. Ich war zum Beispiel am Anfang kommissarisch tätig und wurde mit Professorengehalt bezahlt. Später hat sich das geändert. Ich wurde zum Ministerialdirigenten ernannt. Da verdient man natürlich mehr. Die Ernennung muss im Kabinett geschehen. Mir fiel auf, dass sie sich verzögerte. Ich habe mir nichts dabei gedacht, denn es war bekannt, dass Tagesordnungspunkte oft verlegt wurden. Schließlich ging es aber doch über die Bühne. Nach der Ernennung kam einer der Abteilungsleiter aus der Staatskanzlei privat zu mir, übergab mir ein Schreiben und bat mich, es für mich zu behalten, da es ihm schlecht ergehen würde, wenn es bekannt würde. Er brachte eine Kopie eines Briefes mit, der aus meiner Hochschulabteilung an den Ministerpräsidenten geschrieben worden war; Zitat daraus: „Am ... ist unter Tagesordnungspunkt ... die Ernennung von Prof. Wildenhain zum Hochschulabteilungsleiter vorgesehen. Es ist aber zu erwarten, dass der Minister Wutzke diesen Antrag zurückzieht, da Herr Wildenhain kein loyaler Vertreter des Ministers, sondern ein einseitiger Lobbyist der Universität Rostock ist.“ Daraufhin hat Herr Gomolka, der damalige Ministerpräsident, diesen Tagesordnungspunkt erst einmal abgesetzt. Er hat sich mit Herrn de Maizière in Verbindung gesetzt und dieser hat ihn aufgeklärt, was dahinter steckte. Da wollte mich jemand abschießen. Danach ist die Ernennung zwei Wochen später über die Bühne gegangen. Also, solche Dinge sind da passiert. Die Person, die das initiiert hatte, musste nach dem Rücktritt von Wutzke und Gomolka fluchtartig das Ministerium verlassen, wegen Urkundenfälschung.

Ich habe dort ständig unter den verschiedensten Arten von Stress gelebt. Erstens die reine Arbeitsbelastung, die gigantisch war und dann diese Intrigen, die man im Hintergrund spürte. Als dann aber Herr Wutzke weg war und die neue Ministerin, Frau Schnoor, kam, war die Zusammenarbeit fantastisch. Wir drei, Frau Schnoor, Herr de Maizière und ich, wir haben wunderbar harmoniert. Aber es war auch sehr hart. Frau Schnoor kam zum Beispiel abends um neun ins Ministerium in mein Zimmer und sagte, sie brauche bis zum nächsten Morgen um neun Zuarbeit zu diesem und jenem Thema. Auf meine Antwort, dass niemand mehr da sei, erwiderte sie, dass ich der Abteilungsleiter sei und sie die Arbeit bis morgen früh um neun brauche. Da musste man sich irgendwie behelfen. Am Ende hat aber alles funktioniert.

Einen Punkt möchte ich aber noch ansprechen. Wir hatten es damals mit einer ganz anderen Juristengeneration zu tun, als wir es heute erleben. Wir hätten das nie machen können, wenn wir nicht westdeutsche Fachleute gehabt hätten. Wir hatten eine ganze Reihe Berater. Das waren hochkarätige Verwaltungsjuristen, die zur bundesdeutschen Spitze zählten. Wir hatten den langjährigen Hochschulabteilungsleiter aus München, Herrn Ebert, den langjährigen Hochschulabteilungsleiter aus Nordrhein-Westfalen, Herrn Scheven. Die waren beide schon im Ruhestand, hatten irgendwelche Beziehungen zu diesem Land und wollten uns helfen. Ohne die wäre nichts gegangen. Ich könnte noch mehr aufzählen. Herrn Giesecke aus dem Bundesbildungsministerium oder Herrn Wahlers, der lange Zeit Kanzler an der Universität Bonn war. Mit denen habe ich zusammen arbeiten dürfen. Das Grundprinzip dieser Leute war immer, sich ein Thema vorzunehmen und zu überlegen, welche juristischen Hilfsmittel dafür nötig seien, damit alles wie gewünscht funktioniert. Sie haben immer etwas gefunden. Es funktionierte immer. Innerhalb kürzester Zeit wurden so die außeruniversitären Institute und die Fachhochschulen gegründet. Der Finanzausschuss wurde regelrecht überfahren. Ohne diese Leute hätten wir damals vieles nicht geschafft.

Ich habe oft gedacht, die Universität müsse sich doch ein wenig bescheiden. Wir müssen Zugeständnisse machen. Immerhin kommt das Geld vom Land. Absolute Autonomie kann es so und so gar nicht geben. Das Land muss auf sein Geld achten und hat entsprechende Aufsichtspflichten gegenüber den Universitäten.

Steffen Bockhahn:

Sie hatten vorhin schon von ihrer Lateinamerikareise gesprochen und über ihr Verhältnis zum „real existierenden Sozialismus“ in der DDR. Nach Peru sind sie noch in Kuba gewesen. Inwieweit können sie einen Vergleich zwischen den beiden „real existierenden Sozialismen“ ziehen?

Günther Wildenhain:

In Lima haben mich die Verhältnisse erschüttert. Diese Armut, diese Gegensätze zwischen arm und reich hätte ich nicht für möglich gehalten. Es gibt in Lima Regionen, in deren Nähe man sich überhaupt nicht traut. Als ich in Lima ankam, war man an der Universität sehr froh darüber. Sie hatten mich schon vier Wochen früher erwartet. Ich wurde sofort in ein Auto geladen und in ein Hotel gebracht. Zu jeder Vorlesung wurde ich abgeholt. Ich sollte um Gottes Willen nicht in irgendwelche Busse, die so genannten Minibusse, steigen. Da komme es häufig vor, dass jemand aufsteht, mit einem Messer in der Hand, und den Leuten das Geld abnimmt. So bin ich dann immer sicher hin und her gefahren worden. Die Slums hab ich mir nur aus der Ferne angesehen. Das Ende meiner Zeit in Lima

war auch dramatisch. Damals regierte noch Velasco in einer Militärdiktatur und unter ihm hatte sich Peru der DDR geöffnet.

Nur so war es auch möglich, meinen Reisevertrag abzuschließen. In die Zeit meines Aufenthaltes fiel das 125jährige Jubiläum der Unabhängigkeit Südamerikas. Aus diesem Anlass hatte Velasco alle südamerikanischen Regierungschefs eingeladen, unter anderem auch Pinochet, der damals noch im Amt war. Riesenproteste unter den Studenten folgten. Die haben täglich rebelliert. Die Universität war ein Campus. Zweimal ist es mir während einer Vorlesung passiert, dass mich die Hörer gebeten haben, die Vorlesung abubrechen, denn sie möchten mit ihren Autos noch heil vom Universitätsgelände herunterkommen. Sie haben mich mitgenommen und wir haben das Gelände fluchtartig verlassen.

Deshalb wurde auch mein Aufenthalt gekürzt. Ich habe somit in Peru zwei Wochen eher aufgehört. Daraufhin wurde noch ein zweiwöchiger Kubaaufenthalt angeschlossen. Die Botschaft hatte dies organisiert. Die Sache erwies sich aber als Sturm im Wasserglas. Pinochet sagte seinen Besuch ab. Es war eine aufregende Zeit. Ich war mir der Gefahren oft gar nicht bewusst. Erst im Nachhinein wurde mir klar, auf was ich mich mit dieser Reise eingelassen hatte.

Aber ich war dann in Kuba, und in Kuba erlebte ich nun wieder etwas ganz anderes. Ich erlebte eine fast flächendeckende Fidel-Castro-Begeisterung. Die extreme Armut wie in Peru sah man in Kuba nicht. Alle hatten irgendwie ihr Auskommen, lebten natürlich sehr bescheiden. Aber es herrschte eine Aufbruchstimmung. Und damals war ich geneigt, dieses Modell als für Südamerika durchaus gängige Variante anzusehen. Ich habe später Kuba in regelmäßigen Abständen erlebt. Ich war fünf, sechs Mal in Kuba, zuletzt zum Abschluss meiner Rektorzeit. Ich habe beobachtet, wie es von Jahr zu Jahr bis heute rapide bergab ging. Heute herrschen in Kuba katastrophale Zustände, alles andere als ein Zukunftsmodell. Ich merkte auch, wie sich die Stimmung unter den Leuten wandelte. Der Geheimdienstapparat funktioniert vielleicht noch viel perfekter als bei uns in der DDR. Kein Mensch traut sich dort, insbesondere nicht mit Ausländern, offene politische Gespräche in geschlossenen Räumen zu führen. Aber wenn man die Leute gut kennt, öfter dort und mit dem einen oder anderen vertraut war, dann werden sie im Freien offener. Zum Ende hin hab ich doch gemerkt, dass ihnen alles bis zum Halse steht und sie nur darauf warten, dass etwas passiert. Ich fürchte nur, es wird nicht so friedlich ausgehen wie bei uns.

Hilde Michael:

Meine Frage schließt sich an diese Etappe ihres Lebens an. Wie beeinflusste ihre Arbeit wissenschaftlicher Art in Südamerika Sie und wie ging diese Arbeit in ihre wissenschaftliche Tätigkeit hier ein. Gab es wesentliche Zusammenhänge wissenschaftlicher Art, die Sie zu referieren hätten?

Günther Wildenhain:

Das wissenschaftliche Niveau der San-Marcos-Universität war sehr niedrig. Ich habe für meine eigene wissenschaftliche Arbeit nicht profitiert. Das muss ich ganz deutlich sagen. Die haben von mir profitiert. Sie waren wirklich begierig, meine Vorlesungen zu hören. Ich hatte Spanisch gelernt, aber durch drei Jahre Vorbereitung kann man kein perfektes Spanisch präsentieren. Meine Vorlesungen haben sie sofort ausgearbeitet und mir noch mal zur Kontrolle vorgelegt und dann entsprechend vervielfältigt. Sie waren richtig gierig, diese Dinge aufzunehmen. Es waren keine Studenten. An Studenten wurden Ausländer gar nicht erst eingelassen. Der Lehrkörper war dort, Professoren. Ich habe deren Niveau kennen gelernt. Das war natürlich nicht sehr hoch. Es gab zum Beispiel den Fall eines jungen Mannes, der mich regelmäßig durch die Gegend fuhr um mir die Umgebung von Lima zu zeigen, ganz uneigennützig, wie mir schien. Zum Ende meines Aufenthaltes rückte er dann endlich mit der Sprache heraus. Er würde gerne promovieren, was aber in Peru so schwierig sei und ob ich, da ich so viel publiziert habe, ihm nicht irgendetwas überlassen könnte, womit er dann in Lima promovieren könnte. Ich habe das natürlich nicht getan.

Ein wissenschaftliches Leben im eigentlichen Sinne gab es dort damals also nicht. Und wenn Leute, die wissenschaftlich gearbeitet haben aus so einer Uni hervorgehen, die es natürlich gibt, gehen diese zumeist woanders hin. An einigen brasilianischen Universitäten gibt es hochkarätige Mathematiker, die auch international bekannt sind. Aber bei San Marcos in Lima gab es solche Leute nicht. Als ich wieder zurück war, habe ich zudem nachdrücklich die Empfehlung ausgesprochen, hohe Anforderungen an die Wissenschaftler zu stellen, die wir aus diesen Ländern hier als Gäste betreuen. Wenn wir unsere Anforderungen zu niedrig ansetzen, schaden wir unserem Ansehen.

Daniel Kötzing:

Ich sehe in ihrer Darstellung der Finanzen einen Widerspruch. Sie sagten, dass sie eine breit gefächerte Universitätslandschaft in Mecklenburg-Vorpommern angestrebt haben, auf der anderen Seite aber viele Kürzungen und Zusammenlegungen vorgenommen haben. Wie ist das zu verstehen?

Günther Wildenhain:

Die Alternative wäre natürlich gewesen, die beiden Universitäten, die Technische Hochschule Wismar, die Technische Hochschule Warnemünde-Wustrow und die Pädagogischen Hochschulen zu erhalten. Das wären sechs universitäre Einrichtungen im Land Mecklenburg-Vorpommern gewesen. Jeder hätte uns für verrückt erklärt. Das wäre beim besten Willen nicht zu finanzieren gewesen. Es mussten also Reduktionen stattfinden, da waren sich alle einig. Das ist nicht ganz eigenständig von Schwerin aus gemacht worden. Es gab Empfehlungen des Wissen-

schaftsrates, der damals durch die Lande gezogen ist und sich alles angesehen und entschieden hat, was Zukunft hat und was nicht. Das war auch durchaus berechtigt.

Zu der Reduktion gab es keine Alternative. Dann kam die Frage, wie weit man reduziert, auch bezüglich des Personals. Es gab an der Universität Rostock ganze Bereiche, die finanziert wurden, die aber nichts an der Universität zu suchen hatten. Es gab eine SED-Leitung der Universität, wo eine Menge Leute saßen, die mit Mitteln der Universität bezahlt wurden. Es gab eine hauptamtliche FDJ-Leitung, die hier finanziert wurde, von den Stasizentralen, die offiziell nicht bekannt waren, ganz zu schweigen. Und dass wir die Sektion Marxismus/Leninismus aufgelöst haben, darüber brauchen wir wohl heute nicht mehr zu diskutieren. So kommt eine ganze Menge an Einsparpotenzial zusammen, zu dem es überhaupt gar keine Alternative gab.

Dieses Konzept, welches wir damals vorgelegt haben, erschien im Vergleich zu der vorangehenden Situation natürlich als starke Reduktion. Aber im Vergleich dazu, was jetzt daraus geworden ist, war das üppig. Es wäre gut gewesen, wenn wir es wirklich hätten durchsetzen können. Es sind natürlich auch haarsträubende Sachen passiert und Fehler gemacht worden. Zum Beispiel gab es einen Beschluss der Landesregierung, die Agrarwissenschaftliche Fakultät in Rostock zu schließen, was natürlich problematisch war. Ich war auch kein Freund von diesem Beschluss. Er ist einstimmig im damaligen Kabinett gefasst worden. Ich bin damals zum Justus-von-Liebig-Weg zu einem Podiumsgespräch geschickt worden und musste dort diesen Beschluss vertreten. Ich fühlte mich hundeelend. Die gesamte Lobby der Agrarwissenschaften ist auf mich losgegangen. Ich habe mich dort so gut geschlagen, wie ich nur konnte, mich aber sehr unwohl gefühlt.

Zwei Wochen später, nachdem die Proteste überall aufkamen, hat das Parlament, genauso einstimmig wie die Regierung, das Gegenteil beschlossen, mit den Stimmen der Regierungskoalition. Es wurde beschlossen, dass die Agrarwissenschaft bestehen bleibt. Ich war dann natürlich der Trottel, nachdem ich vorher die Schließung verteidigen musste. Was aber nicht beschlossen wurde, war die Stellenvergabe. Schwerin verordnete, das dies im Rahmen des Stellenkontingents der Universität geschehen solle. Das war natürlich der Anfang von allem Übel, insbesondere der unseligen Stellendiskussion, die sich bis heute hinzieht. Es wurden Stellen von überall hergenommen, damit eine Agrarwissenschaftliche Fakultät zusammengestellt werden konnte, die aber längst nicht so gut war, wie sie hätte sein müssen. Das merken wir nicht erst jetzt. Die Keimzelle dafür ist damals in der ersten Regierungszeit nach der Wende gelegt worden.

Ein weiterer Fehler kam auf Betreiben von Herrn Krause, dem damaligen Bundesverkehrsminister, zustande. Er hat dafür gesorgt, dass die Entscheidung über die Zukunft von Wismar um ein Jahr verzögert wurde. Nachdem der Planungsausschuss zu dem Ergebnis kam, dass Wismar nur eine Fachhochschule

werden kann, war der Krause-Vorschlag für eine Technische Universität Wismar endgültig vom Tisch. Weiterhin ging es um die Zukunft des Bauwesens. Bauingenieure gab es an der Universität Rostock noch nie, aber an der Technischen Hochschule Wismar. Es wurde die unglückliche Entscheidung getroffen, es solle zwei Bauingenieurrichtungen geben, eine an der neuen Fachhochschule und eine an der Universität. Natürlich sollten die Bauingenieure, die nach Rostock kamen, universitäre Bauingenieure werden. Dies wurde so beschlossen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie die Wismarer Bauingenieure auch wirklich nach Rostock ziehen können und dass hier die räumlichen Voraussetzungen dafür geschaffen werden müssen.

Als ich damals mein Rektorat antrat, war das Erste, was wir machten, uns mit Minister Kauffold zusammzusetzen, um über diese räumlichen Voraussetzungen nachzudenken. Herr Kauffold erklärte uns, dass in Dummerstorf ein neues Institut gebaut und somit das Oskar-Kellner-Institut hier in Rostock nicht mehr gebraucht werde. Das Oskar-Kellner-Institut wurde also langfristig als Heimstatt für das universitäre Bauingenieurwesen ins Auge gefasst. Wir erstellten ein Konzept, legten es dem Wissenschaftsrat vor, der davon sehr angetan war. Wir waren alle zufrieden. Es dauerte nicht lange, da gab es Stopp-Zeichen vom damaligen Agrarminister, Herrn Backhaus. Das Gebäude stehe unter der Obhut des Landwirtschaftsministeriums und damit nicht in der Verfügbarkeit des Bildungsministeriums.

Somit war das ganze Konzept gestorben. Wir standen wieder am Anfang. Ich habe später noch einmal mit Herrn de Maizière über das Bauingenieurproblem gesprochen. Er meinte, er nehme es auf seine Kappe, dass diese Sache schief gelaufen sei. Als beschlossen wurde, das universitäre Bauingenieurwesen nach Rostock zu legen, hätte sofort die Frage der Räumlichkeit geklärt werden sollen. Das ist versäumt worden, womit letztendlich auch das Bauingenieurwesen hier in Rostock keine Zukunft hatte. Auch das waren Versäumnisse dieser ersten Landesregierung.

Hochschulpolitische Beschlüsse werden nur dann erfolgreich, wenn sie konsequent umgesetzt werden! Jede Halbherzigkeit bedeutet einen Schuss nach hinten.

Juliane Brunner:

Ich würde noch einmal nachfragen wollen, wie ihr gewerkschaftliches Engagement, das sie kurz angesprochen hatten, genau aussah, und ich würde gerne wissen, wie viel freie Gestaltungsmöglichkeiten Sie hatten, was die personellen Umstrukturierung nach der Wende betrifft (Austausch mit westdeutschen Kollegen, weitere Empfehlungen ostdeutscher Professoren an westdeutsche Universitäten, etc.). Welchen Einfluss hätten sie dort nehmen können oder haben sie genommen?

Günther Wildenhain:

Zunächst einmal zur Gewerkschaft. Ich war Gewerkschaftsvertrauensmann, gewählt von den Kollegen, hatte mich einzusetzen für die Interessen der Mitarbeiter. Ich weiß noch aus meiner Berliner Zeit, da gab es ein paar skurrile Dinge: Ich war am Institut für reine Mathematik der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Dort gab es ein so genanntes Direktorium. Das waren alles ältere würdige Herren, die sehr viel Geld verdienten – in DDR-Zeiten. Der Chef verdiente monatlich 9.000 Mark der DDR. Das war für uns unvorstellbar.

Und dann gab es (immer) Prämienfonds. Es war die Aufgabe der Gewerkschaften, diese Prämien zu verteilen. Eigentlich war das die wichtigste gewerkschaftliche Aufgabe. Ich war nun dort in dieser Funktion hauptsächlich dafür verantwortlich, Vorschläge zu machen, wie die Prämien verteilt werden. Meine Kollegen hatten mir gesagt, dass sie die Prämien doch nicht diesen Chefs zuschanzen möchten. Das fand ich vernünftig. Ich hab das dann auch vertreten. Da hatte ich einen riesigen Ärger mit dem Direktor. Der hat gejammert, hat gesagt: Wir kämen doch immer so gut miteinander aus und war verwundert, warum ich, was die Prämien betrifft, so eine absurde Vorstellung hätte. Das könne doch nicht sein. Jeder bekomme ein Drittel, und er verlange ein Drittel seines Gehaltes an Gewerkschaftsprämie. Da wäre ein großer Teil schon weg gewesen. Also, solche Aufgaben hatte man dann. In Rostock lief das immer friedlicher ab, da waren die Gelder auch nicht so üppig. Da hatten wir natürlich nie Probleme. Aber wir konnten ausweisen, dass wir gesellschaftlich tätig waren.

Die andere Frage. Da muss ich vielleicht etwas weiter ausholen. Diese personellen Erneuerungsverfahren waren durchaus in den Bundesländern verschieden. Hier in Mecklenburg-Vorpommern gab es gerade unter dem von ihnen genannten Aspekt eine Besonderheit. Sie wissen, es gab Ehrenverfahren, Überleitungsverfahren, Übernahmeverfahren. Dann wurde eine Stellenstruktur geschaffen. Und auf die Stellen konnten sich die Wissenschaftler bewerben, die die vorangehenden Verfahren positiv überstanden hatten. Die Anzahl derer, die das Ehrenverfahren nicht bewältigt hatten, war relativ gering! Die meisten, die belastet waren, die wirklich belastet waren, die haben sich diesem Verfahren gar nicht erst gestellt. Das vergisst man, wenn man die Prozentzahlen angibt. In Wirklichkeit waren das natürlich mehr, aber die tauchten dann in der Statistik gar nicht mehr auf.

Der eigentliche Scharfrichter war das Überleitungsverfahren, die fachliche Überprüfung. Es war knapp die Hälfte, die dabei durchgefallen ist. Das ganze Verfahren bezog sich natürlich nur auf die Landeskinder. Das heißt, wer an einer der Universitäten oder Hochschulen des Landes tätig war, konnte sich auf die geschaffenen Stellen bewerben. Und erst dann, wenn eine Stelle durch Landeskinder nicht besetzt werden konnte – weil kein qualifizierter Bewerber da war – wurde sie bundesweit ausgeschrieben. Auf diese Weise sind dann die Kollegen

aus den Altbundesländern zum Zuge gekommen. Das war etwa die Hälfte der Stellen.

In Sachsen hat man das ganz anders gemacht. In Sachsen hat man von vornherein eine Quote festgelegt: soundsoviel frei ausgeschrieben, soundsoviel aus dem Lande. So konnte es dann passieren, dass hochkarätige Leute, die hier bei unserem Verfahren sicher übernommen worden wären, in Sachsen wegen der Konkurrenz von außen keine Chancen hatten. So war das durchaus unterschiedlich. Wir hatten hier einen Bonus für Landeskinder in dem zu Grunde liegenden Hochschülerneuerungsgesetz eingebaut, und ich fand das jedenfalls gerechter als die andere Variante.

Noch ein anderer Aspekt – und den kann ich mir mit zugute rechnen, weil ich darauf hingewirkt habe. Es gab eine ganze Reihe junger Leute an den Universitäten, die habilitiert waren, die aber in der DDR keinerlei Chance hatten, Professor zu werden – aus in der Regel politischen Gründen. Wir haben in das Gesetz hineingeschrieben, dass sich auch diese Wissenschaftler auf die Professorenstellen bewerben können. Auf diese Weise sind eine ganze Reihe von Leuten, die vorher in DDR-Zeiten Oberassistenten waren, Professor geworden – Herr Zimmermann² ist ein Beispiel, Herr Schmitz³ ist ein Beispiel. Viele weitere Beispiele könnte ich anführen. Sie haben später in der Hochschülerneuerung eine maßgebliche Rolle gespielt. Das war auch eine Besonderheit des Landes. Das hat es in den anderen neuen Bundesländern nicht gegeben.

Juliane Brunner:

Ja. Eine Nachfrage noch: Haben die westdeutschen Bewerber denselben Einstufungstest, ihre fachliche Qualifikation betreffend, über sich ergehen lassen müssen?

Günther Wildenhain:

Sie mussten das Berufungsverfahren über sich ergehen lassen. Aber sie mussten natürlich kein Ehrenverfahren durchlaufen und das Überleitungsverfahren fiel für sie natürlich auch weg. Das Überleitungsverfahren war ja quasi der Ersatz für ein Berufungsverfahren. Das Überleitungsverfahren bestand darin, dass Kommissionen gegründet worden sind, die in der Regel aus Kollegen aus Westdeutschland bestanden. Es mussten auch zwei Gutachten über den Bewerber eingeholt werden. Und dann wurde entschieden, ob der Bewerber die Qualität eines Universitäts-

² Prof. Dr. Konrad Zimmermann, Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001864

³ Prof. Dr. Klaus-Peter Schmitz, Catalogus Professorum rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001502

professors im Sinne des bundesdeutschen Rechts erfüllt. Die Bewerber mussten noch ihre zehn wichtigsten Publikationen mit vorlegen und entsprechende Fragebögen ausfüllen. Und die Bewerber, die sich auf die ausgeschriebenen Stellen beworben haben, haben dann ein Berufungsverfahren durchlaufen, wie es heute noch üblich ist und wie es damals auch im Westen üblich war.

Kersten Krüger:

Ergänzend: Diese Überleitung war also eine Überprüfung der Qualifikation, Abteilung Promotion, Abteilung Habilitation – eine Überprüfung durch Gutachter, die nach dem Hochschulrahmengesetz urteilen sollten und das waren in der Regel westdeutsche Gutachter. Da ich selber Gutachter war, habe ich das in einigen Fällen zu überprüfen gehabt.

Sie können sich vorstellen, dass es im Fach Geschichte, bei einem nicht ideologiefernen Fach einige Schwierigkeiten bereitete, jetzt eine Habilitationsschrift objektiv zu beurteilen nach den Kriterien. Für mich darf ich sagen: meine Kandidaten sind durchgekommen. Ich habe begutachtet, abgesehen von ideologischen Formulierungen. Jede Begutachtung war damit verbunden, eine Empfehlung auszusprechen, ob die Qualifikation ausreiche für eine C3-Stelle oder eine C4-Stelle. Dieses Votum ist dann von der Überleitungskommission bestätigt worden. Aber die Übernahme setzte eine freie Stelle voraus. Die Überleitung beinhaltete die Überprüfung nach dem Hochschulrahmengesetz, das ja übernommen war. Und ich muss sagen es war, soweit ich beteiligt war, ein Verfahren, dem ich mich jederzeit hätte stellen können oder auch stellen könnte. Es war nicht ungerecht.

Günther Wildenhain:

Also gigantisch war diese Arbeit natürlich, die da organisiert werden musste. Es war eine große Anzahl von Kommissionen zu bilden. Das musste alles vom Ministerium, von unserer Hochschulabteilung aus geschehen. Wir hatten ein Telefon mit Westanschluss. Ein einziges Telefon. Und mit diesem Telefon sind sämtliche Gutachter für alle Kommissionen zusammengetelefoniert worden. Es war fantastisch, wie bereitwillig die Leute waren. Es hat praktisch keine Absagen gegeben. Wenn jemand angerufen wurde und ihm erklärt wurde, worum es geht, waren sie sofort bereit. Das war eine gesamtdeutsche Solidarität von großem Ausmaß. Das muss ich sagen. Ich habe das an der Front miterlebt.

Herr Scheven, der lange Jahre Abteilungsleiter in Nordrhein-Westfalen war, kannte natürlich viele Leute, und Herr Ebert aus München hatte, um ein Bild von seinem Gedächtnis zu geben, die gesamte Stellenausstattung aller bayerischen Universitäten im Kopf. Nach seinen Vorschlägen ist dann auch unsere so genannte Minimalausstattung entstanden. Wir mussten ja irgendwelche Erfahrungen einbringen.

Daniel Kötzing:

Es scheint mir aber doch etwas skurril oder doch erschreckend, wenn man hört, dass nur 50 % der zu DDR-Zeiten hier lehrenden Professoren für die nach der Wende geschaffenen Stellen geeignet gewesen seien, wenn man sich die Zeitzeugen anguckt, die wir im Vorfeld gehört haben. Wenn man sich die Biografien anguckt, sind das alles hervorragende Persönlichkeiten gewesen, und viele von ihnen haben auch das Prädikat besessen, Auslandskader zu sein. Das besaß man auch nicht ohne gewisse fachliche Kompetenz. Ich kann mir nicht vorstellen, dass so viele Professoren an den sechs Hochschulen in Mecklenburg-Vorpommern nicht für die neu geschaffenen Stellen geeignet waren. Ansonsten hätte die DDR bei diesen Pisa-ähnlichen Studien doch nicht so gut abgeschnitten, wenn man nicht auch die wissenschaftlichen Grundlagen dafür geschaffen hätte.

Günther Wildenhain:

Das war sehr, sehr unterschiedlich von Fach zu Fach. In den Naturwissenschaften und in der Mathematik war die Quote derer, die diese Überleitungsverfahren nicht überstanden haben, relativ gering. Das hängt natürlich mit dem Fach zusammen. Es waren die Geisteswissenschaften, die Geschichte und andere. Diese „ideologischen“ Fachrichtungen belasten natürlich dieses Kontingent. Auch bei den Ingenieurwissenschaften gab es große Defizite, aus dem einfachen Grunde, weil die Basis fehlte. Die hatten ja kaum Laborvoraussetzungen. Das war alles miserabel. Erst nach der Wende ist die Infrastruktur verbessert worden. Daher sind viele über die Klinge gesprungen.

Ich kann ihnen die Empfehlung geben, zur Vertiefung der hier diskutierten Fakten meinen Artikel „Analyse der Hochschulpolitik in Mecklenburg-Vorpommern vor dem Hintergrund der Ausgangslage in den drei Nordbezirken“ zu lesen.⁴ Also irgendwie hatte das alles schon seine Berechtigung. Das hatten natürlich die Kommissionen zu verantworten, die zu den entsprechenden Entscheidungen gekommen sind. Das Ergebnis korrespondiert auch letzten Endes mit den Ergebnissen in anderen Bundesländern. Es sind wirklich viele Leute an der Universität bezahlt worden, die wenig Wissenschaftliches geleistet haben und einen Professorentitel hatten.

Christian Hall:

Ich möchte noch einmal auf die Zeit der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock zurückkommen und ihre Lehrtätigkeit hier. Erst einmal: Wie sahen Sie die Uni-

⁴ Enquete-Kommission Leben in der DDR, Leben nach 1989 – Aufarbeitung und Versöhnung. Band 8: Expertisen und Forschungsstudien zum Thema „Bildung und Wissenschaft“. Schwerin 1997.

versität? War es eine sozialistische Universität oder muss man da differenzierter herangehen, was die einzelnen Sektionen betrifft. Wir haben die unterschiedlichsten Meinungen auch schon von anderen Zeitzeugen gehört. Eine andere Frage: Wir haben jetzt viel über die Überleitungs- und Übernahmekommission und ähnliche Dinge gehört. Wie sah denn der Stand der Mathematik in ihrem Fachbereich aus, als es noch die Sektionen gab, in der DDR, im Vergleich zum nicht-sozialistischen Währungsgebiet, wie es hieß? Ist ein Vergleich möglich?

Günther Wildenhain:

Sozialistische Universität? Ich würde sagen, es war keine sozialistische Universität. Dagegen hätten wir uns auch verwahrt. Wir lebten notgedrungen in diesem Staat und haben versucht, das Beste daraus zu machen. Es war eine Universität im Sozialismus, soweit es das überhaupt gegeben hat in diesem real existierenden Sozialismus. So herum würde ich mit dieser Formulierung noch eher leben können.

Das heißt aber nicht, dass nicht doch sehr vieles sehr niveauvoll stattgefunden hat. Wir haben das einmal analysiert. Ich war berufen worden in eine Arbeitsgruppe des Stifterverbandes. Das war erst nach meiner Schweriner Tätigkeit. Wir hatten die Aufgabe bekommen, darüber nachzudenken, was aus DDR-Zeiten im Hochschulwesen übernehmenswert gewesen wäre. Man hat ja ganz schnell alles Mögliche abgelegt und hatte das Gefühl, bei manchen Sachen ist man vielleicht etwas schnell gewesen. Manches war eigentlich ganz gut, das hätte man lassen können. Wir haben uns ein Jahr Gedanken gemacht. Es waren viele Leute dabei, die Erfahrungen im Osten gemacht hatten: Der damalige Rektor in Greifswald, Herr Zobel, war dabei. Der jetzige Minister von Sachsen-Anhalt, Herr Olbertz, war dabei. Er war federführend. Der langjährige Rektor Krekel aus Halle, Herr Wartenberg aus Leipzig. Es war spannend. Wir haben uns immer in den Franckeschen Stiftungen in Halle getroffen und schließlich ein Papier erarbeitet. Das haben wir dann in Bonn in einer öffentlichen Veranstaltung vorgestellt.

Es lief letzten Endes darauf hinaus: Es gab viel Positives, aber in vielen Fällen musste man überlegen: Was war der Preis, den man dafür bezahlt hat. Das war zum Beispiel ein hartes Maß an Reglementierung – wobei man natürlich jetzt, nach längerer Zeit, auch der Meinung sein kann, es ist vielleicht auch ganz gut, wenn streng reglementiert wird. Wenn zum Beispiel dafür gesorgt wird, dass die Studienzeit eingehalten wird. Die Einhaltung der Regelstudienzeit war in der DDR ja kein Thema. Darüber hat keiner diskutiert. Wer nach fünf Jahren nicht mit dem Studium fertig war, der hatte es eben nicht erfolgreich abgeschlossen. Das ist durch die ganze Studienorganisation vorgeprägt gewesen und lässt sich von den ideologischen Einflussnahmen überhaupt nicht trennen. Die Studenten wurden in Seminargruppen gegliedert. Man wusste also immer ganz genau, in welchem Studienjahr jeder Student sich befindet. Heute ist das wahrscheinlich schwierig.

Das wievielte Jahr studiert man denn eigentlich? Unklarheit darüber war völlig ausgeschlossen. Das hatte natürlich positive Effekte.

Als ich hier nach Rostock kam, wurde mir sofort eine Seminargruppe zugeordnet für die Betreuung als Seminargruppenberater. Ich habe sie dann durchgezogen durch das ganze Studium. Das war fantastisch. Man lernt ja dann die Studierenden sehr gut kennen. Und die wissen auch, was sie von einem zu halten haben. Wir haben hervorragend zusammen gearbeitet. Ich bin mit manchen jetzt noch persönlich befreundet. Wir treffen uns gelegentlich noch. Zu Absolvententreffen laden sie mich selbstverständlich ein. Ich kenne immer noch alle mit Namen. Sie sind immer davon beeindruckt – bei den Frauen sind es natürlich nur die Mädchennamen.

Die Seminargruppenbetreuung konnte man also zu einer ganz angenehmen Sache machen. Es war vom Staat natürlich gedacht, dass man die Studierenden reglementiert, dass man sie im Blick und unter Kontrolle hat. Und wenn da ein Scharfmacher, ein politischer Scharfmacher vor der Seminargruppe stand, dann entwickelte sich das anders, als wenn da einer stand, der sich bemühte, ein gutes Einvernehmen mit den Studenten herzustellen. Es war sehr unterschiedlich. Aber die Einteilung in Seminargruppen mit der damit verbundenen strengen Kontrolle der Studiendisziplin und der Studienleistungen hatte viele positive Aspekte. Es musste natürlich immer Rechenschaft abgelegt werden, wenn jemand seine Prüfung nicht bestanden hatte. Es musste überlegt werden, was man tun könne, damit der Student sie bei der Wiederholung besteht. Es war meine Aufgabe, mit den Studenten darüber zu reden.

Im Endergebnis haben die Studenten pünktlich nach fünf Jahren ihr Studium abgeschlossen. Das waren also alles Dinge, die für uns in der DDR selbstverständlich waren, die es in Westdeutschland nicht gab. Wir waren auch die ersten Jahre nach der Wende ganz stolz, als wir berichten konnten, dass Studienzeitüberschreitungen relativ minimal sind. Also, da war nicht alles – ja das ist vielleicht eine dumme Bemerkung –, nicht alles schlecht. Es hängt immer von den Personen ab. Aber wir fühlten uns nie als sozialistische Universität.

In meiner eigenen Studienzeit, etwa 1955, gab es ja auch schon Seminargruppen. Sie waren identisch mit den FDJ-Gruppen. Jeder war in der FDJ. Es gab verschwindende Ausnahmen. Man gehörte eben dazu, auch Frau Merkel übrigens. Wir hatten eine tolle Truppe. Von der Gruppe, in der ich studiert habe, ist kein Einziger in die SED eingetreten. Wir haben uns regelmäßig nach dem Studium noch getroffen, bis heute. Und wenn wir damals solche Versammlungen machen mussten, weil der FDJ-Sekretär das melden musste, dann haben wir uns ein bisschen unterhalten, ein bisschen rumgeflachst, und einer hat an der Tür gestanden und aufgepasst, dass niemand zuhört. So ging es auch. Es gab aber auch andere Gruppen, da lief das ganz anders. In dem Moment, wo Misstrauen aufkommt, wenn man weiß: wir haben hier ein paar Leute unter uns, da müssen wir

uns zurückhalten, dann sieht die ganze Sache schon wieder anders aus. Es war schon ein kompliziertes Unternehmen, diese DDR. – Ich möchte sie nicht zurück haben.

Annika Züllich:

Ich wollte noch mal an einer anderen Ecke nachfragen. Sie meinten, dass Prof. Dr. Engel, mit dem sie ja auch gut zusammengearbeitet haben, sie immer gerne als seinen Nachfolger gehabt hätte, dass es aber nie dazu gekommen ist. Können sie darauf noch einmal kurz eingehen?

Günther Wildenhain:

Herr Engel war kein Parteigenosse! Es war sowieso bemerkenswert, dass ein Nichtgenosse eine Sektion leitet. Das kam sonst eigentlich kaum vor. Wir hatten dann zweimal hintereinander an der Sektion Ausreiseanträge. Darauf hat die oberste Parteileitung der Universität reagiert: An dieser Sektion muss jetzt ein Genosse an die Macht. Das geht so nicht mehr. Wir hatten einen Genossen, der dafür in Frage kam. Aber der hatte gewisse Ecken und Kanten – ich will jetzt hier keine Namen nennen – und das wollte selbst die oberste Parteileitung nicht. Da wurde dann philosophiert, wer das machen könne. Herr Engel brachte mich ins Gespräch. Da ich kein Genosse war, meinte man, das gehe auf keinen Fall.

Daraufhin ist der erwähnte Kollege, der eigentlich prädestiniert war, zu mir gekommen. Er fragte mich, ob ich nicht einmal überlegt hätte, in die SED einzutreten. Er erklärte, dass er dieses Gespräch nur von sich aus führe und ihn niemand darum gebeten habe. Es interessiere ihn aber. Ich habe ihn sofort, ohne große Bedenkzeit, abblitzen lassen. Ich erklärte ihm, das komme für mich aus vielen Gründen nicht in Frage, und damit war die Sache erledigt. Dann habe ich erfahren, dass am gleichen Nachmittag dieses Gespräch in der Universitätsparteileitung ausgewertet worden ist und fünf Tage später wurde dieser Kollege Sektionsdirektor, Nachfolger von Herrn Engel. So lief das damals. Doch der Wunsch von Herrn Engel ist etwas älter gewesen. Aber solange er selber nicht die Absicht hatte abzutreten, kam er ja nicht zum Tragen.

Kersten Krüger:

Wir danken auch an dieser Stelle für Vortrag und Diskussion.

Die Agrarwissenschaften an der Universität Rostock

Von Daniel Kötzing

Die Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und das spätere Land Mecklenburg zeichneten sich nie durch das Bestehen von großen Manufakturen oder Industriegebieten aus. Mecklenburgs Volkswirtschaft war seit jeher von der Landwirtschaft dominiert. Das Land galt lange Zeit als „Kornspeicher des Deutschen Reiches“.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass schon im 18. Jahrhundert landwirtschaftliche Forschungsthemen an der Universität Rostock Gehör fanden und man sich bemühte, diese wissenschaftlich zu untersuchen. In diesem Zusammenhang begann die Agrarwissenschaft sich schrittweise ihren heutigen Platz in den Fakultäten der Rostocker Universität zu erarbeiten. Die Publikation von Franz Christian Lorenz Karsten (1751-1829) über die ersten Gründe der Landwirtschaft¹ bildete eine der wichtigen Grundlagen.

Noch während des 2. Weltkrieges 1942 erfolgte die Gründung der Landwirtschaftlichen Fakultät. Im Zuge der Wiederaufnahme des Lehrbetriebes (1946) wurde die Fakultät um das Fachgebiet „Grünland“ erweitert. Der erste Dekan der Fakultät, Prof. Dr. Asmus Petersen, wurde mit der Aufgabe betraut hier zu lehren. Prof. Petersen verfasste unter anderem das bekannte Buch über die Gräser als Kulturpflanzen.² Er vertrat dieses Gebiet, ab 1958 als Direktor des Institutes für Grünland- und Moorforschung Paulinenaue bis zu seinem Tode (1962).³

Die Nachfolge übernahm sein Schüler Prof. Dr. Horst Pätzold, von 1963 bis 1965 als Dozent, später als Professor mit Lehrauftrag und Lehrstuhl bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden im Jahre 1991. „Sein Fachgebiet, das Grünland, half ihm, an der Hochschule die nötige kritische Distanz zur herrschenden Politik zu wahren. Aber er schaffte es, obwohl aus Gutsbesitzerkreisen kommend, und erfüllte sich seinen Lebenswunsch, als sprachkundiger Spezialist für Grasland-

¹ Karsten, Franz Christian Lorenz: Die ersten Gründe der Landwirtschaft, sofern sie in Deutschland anwendbar sind. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen aufgesetzt. Berlin und Leipzig 1795.

² Petersen, Asmus: Die Gräser als Kulturpflanzen und Unkräuter auf Wiese, Weide und Acker. Ihre Bestimmung, Erkennung und Beschreibung in biologischer, ökologischer sowie landwirtschaftlicher und landeskultureller Beziehung. Hrsg. und bearb. von Günther Wacker. 7. berichtigte Auflage. Berlin 1992.

http://cpr.uni-rostock.de/atlibri/metadata/cpr_professor_000000001793 (12.11.2007)

³ <http://www.auf.uni-rostock.de/iup/gruenland.asp> (29.01.2007)

kunde Lehre und Forschung auch in der Dritten Welt, in Afrika und Asien, zu betreiben.“⁴

Nach dem Zusammenschluss der beiden deutschen Staaten übernahm Prof. Pätzold eine führende Rolle in der Neuprofilierung der Universität als Präsident des Konzils. Seine Nachfolgerin in der Grünlandlehre, Frau Prof. Dr. Renate Bockholt, stand vor der schwierigen Aufgabe, bei der anhaltenden starken Stellenreduzierung die Lehr- und Forschungsaufgaben neu zu gestalten und parallel Finanzen zu mobilisieren, um die Traditionen der erfolgreichen Forschungsarbeit der Rostocker Agrarwissenschaftler weiter fortführen zu können.

⁴ http://www.wdr5.de/sendungen/erlebte_geschichten/363798.phtml (29.1.2007)

Pätzold, Horst



Auszug aus dem
Catalogus Professorum Rostochiensium

(http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000824)

vom 12.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. agr. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1963-65 Dozent für Grünlandmelioration und Weideprojektierung 1965-69 Professor mit Lehrauftrag für Graslandkunde und Grünlandmelioration 1969-91 o. Professor für Futterbau
<i>Fakultät:</i>	Landwirtschaftliche Fakultät (1942-1969) Sektion Meliorationswesen und Pflanzenproduktion (1968-1990) Agrarwissenschaftliche Fakultät (1990-1998)
<i>Institut:</i>	Sektion Meliorationswesen und Pflanzenproduktion / Grünland und Futterbau
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Grünlandmelioration, Futterproduktion

<i>Weitere Vornamen:</i>	Erich Rudolf
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 05.01.1926 in Koppelow, Krs. Güstrow
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Erich Pätzold
<i>Mutter:</i>	Charlotte Pätzold, geb. Koch
<i>Kurzbiographie:</i>	
1943	Abitur
1948-51	Studium, Landwirtschaftliche Fakultät, Univ. Rostock
1955	wiss. Aspirant, 1960 wiss. Mitarbeiter, Institut für Pflanzenzüchtung Groß-Lüsewitz
1963-91	Dozent, 1965 Professor mit Lehrauftrag, ab 1969 Professor mit Lehrstuhl
-	Lehre und Forschung (Grünland und Futterbau) in 3 Sektionen (agrar)
-	zusätzliche Lehr- und Forschungstätigkeit in der Dritten Welt (u. a. Algerien, Madagaskar)

- Engagement 1989/90 bei der Wende, Präsident des Konzils, seit 1994 Ehrensenator

Akademische Abschlüsse:

- Studienabschluss: 1951 Dipl.-Landwirt, Univ. Rostock
- Promotion: 1954 Dr. agr., Univ. Rostock
- Habilitation: 1960 Dr. agr. habil., Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

- 1963-67 Studienjahresverantwortlicher
- 1963-67 Seminargruppenbetreuer
- 1973-74 Stellvertreter Erziehung und Ausbildung an der Sektion Meliorationswesen und Pflanzenproduktion

Funktionen:

- 1963-66 Beauftragter für das Wohnungswesen der Fakultät

Ehrungen:

- seit 1994 Ehrensenator der Univ. Rostock

Politische Tätigkeiten:

- 1949-50 Mitglied des Studentenrates (LDP)
- 1950-52 Mitglied des Kreistages Rostock (LDP)
- 1989-90 Mitglied der Initiativgruppe zur Erneuerung der Universität Rostock
- seit 1994 literarische Aufarbeitung der jüngsten Geschichte

Werke (Auswahl):

- Die Entwicklung der Landwirtschaft von Ländern verschiedener natürlicher und ökonomischer Struktur unter dem Einfluss des Klee grasbaues (1956) Wiss. Z. d. Univ. Rostock, 4, H.1, 67-110.
- Hauptformen des Futterbaus in den wichtigsten Klimazonen der Erde (1961) Wiss. Abh. d. Akad. d. Wiss. Berlin, Nr. 53, Akad. Vlg- 153 S.
- La croissance des graminées fourragères en différents climats sous l'aspect particulier de l'azote. (1972). Beitr. Trop. subtrop. Landw. u. Vet. med. 10, H. 2, KMU Leipzig 89-107.
- "Shrublands of the USSR in Asia" aus "The Biology and Utilization of Shrubs", Edited by Cyrus McKell; 199-222, Academic Press. Inc.; San Diego; u.a. 1988.
- Nutzpflanzen der Tropen und Subtropen (Lehrbuch) III. "Grasland und Feldfutterbau", S. Hirschel Vlg. Leipzig 379 S., 1. Aufl. 1978, 2. Aufl. 1986.

Quellen: eigene Angaben*Weitere Literatur:*

- Horst Pätzold: "Nischen im Gras – ein Leben in zwei Diktaturen", 3. Aufl. 1999, Vlg. Dr. Krämer, Hamburg, 476 S.

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Horst Pätzold am 3. November 2006

Kersten Krüger: Uns verbindet eine lange Freundschaft, Herr Pätzold, Sie haben das Wort.

Horst Pätzold:

Ich freue mich, dass ich die Gelegenheit habe, vor jungen Leuten etwas über mein Leben erzählen zu dürfen. Es ist ein Leben, das vom 20. Jahrhundert geprägt wurde.

Geboren wurde ich 1926 in Koppelow bei Krakow am See, in einem alten Gutshaus, gebaut im Siebenjährigen Krieg, mit Petroleumlicht und ohne Zentralheizung. Meine Eltern beiderseits waren Bauern. Mein Vater hatte als erster den weiteren Schritt zum Gutspächter getan. Später bin ich dann in Bookhorst bei Ribnitz aufgewachsen. Nachdem ich die einklassige Dorfschule besucht habe, wo acht Jahrgänge in einem Raum unterrichtet wurden, und das war beachtlich, denn man konnte mithören, was die Älteren lernten, habe ich die Aufnahmeprüfung zur damaligen Realschule in Ribnitz mit „sehr gut“ bestanden. Ich habe dann in Ribnitz nach fünf Jahren meine dortige Schulzeit beendet und musste, um Abitur machen zu können, nach Rostock ins Realgymnasium wechseln und habe hier, am 8. März 1943, noch mein Abitur abgelegt. Als Fahrschüler musste ich täglich siebeneinhalb Kilometer mit dem Fahrrad und dreißig Kilometer per Bahn zurücklegen; es hat mir nicht geschadet.

Ich war immer der Jüngste in der Klasse; dies habe ich dem Umstand zu danken, dass mein um ein Jahr älterer Bruder mit sechs Jahren eingeschult wurde und ich aus Versehen mitlief und der Dorfschulmeister sagte: „Lassen Sie ihn mal laufen, vielleicht schafft er's“. Dadurch habe ich ein reguläres Abitur noch 1943 abgelegt und konnte dann nach Krieg und Gefangenschaft sofort mit dem Studium beginnen. Ich bin also bäuerlicher Herkunft von beiden Seiten und freue mich dessen und habe auch einen Beruf ergriffen, der diese Linie fortführt.

Ich bin am 14. April 1945 in amerikanische Gefangenschaft gekommen und habe die Massenlager am Rhein, die so genannten Rheinwiesen in Bad Sinzig und Andernach bis zum September 1945 durchgestanden und bin dann schließlich mit 45 Kilo Lebendgewicht nach Frankreich im Güterwagen transportiert worden mit fünf rohen Kartoffeln als Marschverpflegung. Meine Kurzsichtigkeit bewahrte mich davor, ins Bergwerk gesteckt zu werden, und ich meldete mich beim Bauern. Als der mich sah, sprach er die mir unvergesslichen Worte: „Je ne demande qu'une seule chose, c'est la bonne volonté, mon chère“: „Ich erwarte von Ihnen nur eins – den guten Willen, mein Lieber“. Ich habe dann in sieben Wochen 50

Pfund zugenommen und wurde ein aktiver Landarbeiter in Flandern, bei Dünkirchen. Später wurde ich im Entlassungslager in Sedan eingesetzt als Kulturreferent, da ich in der Schule Französisch gelernt und mit Eifer betrieben hatte. So hat sich mein ganzer Lebensweg um die französische Sprache herum kristallisiert. Ich habe als Kulturreferent ein Lager mit etwa 2.000 „prisonniers“ kulturell betreut, eine Lagerzeitung aufgebaut und wurde dann vorzeitig im November 1947 nach Westdeutschland entlassen.

Mein Vater, Reserveoffizier und Regimentskommandeur, war in sowjetischer Gefangenschaft und kam im August 1948 zurück. Ich hatte also als so genannter „Junkersohn“ und Sohn eines Stabsoffiziers sehr schlechte Karten. Meine Sehnsucht war, in Mecklenburg bleiben zu können. Ich wurde zwar im Westen entlassen, habe mich dann hierher begeben, um mich nach Studienmöglichkeiten zu erkundigen. In Hannover klappte es übrigens nicht; sie sagten mir, fünf Jahre müssten Sie warten, und ich hatte außer einem linken Handschuh nichts gerettet. Wir sind durch die Bodenreform 1945 enteignet worden, entschädigungslos, hier in Bookhorst bei Ribnitz. Ich war also vor die Frage gestellt: Wo kannst du mit einer aus der Sicht der damaligen Machthaber schlechten Herkunft studieren? Ich hatte Glück, weil im Ministerium der damaligen Landesregierung ein alter Freund unserer Familie und CDU-Mitglied saß, Ministerialdirektor Soll, der hat mir 1948 zum Studium verholfen. Meine Lehrzeit hatte ich in Blankenhagen bei Rostock beendet und im Oktober 1948 ein Studium an der Agrarwissenschaftlichen Fakultät begonnen. Die Zeit, die dann kommt, ist typisch für den Beginn der damaligen DDR. Der Lehrkörper setzte sich noch zusammen aus erfahrenen, gediegenen Hochschullehrern, die z. T. aus dem Osten geflohen, sich politisch nichts hatten zu Schulden kommen lassen und die in unseren Augen Vorbilder waren. Die Disziplin war eindeutig gut.

Als ich später, nach der Wende 1990, noch Vorlesungen hielt, fing man an, bei mir in der Vorlesung zu frühstücken. Das habe ich schnell abgestellt, so etwas war früher undenkbar. Wir selbst waren Ende der 40er Jahre die Generation, die den Krieg überstanden hatte, das heißt, wir waren mager, gekleidet in umgefärbten Wehrmachtsklamotten und wir siezten uns. Das war selbstverständlich. Ich war also drei Jahre Agrarstudent in Rostock mit vorhergehender Lehrzeit in Frankreich und Blankenhagen.

1948 hatte die Universität Rostock etwa 800 Studenten, und ich erinnere mich gerne, dass die Jurastudenten damals neben den Theologen federführend waren in vielerlei Hinsicht. Diese Zeit war geprägt durch klassenmäßige Auseinandersetzungen. Ich wurde schon nach dem ersten Semester in den Studentenrat gewählt. Damals, das war noch vor der DDR, gab es noch Studentenräte, die nach alter Methode gewählt wurden. Man hoffte auf eine Wiedervereinigung und in der sowjetischen Besatzungszone wollte man die Brücken nicht abbrechen, die zu einer Wiedervereinigung führen konnten. Dazu gehörte auch ein Studentenrat.

In diesem Studentenrat saßen 16 Vertreter mit den Fraktionen der SED, CDU und LDP neben einigen Parteilosen. Ich gehörte zur LDP-Fraktion, der Liberal-Demokratischen Partei, die von Arno Esch betreut wurde.

Arno Esch, dessen Gedenktafel Sie im Foyer sehen können, war ein 19jähriger Jurastudent, sehr belesen, der mich politisch geformt hat. Ich war erzogen in der Zeit des Nationalsozialismus, in der das Wort Demokratie keine Bedeutung hatte. Man hatte uns die Weimarer Republik als unfähig dargestellt, und nur nach dem Führerprinzip könne Politik erfolgreich gestaltet werden, was man auch immer darunter verstehen möge. Arno Esch hat uns geformt; er war nicht Mitglied des Studentenrates, aber Mitglied des liberal-demokratischen Parteivorstandes in Berlin, genoss hohes Ansehen, und alle 14 Tage hat er uns, die Mitglieder des Studentenrates, morgens um sieben in der Richard-Wagner-Straße, der Geschäftsstelle der LDP, zu einer Schulung gebeten. Hier wurden wir auf die große politische Linie und die Belange der Universität eingestimmt. Dies waren für mich Lehrstunden in Demokratie.

Diese Zeit werde ich nie vergessen, denn hier begann der Klassenkampf. Der Studentenrat fungierte als Vertretung der Studenten und hatte alle Belange, die das Studium betrafen, zu regeln: Von der Wohnungsfrage über die Ernährungsfrage bis zu den Zulassungsbedingungen. Er hatte also auch Befugnisse. Deswegen war es das Bestreben von Seiten der SED, ihre Linie durchzusetzen. Diese Anfangsphase, in der noch Hoffnung bestand, dass man eine demokratische Entwicklung an der Universität, eine Autonomie, hätte wahren können, habe ich durchlebt und habe mit ihr gelitten. Es gab im Studentenrat Auseinandersetzungen, die mir unvergesslich sind, wo die Meinungen aufeinanderprallten, wo man von Seiten der SED – hier in der Schwaanschen Straße – Jungaktivisten der Werft einlud, die Stimmung machten für die SED und die FDJ, die damals kaum eine Rolle spielte. Als Vertreter der LDP wurde ich zweiter Vorsitzender, denn wir waren die zweitstärkste Fraktion. Ich habe meinerseits das Zwei-Jahrplan-Referat geleitet. Jedes Mitglied hatte Pflichten zu erfüllen und uns wurde die Aufgabe gestellt, den Wettbewerb an den Universitäten in die Wege zu leiten.

Der Wettbewerb war laut Lenin die Methode, die Massen in die richtige Richtung zu lenken. Man hat unsäglicherweise dies auch auf dem geistigen Gebiet zu tun versucht. Ich habe also mit den Vertretern der Universität Greifswald, die ich damals kennenlernte, viele nette Stunden verlebt. Wir haben unsere Aufgabe nicht ernster genommen als nötig. Wir haben uns Punkte ausgesucht, die für einen Wettbewerb in Frage kommen könnten, zum Beispiel Zahl der Veröffentlichungen, Zahl der Studenten, Abbrechquote und dergleichen mehr. Wir haben viele Seiten vollgeschrieben und wurden dafür gelobt und rausgekommen ist eigentlich gar nichts. Es war eine Bestandsaufnahme, und die FDJ war froh, dass das jemand machte und daraus Erfolgsmeldungen abgeleitet werden konnten. Dies hat bei der Universitätsleitung zu meinem relativ guten politischen Ansehen am Orte bei-

getragen, so dass ich in der 1969 erschienenen Universitätsgeschichte als fortschrittlicher Student der LDP bezeichnet wurde. Ich sage das hier völlig offen, denn wenn man hier überleben wollte, musste man sich gesellschaftlich betätigen, und soweit man seinem Gewissen folgen konnte, habe ich dies getan. So ein Ressort, das überhaupt nichts brachte, war also in meinen Augen keine moralische Gefahr und hat mein Gewissen nicht belastet. Ich wurde dann Assistent bei Herrn Professor Schleusener am Institut für Acker und Pflanzenbau. Er hat den Mut gehabt, mich zum Assistenten zu nehmen, obwohl er meine „schlechte Herkunft“ kannte. Promoviert habe ich bei meinem Dekan, Prof. Asmus Petersen, denn – und das erkenne ich hoch an – Prof. Schleusener war ein Mann, der den Kartoffelbau in- und auswendig kannte. Ich selbst interessierte mich jedoch für Futterpflanzen und das Grünland, und als er mir ein Kartoffelthema zur Promotion anbot, habe ich zu ihm gesagt: „Herr Professor, mich interessiert die Kartoffel sehr wenig, ich sehe die Notwendigkeit ein für die Volksernährung, aber mir sind die Futterpflanzen und das Grünland sehr viel vertrauter oder wichtiger.“ Und da sagte Prof. Schleusener schlicht: „Davon verstehe ich nichts.“ Stellen Sie sich mal einen Professor vor, der den Studenten sagt: „Davon verstehe ich nichts!“ Diese Ehrlichkeit ist entwaffnend und hebt den Mann in meinen Augen, zumal er sagte: „Dann müssen Sie zu Petersen gehen.“

Ich bin also Assistent beim Acker- und Pflanzenbau gewesen und wurde Doktorand bei dem Betriebswirtschaftler und Grünlandspezialisten Professor Petersen, der damals als Dekan diese Fakultät formte. Asmus Petersen war Bauernsohn und hat mir gesagt, als ich sein Doktorand wurde: „Bei Deiner ‚schlechten Herkunft‘ musst du dir ein Gebiet auswählen, das unpolitisch aber wichtig ist und von dem die anderen nichts verstehen. Und das sind Grünland und Futterbau!“ Diese weise Regel hat mir die ganze Zeit in der DDR geholfen. Ich bin seinem Rate gefolgt und es ist gut gelaufen. Daneben hatte ich Ambitionen für die Tropen und das tropische Ausland. Ich hatte eine gewisse Sehnsucht, die Dritte Welt nicht nur kennen zu lernen, sondern wollte versuchen, dort zu helfen. Ich war historisch immer sehr interessiert gewesen und wusste, was der Sklavenhandel für Folgen hatte, dass der Kolonialismus in Afrika letztlich Unsägliches angerichtet hat, dass diese Völker an ihrem Aufstieg, an ihrer historischen Entwicklung gehindert worden waren und dass die Politik der Weißen dort viel Übles angerichtet hatte. Es war mein schlichtes Bestreben, vielleicht ein wenig wieder gut machen zu können auf meinem Gebiet des Graslandes. Ich habe also versucht, mir Kenntnisse auf Literaturebene über den Futterbau und das Grasland, die Steppen und Savannen anzueignen und habe eineinhalb Jahre beim Zentralblatt in Berlin gearbeitet. Das hatte noch andere Gründe. Mein Semesterkollege, Kurt Rauhe, wurde nach seiner Habilitation Nachfolger des Acker- und Pflanzenbauers Prof. Arland in Leipzig und sagte: „Horst, ich lehre hier den Ackerbau und hole Dich hierher für den Pflanzenbau. Wir bilden ein gutes Gespann.“ Das war damals

die Wachablösung, als die alte Generation langsam ausschied. Und dann wurde mir von Kurt Rauhe mitgeteilt: „Du, das wird nichts, Du bist nicht ‚hochschulwürdig‘. Bei deiner Abstammung und deiner liberal-demokratischen Gesinnung darfst du nicht an die Universität.“

Dies war bitter für mich, und ich ging dann zum Landwirtschaftlichen Zentralblatt in Berlin. Die nahmen mich gerne, und Prof. Schick, Direktor des Institutes Groß-Lüsewitz, hat das gemanagt und dort habe ich die Literatur, die mir später nutzte, gefunden und ausgewertet. Wenn man jedoch vor die Frage gestellt wird: Du kannst hier im Zentralblatt alt werden, aber du hast nur die Chance, das wieder zu geben, was andere gedacht und erforscht haben, so ist dies, in meinen Augen, eine unproduktive Tätigkeit. Sie ist nützlich, aber du selbst kannst nichts gestalten. Ich bin also wieder ausgeschieden, und Professor Schick hat mich in Groß-Lüsewitz eingestellt, trotz meiner „schlechten Herkunft“, denn Schick war ein Mann, der nicht nur die Politik durchschaute, sondern in meinen Augen über ihr stand. Es hat selten einer so gut den Marxismus gekannt wie Rudolf Schick als Parteiloser. Und er konnte die Genossen mit seinen Argumenten oft in Verlegenheit bringen. Er hat seine Aufgabe, ein Institut für Kartoffel-, damals Pflanzenzüchtung, zu errichten, hervorragend erfüllt. Bei seiner Begabung ist er in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften aufgestiegen, war ferner Dekan an der Landwirtschaftlichen Fakultät, später fünf Jahre Rektor an unserer Alma mater. Er hatte auch gute Beziehungen zu Walter Ulbricht, den er nach Groß-Lüsewitz eingeladen hatte. Ich selbst war dabei und kann an das Drum und Dran des Besuches eines Staatsoberhauptes nur schmunzelnd zurückdenken. Es wurde natürlich ein Plan gemacht, was der hohe Herr nun zu sehen bekommen sollte. Dabei war ein Vortrag mit Film meines Kollegen Dr. Engel vorgesehen über die Entwicklung der Kartoffel. Ich kam zufällig in den dafür vorgesehenen Raum, der Klappstühle aufwies. Zwei lederbekleidete Herren setzten sich immer mit einem Ruck auf einen Stuhl und dann auf den nächsten. Ich sah etwas konsterniert zu und fragte, was das solle: „Ja, wir müssen doch wissen, ob hier jemand eine Sprengladung montiert hat“. Das war etwa 1962. Sie können also sehen, der Schutz der Politiker spielte schon damals eine große Rolle.

Drei Jahre lang habe ich in Groß-Lüsewitz gearbeitet und dort Grundlagenforschung betrieben. Schick hat mich auf meinem Gebiet arbeiten lassen. Ich werde auch nie das Einstellungsgespräch vergessen; er ließ mich zu sich kommen und sagte: „Was würden Sie machen, wenn ich Sie einstelle?“ Ich war verblüfft und antwortete: „Die Kartoffel ist nicht mein Interessengebiet. Ich würde gerne Grundlagenforschung für Gräser und Kleearten betreiben.“ Er sagte schlicht: „Unterbreiten Sie mir Ihre Vorschläge. Sie wohnen in Rostock, und in einem Jahr werde ich mich erkundigen, was daraus geworden ist.“ Das war Rudolf Schick. Ich habe eine große Achtung vor dem Mann, der später unter unwürdigen Umständen sein Institut aufgeben mußte. Er ist 1969 viel zu früh gestorben.

Ich wurde dann planmäßiger Aspirant bis zur Habilitation. Dann starb mein Lehrer Professor Petersen 1962 in Paulinenaue. Ich kriegte einen Lehrauftrag in Rostock für Grünland und Futterbau. Das war für mich erfreulich. Schick gratulierte und wünschte mir viel Erfolg. Mir hat die Vorlesung viel Freude gemacht und den Studenten anscheinend auch. Ohne mein Wissen fand damals (1964) eine Befragung der Studenten über die Einschätzung ihrer Hochschullehrer statt, in der alle Punkte, von der Vorlesung bis zur Art der Pädagogik nachgefragt wurden, also ein pädagogisch aufgearbeiteter Fragebogen, den ich nicht kannte. Die Ergebnisse wurden dann zentral ausgewertet und anschließend dem Rektorat übermittelt. Schick als Rektor ließ mich zu sich kommen und sagte: „Sie haben von allen hier Lehrenden die höchste Punktzahl bekommen. Und jetzt kann mich niemand daran hindern, Sie hier als Dozent einzustellen.“ Ich war zwar sein Mitarbeiter in Groß-Lüsewitz, aber er war so großzügig zu sagen: „Ihre Laufbahn ist jetzt an der Universität Rostock.“ So bin ich also doch noch an der Uni Rostock gelandet und habe hier seit 1963 als Dozent, 1965 als Professor und 1969 dann mit Lehrstuhl meine Tätigkeit ausgeübt.

Ich will nicht zu weit ausgreifen, meine Sehnsucht nach einer Tätigkeit in der Dritten Welt und die Kenntnis der französischen Sprache waren dann bestimmend für die nächsten Jahrzehnte. Ich habe also systematisch versucht, Auslandsreisekader zu werden. Das war ein mühevoller Weg und wir hatten keinen Einblick. Jede Fakultät musste Leute melden, die dafür Neigung und Fähigkeiten besaßen. Natürlich habe ich mich gemeldet, aber ich habe dann doch 16 Jahre warten müssen, und geholfen hat mir eine Anfrage der algerischen Regierung, die damals, im Jahre 1963, ihre Freiheit gegen die Franzosen wieder gewonnen hatte. Sie wollten Lehrkräfte aus dem sozialistischen Ausland haben, um auch den afrikanischen Sozialismus langsam einzuführen. Sie suchten nun Leute aus der DDR, die natürlich Französisch können mussten. Da bin ich wohl bei der Registratur 'rausgerutscht. Es gab nämlich sehr wenige, die Französisch konnten. Die Genossen konnten Russisch und zur Not Englisch. Und das war's dann. Ich geriet also in den Kreis derjenigen, die in Frage kamen, habe noch einen Sprachlehrgang in Plaue an der Havel absolviert und bin dann mit Familie zwei Jahre lang, ich nachher ein drittes Jahr alleine, nach Algerien ausgereist. Wir waren fast alle Nichtgenossen, ich war der Gruppenführer, und wir sind alle wieder nach Hause gekommen. Ich habe der hiesigen Kaderleiterin, der Genossin Deistung, damals in die Hand versprochen: „Wenn Sie mich fahren lassen, dann komme ich wieder!“ Das war mir ernst, ich liebe meine Heimat und ich wollte meine Studenten hier auch nicht alleine lassen. Ob das den Ausschlag gab, weiß ich nicht; die Berliner, das Ministerium, wollten, dass ich fahre, aber in der Fakultät gab es Gegenstimmen, denn ich hatte etwas getan, wobei ich mir gar nichts gedacht hatte. Damals war die Wohnungssituation sehr ernst. Darum sagte ich mir, wenn wir jahrelang wegfahren und wir müssen die Wohnung nach Vorschrift versiegeln, das ist doch irre, da

können doch Leute wohnen, zum Beispiel Studenten, die eine Familie gründen wollen. Ich habe also einem jungen Ehepaar, der Mann ist heute Professor an der Uni, meine Wohnung zur Verfügung gestellt. Die Frau war hochschwanger. Ich habe gesagt, die Miete bezahle ich natürlich, das einzige, was Sie bezahlen müssen, ist das Telefon. Telefon habe ich nur bekommen, weil meine Frau, eine promovierte Botanikerin, auf die Frage der Telefonbehörde: „Sie sind doch Ärztin, wenn Sie Doktor sind!“ – da habe ich ihr einen Rippenstoß gegeben – „Ja“ gesagt hat. Deshalb bekamen wir ein Telefon. So war das damals, Telefon war knapp, das war bis 1989 so.

Also habe ich diesem jungen Ehepaar unsere Wohnung für zwei Jahre überlassen, aber in der Fakultät haben die Genossen gesagt: „Er hat ja schon seine Wohnung weggegeben! Den sehen wir nie wieder, der darf nicht weg!“ Und da hat Berlin entschieden, Gott sei Dank für mich. Wir sind also für zwei Jahre ‘rausgefahren und wir sind wiedergekommen. Und wenn man wiederkommt, dann hat man erst einmal grünes Licht. Wenn man also mit Familie im Ausland war und kam wieder, das Versprechen der Kaderleiterin gegenüber eingehalten war, dann hatte man ein gewisses Vertrauen bei den Genossen gewonnen. Ich habe wohl auch gute Beurteilungen durch die Botschaften bekommen. Das Leben im Ausland war für die DDR-Kader, wie man so schön sagte, nicht einfach. Wir durften keine Kontakte mit westlichen Leuten haben. Diese Regel habe ich sehr oft unterlaufen, muss wohl einen Schutzengel gehabt haben, der viele Dinge, die ich nicht durfte, unter den Tisch gekehrt hat. Ich bin sehr dankbar, dass ich da viele Menschen kennenlernte, Algerier und Ausländer verschiedener Staaten. Meine beiden Kinder sind mitgekommen, wir hatten in Algier eine Botschaftsschule, die funktionierte prima. Ich hatte dort noch als Elternbeiratsvorsitzender dafür gesorgt, dass sie Französischunterricht erhielten von eigenen Leuten, obwohl das nicht im Stundenplan enthalten war. Den Besuch des Genossen Werner vom ZK der SED hatte ich benutzt, um dies durchzusetzen.

Nach meiner Rückkehr wurde ich eingesetzt für afrikanische Staaten französischer Provenienz. So war ich in Mali, in Guinea und später noch in Madagaskar, da sogar zweimal. Mein Aufenthalt war stets auf maximal fünf Monate begrenzt, denn über ein halbes Jahr musste die Familie mitkommen, das war Gesetz, und unter sechs Monaten musste man alleine fahren. Die Auslandsreisen waren teuer. Deshalb bin ich immer nur im Wintersemester in die Tropen gefahren, wie das bei den Zugvögeln so üblich ist. Im Herbst habe ich die DDR verlassen und kam dann im Frühjahr wieder. Dies habe ich also viele Jahre betrieben und es lief, weil ich im Institut gute Mitarbeiter hatte, die die Wintervorlesungen übernahmen, und die Hauptvorlesungen und Übungen habe ich im Sommersemester gehalten. Dies funktionierte sehr gut bis 1989. Ich hätte noch viel zu erzählen, aber das würde zu weit führen, ein bisschen müssen Sie mich ja auch fragen können.

1989 kam die Wende, und da waren es drei Agrarwissenschaftler, die von unten her die Wende hier an der Uni inszenierten, das waren die Professoren Olbertz, Riße und ich. Wir drei waren diejenigen, die sich Ende Oktober das Ziel setzten, die Autonomie an der Universität wiederherzustellen, komme, was da wolle. Das haben wir getan. Das ist ein weites Feld, und es war eine brisante Situation. Wir mussten gegen den damaligen Senat, gegen den damaligen Rektor agieren, aber wir haben's geschafft. Wir haben uns eine neue Verfassung gegeben, neue Wahlordnungen für die Wahl der Fakultätsräte festgelegt und die Fakultäten wieder eingeführt, so wie man das in Deutschland kannte. Mit der Wahl des Mathematikers Prof. Dr. Maeß zum neuen Rektor und des Theologen Prof. Dr. Kiesow zum Prorektor haben zwei integre und fähige Hochschullehrer ab 1990 dann den schwierigen Neubeginn an unserer Universität eingeleitet. Es gäbe noch viel zu sagen, aber ich möchte, dass auch gefragt wird.

Nebenbei, ich wurde der erste Präsident des neu gewählten Konzils und konnte die Gesetzgebung für diese Universität maßgebend beeinflussen. Nach zwei Jahren wurde ich im Alter von 66 Jahren in Ehren entlassen, um ein anderes Leben als Rentner mit recht bescheidenen Bezügen zu beginnen, das ich bis heute als Ehrensenator führe.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Ines Jachomowski und Daniel Kötzing

Kersten Krüger:

Das war sehr aufregend. Ich bitte jetzt zu fragen.

Carl Christian Wahrmann:

Zu Ihrer Afrikaerfahrung, haben Sie da gelehrt oder geforscht?

Horst Pätzold:

Vornehmlich gelehrt, aber auch in Algerien experimentell geforscht. Es kommt ein zweiter Fakt hinzu, ich geriet in die Äquivalenzkommission. Die DDR verfolgte das Ziel, überall politisch anerkannt zu werden. Sie wollte außerdem, dass die akademischen Abschlüsse, die die große Zahl der Auslandsstudierenden hier errungen hatten, auch in ihren Heimatländern und in anderen Ländern anerkannt werden. Deshalb wurde eine Expertengruppe im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen gebildet, die nannte sich Äquivalenzkommission. Da war kein Landwirt vertreten, und deshalb haben sie mich wohl ausgewählt. Ich war der einzige unter lauter Genossen. Wenn ich bei den Auslandsreisen auf die Botschaften kam, wurde ich immer mit „Genosse“ angeredet. Ich wurde außerdem darauf hingewiesen, wann die nächste Parteiversammlung stattfände. Ich sagte dann „mitnichten“, ich bin parteilos. Nachdem die LDP unter Johannes Dieckmann den politischen „Schwenk“ gemacht hatte, bin ich aus der LDP ausgetreten. Ich war dann parteilos.

Sebastian Leder:

Sie haben mehrmals ihre Herkunft angesprochen. Sie sagten, dass Sie Bauernsohn waren?

Horst Pätzold:

Ja, aber mein Vater bewirtschaftete über 100 ha. Er hatte dann in Bookhorst ein Restgut erworben, das er 1943 schuldenfrei gemacht hatte, das waren 169,75 ha. Das waren 70 ha zu viel. Insofern war ich „Junkersohn“, auch wenn diese Bezeichnung auf meine Familie weiß Gott nicht zutrifft. Mein Urgroßvater war Schäfer. Mein Großvater war Kleinbauer. Mein Vater hat dann als Bauernsohn Jura in Berlin studiert und er war der erste im Dorf, der eine höhere Schule besuchte. Er hat Jura studiert, weil er zweiter Sohn war und ist nach dem Krieg wegen vier Verwundungen wieder Landwirt geworden. 1925 hat er ein Gut gepachtet, wo ich geboren bin, in Koppelow bei Krakow am See, eine landschaftlich herrliche Gegend. Wer mehr als 100 ha bewirtschaftete, galt als Junker, nach dem Motto: „Mehr als 100 ha ist ein Ausbeuter und damit ein schlechter Mensch.“

Ines Jachomowski:

Was ist eigentlich aus Ihren Eltern geworden nach 1945?

Horst Pätzold:

Mein Vater kam 1948 aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zurück. Er hat versucht, hier in Mecklenburg Fuß zu fassen als Landwirt. Er hoffte, das Universitätsgut Bandelstorf bewirtschaften zu dürfen, das wurde ihm jedoch versagt. Dann hat er sich an die Kirche gewandt, und der Oberkirchenrat in Schwerin hat ihm die Bewirtschaftung des Kirchengutes Sabel bei Burg Stargard mit 400 ha zugebilligt. Dort hat er von 1949 bis 1953 hervorragend gewirtschaftet. Ich kann das beurteilen, weil ich Landwirt bin. Dann kam der Herbst 1953, an den Sie sich nicht erinnern können, weil Sie alle noch nicht da waren, da froren die Zuckerrüben Ende Oktober ein, und die staatlichen Betriebe, die volkseigenen Betriebe bekamen jede Menge Hilfskräfte, um die Herbststernte der Zuckerrüben noch möglichst vor dem strengen Frost zu erledigen. Dem Kirchengut wurden keine Kräfte zur Verfügung gestellt, und es waren sechs oder sieben Hektar Zuckerrüben, die eingefroren waren. Daher warnte der Statthalter auf dem Gut, der ein Genosse war, meinen Vater: „Morgen werden Sie verhaftet, hauen Sie ab, Herr Pätzold.“ So ist mein Vater nachts mit meiner Mutter schwarz nach Westberlin gefahren und später von Westberlin nach Schleswig-Holstein geflohen. Er erhielt eine Anstellung bei dem Sohn von Prof. Lembke auf Poel, dem berühmten Klee-, Gräser-, Kartoffel- und Rapszüchter, und hat dann später Höfe bewirtschaftet, wo der Mann gefallen war. Er ist im Alter von 75 Jahren in Rente gegangen und in Ratzeburg, 87 Jahre alt, gestorben; meine Mutter verstarb zwei Jahre später mit 78 Jahren. Ich habe meine Eltern vor der Mauer noch besuchen können, habe auch dafür gesorgt, dass sie zu ihrer Goldenen Hochzeit 1983 nach Rostock kommen durften. Das war das erste Mal für meinen Vater, dass er wieder in die „Zone“ kam, die er natürlich nicht mochte. Ich habe versucht, die Verbindung zu meinen Eltern, solange es ging, aufrecht zu erhalten.

Sebastian Leder:

Darf ich jetzt noch eine Verständnisfrage machen? Wenn Sie jetzt nach offizieller Parteidoktrin so wenig vertrauenswürdig waren, Sie waren „Junker“ und Ihre Eltern sind abgehauen, und dann waren Sie noch in dieser Bauernpartei?

Horst Pätzold:

In gar keiner, ich war parteilos.

Sebastian Leder:

Ja, ich meine in der LDP.

Horst Pätzold:

Das waren die Liberalen, da bin ich ausgetreten.

Sebastian Leder:

Eine Sache, die hab ich noch nicht ganz verstanden, wie haben Sie denn das Vertrauen soweit bekommen, dass Sie ausreisen durften, mit Familie und allem drum und dran?

Horst Pätzold:

Ja, das ist eben so eine Sache. Man suchte Leute, die diesen Lehrauftrag in einem wichtigen Land wie Algerien vertreten konnten, und Französisch war meine Rettung. Ich muss auch – entschuldigen Sie – mit Sicherheit fachlich und sprachlich einen guten Eindruck hinterlassen haben. Ansonsten hätten die Genossen mich ja nicht immer wieder hinausgeschickt. Ich habe der DDR natürlich gedient, in dem Sinne, dass ich in Entwicklungsländern und Ländern der Dritten Welt mein Fachgebiet zu Nutzen des Gastlandes vertreten habe. Für agrarisch orientierte Staaten in Afrika war eine entsprechende Ausbildung der Studenten eine sehr wichtige Angelegenheit, und ich kannte die betreffenden Länder so gut, dass ich standortbezogen lehren konnte. Das ist in meinem Sinne eine positive Handlungsweise, die ich vor meinem Gewissen jederzeit verantworten konnte. Die vielen Einschränkungen, die man dort erleben musste, waren u. a. Kontaktschwierigkeiten. Eine Cousine meiner Frau aus Hamburg hat uns zweimal „schwarz“ in Algier besucht, stellen Sie sich das einmal vor! Sie durfte natürlich nicht bei uns wohnen und wir sind mit ihr erwischt worden, als wir mit ihr auf einer Wüstentour waren. Sie sprach gut französisch, deshalb haben wir gesagt, sie sei eine Lehrerin, die hätten wir aufgesammelt, weil sie eine Panne hatte. Sie können vielleicht erkennen, wie schmal der Grad war, auf dem man wandelte. Es gibt unendlich viele Dinge, die hier [hält seine Autobiographie hoch] nachzulesen sind, wie schmal der Grad war, auch im Postverkehr, auf dem man wandelte.

Sebastian Leder:

Sie waren so wichtig, dass...

Horst Pätzold:

Ja, ich war für das Ansehen der DDR anscheinend wichtig. Ich wurde in Madagaskar sogar Vertrauter des Ministers für Hochschulbildung. Der hat mir zu Anfang eine Frage gestellt: „Was halten Sie von der Mauer in Berlin?“ Ich hätte nun sagen müssen: „Das ist der antifaschistische Schutzwall, der unbedingt nötig ist, weil der Westen uns hier ausbluten lassen will.“ Ich habe jedoch gesagt: „Diese Mauer ist eine Schande. Es ist eine Schande, wenn eine Regierung sich genötigt fühlt, ihre eigene Bevölkerung einzusperren.“ Dieser Minister, er war Marxist (Madagaskar war ja linksorientiert), hat mich nicht „reingerissen“. Er

hätte das ja melden können und ich wäre sofort abgelöst worden und nie wieder rausgekommen. Ich habe also einen Schutzengel gehabt, auch in vielerlei anderer Hinsicht, zum Beispiel bei halsbrecherischen Jeep-Touren in Guinea, der mich geschützt hat.

Ich bin also auf meinem Lebensweg kein klassisches Beispiel eines DDR-Professors und Reisekaders, denn meine Tätigkeit und meine Einstellung zum Staat ließen sich nur auf einem schmalen Grad verwirklichen.

Stephan Terrey:

Sie sagten, ihr Vater sei Stabsoffizier gewesen in der Weimarer Republik oder in der NS-Zeit?

Horst Pätzold:

Beim NS-Regime ab 1935. Er ist als Oberleutnant der Reserve aus dem Weltkrieg gekommen, mit vier Verwundungen, hat dann später die so genannten Übungen für Reserveoffiziere ab 1935 mitgemacht. 1935 wurde die Wehrhoheit wieder eingeführt, also die allgemeine Wehrpflicht. Er hatte jedes Jahr vier Wochen Dienst und kam als Hauptmann in den Krieg. Er wurde Bataillons- und später Regimentskommandeur und hat in Norwegen als Oberstleutnant der Reserve ein Regiment geführt, die Inselgruppe der Lofoten war ihm unterstellt. Mein Vater kannte Norwegen gut. Nach dem Attentat auf den „Führer“ im Juli 1944, entließ man viele konservative Reserveoffiziere, da man an deren Treue zu Hitler zweifelte. So kam mein Vater im Herbst 1944 wieder nach Hause, wurde jedoch im Januar 1945 wieder reaktiviert und geriet Anfang Mai in Mecklenburg in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Drei Jahre verbrachte er in einem Lager in Karelien.

Stephan Terrey:

Da stellt sich ja eigentlich die Frage, welche Einstellung hatte denn ihre Familie aufgrund dieser Entwicklung?

Horst Pätzold:

Wissen Sie, mein Vater war Preuße und in der Armee gab es eine Menge alter Reserveoffiziere wie ihn, und die hielten zusammen. Die NS-Führungsoffiziere, die neu eingeschleust wurden, wurden negiert von dieser alten Clique. Damit war das Vertrauen zu dem alten, preußischen Offizierskorps vorbei. Übrigens: Vertrauen haben diese alten Offiziere bei Adolf Hitler nie gehabt.

Stephan Terrey:

Sind Sie persönlich aus Überzeugung hingegangen oder weil Sie mussten?

Horst Pätzold:

Wir wurden nicht gefragt, ich wurde mit 17 gemustert, hier in Rostock in der Ulmenkaserne und wurde dann 1943 zum Artillerieregiment 12 in Schwerin eingezogen. Ich war vorher ein Vierteljahr im RAD, im Reichsarbeitsdienst, in Danzig, habe also den normalen Weg eines jungen Menschen geführt und war kein Kriegsfreiwilliger. Ich wurde eingezogen wie alle anderen auch.

Steffen Bockhahn:

Ich habe zwei Fragen. Die erste ist ganz kurz, haben Sie einen Überblick, wie viele Studierende durch Ihre Hände gegangen sind?

Horst Pätzold:

Ja, wissen Sie, das ist schwer, ich habe etwa 250 Diplomanden in der DDR und Algerien betreut. Ich habe, weil ich ja nun sehr viel fort war, nur fünf Habilitanden und 15 Doktoranden zum akademischen Ziel geführt. Wenn man Themen aus dem Grasland vergibt, dann braucht man eine lange Anlaufzeit. Experimentell mit Gräsern zu arbeiten, heißt, Vegetationsbeobachtungen über mehrere Jahre durchzuführen. Nach der 3. Hochschulreform, die ich in der Forschung für gut hielt, durften wir den „Großen Beleg“ vergeben.

Schon nach dem 1. Semester bekamen die Studenten eine Liste mit Themen aus den verschiedenen Lehrgebieten, da konnten sie sich ein Thema wählen und zwei Jahre lang daran arbeiten. Sie mußten den Großen Beleg nach dem 4. Semester abgeben, der wurde notiert, bewertet und sie konnten dann, wenn ihr Betreuer das wollte – in der Regel wollte er das –, das Thema bis zum Diplom weiterführen, also vierjährige Untersuchungen vorlegen.

Ich habe nach der Wende Diplomarbeiten aus der alten Bundesrepublik gelesen. Ich kenne unsere Diplomarbeiten, es war ein großer Unterschied. Wir hatten die Forschungsarbeiten in die studentische Entwicklung integriert, und ich halte das für einen Vorteil der Dritten Hochschulreform, dass man die Studenten früh in die Forschung einbezog und sie an einem Thema über mehrere Jahre arbeiten ließ. Dabei haben die Diplomarbeiten der Naturwissenschaftler aus dem Osten in meinen Augen einen höheren Wert als die meisten so genannten Literaturarbeiten, die ich vom Westen her gelesen habe, auf meinem Fachgebiet. Das andere kann ich nicht beurteilen. – Sonst beurteile ich die 3. Hochschulreform negativ, da mit der Bildung von Sektionen und der Einsetzung (nicht der Wahl) linientreuer Kader in den wichtigsten Leitungsebenen die Autonomie an den Universitäten ihr Ende fand.

Steffen Bockhahn:

Eine Frage ganz anderer Natur, und zwar scheinen Sie ja ganz offensichtlich ein Mensch mit einer liberalen Prägung zu sein. Demzufolge bietet sich die Frage an, wie haben Sie bei dem Weg, den Sie versucht haben zu gehen, ich meine den

Futterbau oder das Grasland, wie haben Sie die gesellschaftlichen Forderungen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Unruhen in Ungarn, Polen, Tschechoslowakei und dann Solidarnosc in Polen erlebt?

Horst Pätzold:

Wissen Sie, zunächst einmal war der 17. Juni 1953 für mich ein Schock. Ich weiß noch genau, man hing am Rundfunkgerät und verfolgte das, was vom Westen her berichtet wurde. Man hoffte, dass die Leute auch in Rostock auf die Straße gingen, aber die wurden ja hier in der Werft eingesperrt und durften nicht heraus, so dass hier keine Massenbewegung stattfand. Und diese Erfahrung hat mich bewogen, 1989 sofort auf die Straße zu gehen und mit zu demonstrieren, im Gegensatz zu den meisten anderen Hochschullehrern, die das nicht taten. Es waren junge Menschen, es waren Studenten, aber nicht in der Mehrzahl. Es war die Jugend, die auf die Straße ging und einige mutige ältere Männer. Und ich erinnere mich, einer meiner Assistenten kam vom Bürgersteig auf mich zu und fragte: „Herr Professor, warum tun Sie das?“ Ich konnte doch dem Mann damals nicht erzählen, was ich hinter mir hatte und warum ich jetzt die Gelegenheit unbedingt ergreifen wollte, die Autonomie der Universität wieder herzustellen. Die Studenten, die in den letzten zehn, 15 Jahren hier immatrikuliert wurden, hatten keine Ahnung von dem, was wir früher hier erlebt hatten, von Arno Esch, von den 70 Verhaftungen, die hier in Rostock an der Uni stattgefunden hatten. Dies alles wurde ja unter den Tisch gekehrt, und wenn Sie die zweibändige Geschichte der Universität Rostock aus dem Jahr 1969 lesen, so steht darin nur, dass einige konterrevolutionäre Studenten versucht hätten, die „demokratische“ Entwicklung der Uni zu stören, und der Name Arno Esch kam nicht vor! Das nennt man Geschichtsschreibung à la DDR.

Daniel Münzner:

Ja ich will noch auf eine Sache zurückkommen, die schon ein bisschen anklang, nämlich die Frage, welchen Stellenwert hatte die Forschung international? Also gerade in den Geisteswissenschaften war's ja so, dass es nicht einfach war, weil bekannt war, dass man unter einem Paradigma forschen musste, dem Paradigma des Marxismus-Leninismus. Ging es in den Naturwissenschaften einfacher? Ich denke, Sie können das wegen Ihrer Auslandserfahrung sehr gut beurteilen. Welchen Stellenwert, was hat man zu ostdeutschen Zeiten in der Agrarforschung erreichen können, wie gut war man im internationalen Vergleich?

Horst Pätzold:

Wir haben uns nach der Dritten Hochschulreform an die volkswirtschaftlichen Ziele angleichen müssen, das fiel mir für mein Fachgebiet nicht schwer. Ich habe die großen Weidenutzungsseinheiten mitkonzipiert. Wir hatten damals große

Rinderherden; wenn Sie heute durch die Gegend fahren, sehen Sie ja wenige Kühe, weil wir nur noch ein Drittel der Bestände haben. Das musste damals organisiert werden mit zweimaligem Melken und dem Melkstand auf der Weide. Wir waren auf dem Gebiet der Weideführung international etwa mit Neuseeland auf einer Stufe, das kann ich beurteilen. Ich wurde als Mitautor eines Lehrbuches für die Steppen der Erde von Prof. C. McKell aus den USA gewonnen und habe dort die Steppengebiete Eurasiens abgehandelt. Außerdem schrieb ich das erste Lehrbuch über Grasland und Futterbau in den Tropen in deutscher Sprache im Hirzel-Verlag Leipzig. – Was uns hinderte, war die schlechte apparative Ausstattung, die insbesondere die Grundlagenforschung negativ beeinflusste, wie überhaupt die Grundlagenforschung sträflich vernachlässigt wurde, weil man immer nur nahe volkswirtschaftliche Ziele von uns erwartete, aber nie auf lange Sicht plante. Das hat insbesondere die Pflanzenzüchtung stark beeinträchtigt, zu nennen sei hier Lyssenko, der Name steht als Synonym stellvertretend für die ganze negative Entwicklung. Was sich in den naturwissenschaftlichen Disziplinen abspielte, weiß ich nur durch Kollegen, dass zum Beispiel die Meeresforschung sehr gut organisiert war und dort auch international viel geleistet wurde. Sie haben gute Ergebnisse erzielt, die aber im Laufe der Zeit verblassten, weil die Konkurrenz größer wurde; wir konnten apparativ nicht mithalten.

Die Geisteswissenschaften hatten unlängst eine goldene Stunde, als Herr Professor Werner Krenkel seinen 80. Geburtstag in der Aula feiern durfte. Professor Krenkel wurde als Beispiel hingestellt, wie ein Mensch mit einer liberalen politischen Einstellung – wir sind seit 1949 befreundet – einen schmalen Pfad fand, auf dem er als Latinist Erstaunliches in der Forschung leistete, unter anderem in der Aufarbeitung unbekannter Schriften. Er hat das Alltagsleben von Rom diffizil und komplett dargestellt aus vielen Quellen, die jetzt gesammelt in einem neuen Werk erschienen sind. Das ist ein Beispiel dafür, wie auch Geisteswissenschaftler auf einem Spezialgebiet weiterkommen konnten, ohne ihr Gewissen zu belasten. Prof. Krenkel wurde sogar vom Rektor Heidorn für ein Jahr zur Columbia University als Lehrkraft in die USA geschickt, um dort den hohen Stand der DDR-Wissenschaft zu dokumentieren.

Die Historiker haben es am schwersten gehabt. Für sie galt nur die marxistische Betrachtungsweise. Als ich mich 1948 zum Studium meldete, wurde man befragt, was man wolle, und ich plädierte für ein Studium der Geschichte, aber ein guter Geist hat mir damals gegenüber gesessen und gesagt: „Historiker brauchen wir noch nicht, wir brauchen jetzt Landwirte und Sie sind Landwirt.“ Deshalb bin ich meinem Schicksal dankbar, dass ich kein Historiker geworden bin. Ich hätte, wie viele andere, die marxistische Geschichtsbetrachtung lernen und lehren müssen, da hatte man wenig Chancen, einen schmalen Grad zu finden. Aber die Historiker tun mir heute etwas leid; es waren ja nicht nur unfähige Leute da, und

ich freue mich, dass Herr Kollege Kersten Krüger das sehr sachlich sieht und ehemalige verdienstvolle Historiker auch noch zu Worte kommen lässt.

Hilde Michael:

Sie haben vorhin kurz angerissen, dass Sie 1989 mit auf die Straße gegangen sind. Könnten Sie zur Situation auch Ihrer Arbeit an der Universität in dieser Umbruchphase referieren, bitte?

Horst Pätzold:

Das ist kein Problem. Meine Forschungsthemen waren gerichtet auf Standortfaktoren zur Ertragserhöhung. Ich habe also alle Grünlandstandorte im Norden Deutschlands analysiert und habe Höchstertragsversuche angelegt mit und ohne Beregnung. Ich konnte dann statistisch nachweisen, wie viel Dezitonnen Trockenmasse und Rohprotein kann zum Beispiel ein Regenbogengrünland ohne Grundwasser oder mit Grundwasser bringen und wie viel können wir vom Moorgrünland ernten, bis hin zu der Frage, wie ist die Futtermittelverwertung durch das Rind. Diese Kette habe ich immer bis zum Eintritt in die Rente verfolgt, weil das hüben wie drüben und in der ganzen Welt ein Kernproblem darstellt. Die Genossen wollten das natürlich auch wissen. Ich habe also in meiner Forschung keine Zwänge insofern erlitten, weil ich mir solche, alle Länder interessierende Themen aussuchte. Rein ökonomische Themen habe ich vermieden. Wenn Sie ökonomische Aussagen erarbeiteten, waren sie der Geheimhaltung unterworfen, wie überhaupt Geheimhaltung der Forschungsergebnisse ein großes Hindernis für uns war. Ich habe mich also gehütet, ökonomische Themen in meinen Futterbau irgendwie einfließen zu lassen, denn ich wusste, in dem Moment erhielt ich keine Publikationsmöglichkeiten, oder wenn ich es schon durfte, dann nur unter Verschluss. Ich durfte derartige Ergebnisse meinen Kollegen aus dem Westen nicht schicken. Es ist noch zu erwähnen, dass ich natürlich viel mehrsprachig publiziert habe und meine Publikationen meinen Fachkollegen, die man ja irgendwie durch das Zentralblatt kannte, verschickt habe. Die Publikationen, die an mich gerichtet waren, durfte ich zwar empfangen, musste sie aber abgeben; die wurden zentral gehütet, damit jeder rankommen konnte, das war die äußere Begründung. Wenn ich das meinen westlichen Kollegen von früher erzähle, dann sagen sie „Die sind ja wohl verrückt geworden, Sie haben das doch für sich angefordert.“ Aber es war so, man konnte theoretisch noch rankommen. Die Geheimhaltung hat uns stark benachteiligt. Was also zur Geheimhaltung gehörte, kam unter Verschluss. Wir wurden jedes Jahr geprüft, ob alle derartigen Schriftsachen noch da waren.

Was uns auch noch sehr behindert hat, waren die ewigen Wettbewerbe. Wir mussten ja um jeden Quark einen Wettbewerb in unseren Kollektiven führen. Kollektive waren der Lehrstuhl oder das Institut, später in der Sektion gewisse Abteilungen, das waren also 20 bis 30 Mitarbeiter. Wir mussten über alle Aktivi-

täten Tagebuch führen. Dazu gehörten auch positive Ergebnisse, zum Beispiel Reisen oder gemeinsame Theaterbesuche. So mancher technischer Mitarbeiter ist dadurch in den Genuss von Theaterbesuchen gekommen. Es gab durchaus auch gute Theaterstücke. Es war unterschiedlich, was geboten wurde. Alles hatte seine zwei Seiten. Generell haben wir jedoch viel Zeit mit den Wettbewerben verloren.

Als Nichtgenosse musste ich jedes Jahr, wenn ich am Ort war, eine Schulung mitmachen, eine Art Parteischulung. Man hatte alljährlich etwa 10 % Genossen und 90 % Nichtgenossen durcheinander gemischt einberufen, in Zwei- oder Dreibettzimmern in Niendorf hier an der Ostseeküste untergebracht und uns für eine Woche „eingesperrt“. Zunächst waren wir skeptisch, später haben wir das fast genüsslich empfunden. Wir haben zunächst gestaunt, wie viele Nichtgenossen wir noch waren. Es sind dort viele Freundschaften in dieser Woche entstanden, denn wir durften abends nicht weg. Wir haben dann die Vortragenden, die aus der Sektion Marxismus-Leninismus oder auch der Bezirksleitung der SED kamen, also in der Regel linientreue Kader, mit Wirtschaftsfragen oft in Verlegenheit gebracht. Ich denke gerne an den Mediziner Professor Horst Nizze zurück, wir kannten uns gar nicht und haben uns in der Diskussion dennoch die Bälle zugespült; es war also auch lustig. Viele Dinge haben wir nicht so ernst genommen, aber man musste sich auch bei Gesprächen in kleinen Kreisen hüten.

Heute wissen wir, wie viele IMs um uns herum waren, und auch wie viele zweifelhafte Aussagen der IMs heute sichtbar werden. Von meinen 25 Akten sind nur drei gerettet worden. Es sind dort absurde Dinge behauptet worden, zum Beispiel dass Professor Olbertz und ich „Orgien“ in meinem Katen in Dobbin bei Dobbartin gefeiert hätten. Wir haben uns dort aber nie getroffen! Die Berichterstatter suchten also nach Gründen, Leuten wie mich und Prof. Olbertz, die keine Freunde des Regimes waren, irgendwie bloßzustellen. Mein Vetter Jochen Jastram, der Bildhauer, hat uns öfter besucht; das wurde als „konspiratives“ Treffen von IMs vermerkt. Die IM-Berichte sind zum Teil recht fragwürdig, weil die Berichterstatter sich gegenüber ihrem Auftraggeber gerne in einem guten Licht zeigen wollten. Das musste mal am Rande gesagt werden.

Ines Jachomowski:

Wie haben Sie eigentlich die Gründung der DDR erlebt? Wie hat das auf Sie gewirkt?

Horst Pätzold:

Zunächst mal, wir waren damals gerade im Studentenrat im Herbst 1949 sehr unter Beschuss geraten, weil die LDP-Gruppe einen Zeitungsanschlag vor der Mensa angebracht hatte. Es ging um die Zulassung von Studenten zum Studium. Da gab es ja drei Kategorien: die Kinder von Genossen und von Funktionären; die zweite Kategorie: Leute, die ihre fortschrittliche Einstellung unter Beweis gestellt

hatten und die dritte Kategorie „Sonstige“. Es kam zu heftigen Diskussionen im Senat und im Studentenrat, und unsere LDP-Gruppe hatte einen Anschlag gemacht und diese Disziplinierung mit den Napola-Internaten der Nazis verglichen. Das gab nun den Gegnern viel Wind, und sie haben versucht, uns politisch bloßzustellen. Wir haben aber dicht gehalten, haben keine Namen genannt. Es wurde eine Verwarnung ausgesprochen, aber keiner relegiert. Dieser Vorfall lag vor der Gründung der DDR. Und dann kam für mich überraschend die Gründung der DDR im Oktober. Wir haben ja meistens zu wenig entsprechende Schriften von Lenin gelesen; wenn man „Staat und Revolution“ gelesen hätte, dann hätte man den Gang der Entwicklung vorher wissen können. Es ist auch eine Schuld unserer Vorfahren, dass sie in der Mehrheit das kommunistische Manifest und Hitlers „Mein Kampf“ nicht gelesen hatten. Ich habe das alles erst studiert, nachdem ich aus der Gefangenschaft zurückkam. Wenn man „Mein Kampf“ und Lenin gelesen hat, dann wusste man, was die Leute vorhatten. Ich wundere mich immer, dass das nicht genügend erwähnt wird. Die Augen wurden uns also kaum geöffnet. Ich habe die Gründung der DDR als vorübergehendes Stadium empfunden. Die Siegermächte haben uns auseinander dividiert und nun gründeten sie zwei Staaten. Ich war mir persönlich über die Tragweite nicht im Klaren.

Einige Wochen später kam Johannes R. Becher, der damalige Kulturminister, zu uns zu einem Gespräch nach Rostock, und ich wurde als 2. Vorsitzender mit eingeladen. Ich habe immer versucht, ihn einmal alleine zu erwischen, aber die Genossen aus dem Studentenrat hatten sich wohl abgesprochen: „Pätzold darf nicht allein mit ihm sprechen!“ Einmal ist es mir dennoch gelungen, ihn alleine zu stellen und habe ihn gefragt: „Wissen Sie eigentlich, was hier vorgegangen ist, dass Arno Esch und viele andere verhaftet worden sind, und wir wissen nicht, warum?“ Da hat er mich aus seinen großen Glubschaugen angeguckt, sehr traurig, hat kein Wort gesagt, hat sich umgedreht und ist gegangen. Der Mann ist natürlich als Emigrant in Moskau gebrannt gewesen, der wusste, wie schnell man verschwindet, wenn man sich nicht linientreu bewegt. Er hat sicher viel gewusst, aber mir nichts gesagt.

Ich bin einmal hinausgelaufen, hier auf die Schwaansche Straße, da war studentischer Besuch aus der Bundesrepublik da, den die FDJ eingeladen hatte. Das geschah, als der vierte Studentenrat, der FDJ-Studentenrat, gewählt und zusammengetreten war. Dieser sah ja seine Aufgabe nur noch darin, abzutreten und der FDJ die Jugendarbeit an der Uni zu übergeben. Die haben also den lieben Freunden aus der Bundesrepublik erzählt, wie schön es hier ist, und das hat mich wahrlich angekotzt! Als einer von den westlichen Studenten einmal hinausging auf die Straße, bin ich hinterher gelaufen, und habe ihm gnadenlos gesagt: „Was Sie hier hören, das ist eine große Lüge! Wir werden unterdrückt! Es sind so und so viele verhaftet worden, aber wir müssen die Schnauze halten, und wenn Sie mich jetzt reinreißen, dann bin ich geliefert!“ Mich hatte es einfach gepackt, ich konnte

das nicht mehr mit anhören. Der war furchtbar erschrocken, hat aber die Schnauze gehalten und mir ist nichts passiert. Ich habe einen Schutzengel gehabt, der sagenhaft tätig war.

Carl Christian Wahrmann:

Ich hab noch einmal eine Frage, auch aus einer Umbruchsituation, aber aus dem akademischen Bereich, die Dritte Hochschulreform. Die haben Sie ja nun schon angesprochen, also wie haben Sie jetzt persönlich den Wechsel empfunden? Sie sind ja vorher schon im Lehrbetrieb gewesen und danach. Sie sagten ja, dass die Dritte Hochschulreform für die angewandte Forschung positiv war, dass die Studenten in die Forschung einbezogen wurden, aber dass auf der anderen Seite die Autonomie der Hochschule nicht mehr gewährleistet war. Können Sie dazu noch was sagen?

Horst Pätzold:

Gut. Ich hatte das Glück, in Algerien zu sein, als die Dritte Hochschulreform hier durchgesetzt wurde. Im Herbst 1968 bin ich zu dem Sprachlehrgang in Plaue bei Brandenburg an der Havel geholt worden und wir dachten, es ginge gleich los mit dem Auslandseinsatz. Wir mussten jedoch noch warten. Ich habe also ein Dreivierteljahr intensiv Französisch betrieben und wurde dann ab September 1969 in Algerien eingesetzt. Meine Familie durfte mitfahren. Da war die Durchsetzung der Dritten Hochschulreform hier in Rostock schon im vollem Gange. Wir mussten übrigens den Urlaub stets in der DDR verbringen. Im nächsten Sommer kam ich zum Urlaub zurück.

Als neuer Sektionsdirektor agierte ein Mann, der Genosse Schröder, der von der Bezirksleitung der SED eingesetzt worden war. Anwesend war ferner der neue Parteisekretär. Ich wurde zur Aussprache zu ihnen gebeten, das gehörte sich so, dass man sich in seiner Einheit meldet, wenn man Urlaub aus dem Ausland hatte. Er hat mir erklärt, was sich hier getan hatte und mir dann gesagt: „Wissen Sie, Sie werden ja irgendwann zurückkommen, und dann wäre es wohl ratsam, wir delegieren Sie in die Praxis, damit ihre Praxiskenntnisse wieder aufgefrischt werden.“ Das sagte dieser Genosse mir beim ersten Urlaub! Jeder Normaldenkende würde daraus schließen: Deutlicher kann dir ja nicht gesagt werden, dass du bei dem Mann hier nicht erwünscht bist. Du hast deine Familie in Algerien, die Botschaft der BRD liegt gleich um die Ecke, du kannst also „abhauen“, wie man damals zu sagen pflegte. Dazu muss ich feststellen: Ich tat es nicht und bereue es bis heute nicht. Die ehemaligen Studenten, die ich heute treffe, bedanken sich bei mir, dass ich geblieben bin. Ich habe mir ferner überlegt: Solche Leute wie dieser neue Sektionsdirektor – ich will nicht hochmütig sein –, dessen Fähigkeiten halte ich für beschränkt, der wird nicht lange bleiben.

Als ich zurückkam, war er tatsächlich abgelöst und von einem Anderen, der vernünftig war, ersetzt worden. Ich habe also diese Umprofilierung fernab aus Afrika erlebt und als ich zurückkam, hatte ich überhaupt keine Sorge um mein Gebiet, denn ich war in den drei Sektionen, die nun aus der Agrarwissenschaftlichen Fakultät entstanden waren, unentbehrlich. Ich war bei der Tierernährung unentbehrlich, weil ich die Brücke vom Futter zur Tierernährung übernahm, hatte auch Vorlesungen über Krankheiten der Tiere, also im Veterinärbereich, zu halten, und bei der Landtechnik war natürlich die Ernte von Heu und Silage ein Thema von großer Bedeutung. Ich war also mit meinen Mitarbeitern, die ich immer nur loben kann, unentbehrlich. Die Mitarbeiter hatte ich sorgfältig ausgesucht. Sie hatten bei mir in der Regel ihr Diplom gemacht und zum Teil auch schon promoviert, auf die konnte ich mich verlassen.

Ich hatte mir einen engen Mitarbeiter als Vertreter herangezogen, der war natürlich Genosse und hat sicherlich über mich berichten müssen. Aber er war Artamanensohn. Sie wissen nicht, was das heißt? Das Gut Koppelow, Kreis Güstrow, wurde 1931 bis 1933 von Artamanen aufgesiedelt. Das waren junge, häufig akademisch gebildete Leute aus Schwaben, die arbeitslos waren und Illusionen hatten, es waren „die Grünen“ von damals. Die wollten zurück in die Natur und wurden zwei Jahre lang in Koppelow von meinem Vater und seinen Mitarbeitern ausgebildet für die Landwirtschaft. Es waren liebenswerte, naiv anmutende, junge Leute. Die haben bei uns gelebt, geliebt, aber nicht gelitten und sind dann da geblieben und haben gesiedelt, und mein Vater kaufte das Restgut Bookhorst bei Ribnitz. Einer dieser Artamanen-Söhne, die damals dorthin kamen, wurde später mein engster Mitarbeiter, Dr. Ulrich Bauer. Er war LPG-Vorsitzender geworden und Genosse, aber zu dem hatte ich Vertrauen, und der hat mir den Rücken frei gehalten. Das musste man im engsten Umkreis wissen, wen man um sich hatte. Ich konnte ihn leider nicht retten. Nach der Wende sollte er mein Nachfolger werden, dafür hatte ich ihn aufgebaut, aber unglücklicherweise hatte er die militärische Ausbildung der Studenten in den Semesterferien jahrelang betreiben müssen, und das hat ihn seine weitere Lehrtätigkeit gekostet. Eine Weiterbeschäftigung war nicht mehr möglich. Er war Genosse und noch dazu militärischer Ausbilder und so jemand kam als Hochschullehrer nach der Wende nicht in Frage. Da hätte man viel differenzierter urteilen sollen. So mancher ist durchgerutscht, der es nicht verdient hat.

Daniel Kötzing:

Sie haben am Anfang doch auf relativ deutliche Qualitätsunterschiede in den Diplomarbeiten in der DDR und der BRD verwiesen. Wie würden Sie aber praktisch die Entwicklung zu diesen Unterschieden oder auch Vorteilen auf Seiten der DDR begründen?

Horst Pätzold:

Wir waren eingebunden in Forschungsvorhaben, die dem Staate nützlich waren. Ich habe geforscht und publiziert über grundlegende Fragen wie: Soll man die Kühe im Sommer im Stall lassen und mit hochwertigem Futter füttern oder soll man sie 150-160 Tage auf die Weide schicken? Die Dummerstorfer wissen, was das heißt. Meine Doktorandin Frau Dr. Bockholt hat darüber in Groß-Lüsewitz geforscht und auch darüber promoviert. Das waren grundlegende Erkenntnisse, die man im Westen in dieser Größenordnung überhaupt nicht kannte. Wir hatten ja Großbetriebe; die BRD war mehr bäuerlich strukturiert mit einer durchschnittlichen Betriebsgröße von damals etwa 25 ha, und wir lagen schon bei etwa 200 ha. Insofern waren die Probleme, die anstanden, wissenschaftlich attraktiv, und die Aussagen, die wir trafen, hatten für die Zukunft Gewicht. Deswegen erinnere ich mich auch, dass die Neuseeländer und zum Teil die Franzosen unsere Ergebnisse gerne benutzt haben. Insofern muss ich sagen: Mein Fachgebiet hat durch die Dritte Hochschulreform nicht gelitten. Ich betone, die Einbeziehung der Studenten in die Forschung in diesem Frühstadium halte ich für vorteilhaft. Sie wussten, sie bekommen eine wissenschaftliche Aufgabe, sie lernen schon früh, wissenschaftlich zu arbeiten und mit denen konnte man später gut forschen.

Kersten Krüger:

Darf ich da eine Frage anschließen? Denn für mich ist die Dritte Hochschulreform gerade die Trennung von Forschung und Lehre, das heißt, dass der Großteil der Studenten das Standardwissen vermittelt bekommt und nur eine ganz kleine Gruppe etwas Forschung machen darf, und die Forschung ist wiederum begrenzt durch die Fragestellungen innerhalb der geltenden Wissenschaften. Es wäre nun etwas Umgekehrtes, das wäre ja geradezu das Ideale: Die Studenten werden von Anfang an an das forschende Lernen geführt. Also ist die Differenzierung nach Fachgebieten oder Fächern ganz zentral.

Horst Pätzold:

Genau. Das war wirklich sehr unterschiedlich. Den einen Satz, den Sie in ihrem letzten Rundschreiben erwähnen, die Trennung von Forschung und Lehre, den bestreite ich – zumindest für mein Gebiet und auch viele naturwissenschaftliche Fragestellungen.

Daniel Kötzing:

Ich wollte auch ungefähr in die Richtung. Es mag die Zweite Hochschulreform gewesen sein, die eine Effektivierung des Studiums bewirkte. Halten Sie diese Entwicklung für positiv?

Horst Pätzold:

Die Zweite Hochschulreform, also das Konzil wurde abgeschafft, es wurden vier Prorektorate eingerichtet, Russisch und Englisch wurden Pflichtfächer, das war in etwa die äußere Form der Änderung. Damit starb die Autonomie der Universität. Diese Entwicklung halte ich für bedenklich und für negativ, denn es war jetzt eine Befehlskette in die Wege geleitet worden, die garantierte, dass man den Klassenkampf gewinnen konnte, denn um diese Zeit, nach der Zweiten Hochschulreform, begann die große Säuberungswelle im Lehrkörper. Ich habe in meinem Buch nur wenige Fälle angeführt, so von Prof. Cumme in Physik, der laut Einstein betonte, dass nichts ewig sein könne. Ich habe angeführt den Pädagogen Prof. Fritz Müller, der als Dekan der Philosophischen Fakultät von Schwerin eingesetzt wurde, beim Lehrkörper keine große Resonanz fand, man hielt ihn für „den Schreiber aus Schwerin“, der aber dann bezichtigt wurde, den „Sozialdemokratismus“ hier entwickelt zu haben und sehr in die Enge getrieben wurde. Das alles wurde in der Ostseezeitung dokumentiert. Ich habe schließlich angeführt den Fall des Historikers Prof. Nichtweiß, einen ehemaligen Offizier, der Stalingrad überlebt und daraus die Lehre gezogen hatte, dass wir in Deutschland eine andere Politik ergreifen müssten, der als Historiker nach Rostock kam, aber an der Kirche festhielt, insbesondere durch seine Frau, und der sich 1964 vom Hauptgebäude stürzte, also Selbstmord verübte. – Diese Säuberung des Lehrkörpers ist nach der Zweiten Hochschulreform das, was ich am stärksten in Erinnerung behalten habe. Man hat also die bürgerlichen Leute oder die weniger Fortschrittlichen in der SED eliminiert und aus der Partei diejenigen Leute ausgeschlossen, die die Generallinie missachteten.

Das haben wir Studenten mitempfunden, und ich war Prof. Petersen dankbar, dass ich auf ein Gebiet angesetzt worden war, von dem die meisten nichts verstanden, das aber wichtig war. In der großen, „lieben“ Sowjetunion liefen die Forschungen zur Erhaltung der Steppen genau in dem Sinne, wie ich sie auch hier lehrte. In den USA hatte man gegen die Erosion die Notwendigkeit der Erhaltung der Steppen erkannt, so dass mein Gebiet hineinpasste in diese große Welle: „Wir müssen die Vegetation erhalten, wir müssen etwas gegen die Ausdehnung der Wüsten tun.“ Dies hat sich also für mein Gebiet, auch in Afrika, als fruchtbar und richtig erwiesen. Ich hatte also keine Schwierigkeiten.

Was im Lehrkörper vor sich ging, war eine andere Sache. Auch die Zusammensetzung der Studenten hat sich in dieser Zeitspanne beträchtlich geändert. Innerhalb eines Fünfjahrstudiums wurden die Praktika bei den Landwirten zur Erlangung praktischer Kenntnisse, die man haben musste, wenn man Agrarwissenschaften studieren wollte, in bestimmten Ausbildungsbetrieben organisiert. Die jungen Bewerber, häufig Mädchen, wurden also schon im ersten Studienjahr in Seminargruppen – je etwa 20 Studierende – in einen Ausbildungsbetrieb gesteckt. Das waren vorbildliche Betriebe, entweder LPG oder VEG, und dort wurden sie

betreut durch einen hauptamtlichen, zur Universität gehörenden wissenschaftlichen Assistenten. Sie haben also unter Aufsicht die Praxis in fortschrittlichen Betrieben kennen gelernt, und wer dort nicht spurte, flog raus. Etwa 10 % haben diese „Kur“ nicht überstanden, und wer dann durch war, wurde zum Studium an der Uni zugelassen. Gegen Ende des Studiums wurde das halbjährliche Betriebsleiterpraktikum eingeführt. Die Praktika wurden integriert in ein Fünfjahrstudium, und der Anteil der Mädchen nahm zu. Die meisten abgelehnten Biologen kamen zu uns; Biologie war Wunschfach, und wenn man da abgelehnt wurde, blieb ja nur noch die Landwirtschaft oder die Pädagogik. Wir haben viele junge Leute erst überzeugen müssen, wie nützlich die Tätigkeit bei einer angewandten Biologie ist, und es ist uns meistens gelungen. Viele Damen haben später eine anspruchsvolle Tätigkeit ausgeübt, sie wurden jedoch nach 1990 meistens arbeitslos.

Ines Jachomowski:

Ja, wie zum Beispiel sah es aus mit dem Austausch von Forschungen mit dem Westen? Also, was mich jetzt daran interessiert, gab es da überhaupt irgendeinen Austausch, durfte man sich damit befassen, durfte man das einfließen lassen?

Horst Pätzold:

Die Frage ist berechtigt. Alles musste gemeldet werden und lief über das Direktorat für das Ausland. Jeder Austausch von Publikationen wurde registriert. Ich weiß das auch von anderen und um dies zu vermeiden, habe ich folgenden Weg ergriffen: Ich habe meinen Freunden aus dem Ausland mitgeteilt, ich bin jetzt da und da, in Algerien oder auf Madagaskar, schickt mit bitte eure Publikationen an die angegebene Adresse. Das klappte, ich war also fein raus. Die Publikationen nahm ich natürlich mit, und wenn ich aus dem Ausland zurückkam, hat man sie mir bei der üblichen Kontrolle nicht weggenommen, denn die Kontrolleure dachten, das gehört zu seinem Arbeitsmaterial. Gehörte es ja auch, aber es war nicht erlaubt. Die Kollegen zu Hause haben immer bangen müssen, ob sie etwas verschicken dürfen oder nicht. Sie wurden also, wenn sie etwas verschickt hatten, was nicht den Ansprüchen der Leitung entsprach, ins Rektorat für Ausland befohlen, und man warf ihnen vor: „Wie können Sie es wagen, diese Ihre Publikationen, die doch einen Geheimhaltungsgrad hatten, so mir nichts, dir nichts zu versenden!“ Das durfte nicht sein.

Ähnlich war es mit dem Besuch von Kongressen. Ich habe vor der Wende, als Professor Petersen, mein Lehrer, noch lebte, 1960 zum ersten Mal einen Grasland-Kongress in England miterlebt. Wir waren sieben Mitarbeiter und Petersen bestimmte, wer mitfährt – er hat uns alle geduzt – wir durften also fahren, obwohl keine Vorträge eingereicht worden waren, aber wir duften da sein. Das war für mich ein umwerfendes Erlebnis, nach der Gefangenschaft erstmalig wieder mit Franzosen und Engländern Kontakte aufnehmen zu dürfen. Es ent-

standen für mich sogar neue Freundschaften, so zum Beispiel auf einer Exkursion in Nordirland. Neben mir im Bus saß ein Südafrikaner burischer Herkunft, namens Chris Malherbe. Er hat mir genau erzählt, wie es damals war, als die ersten Buren um 1650 am Kap ankamen, da war gar nichts, die haben das ganze Land erst in Kultur gebracht und so weiter! Mit dem habe ich dreißig Jahre lang korrespondiert, bis er starb, obwohl ich wusste, dass dies an sich nicht geduldet werden durfte. Ich musste aber jedes Jahr meine Korrespondenzen angeben, mit wem ich im Ausland Kontakt hatte. Dabei habe ich ihn auch immer stets aufgeführt und dazu geschrieben „vom britischen Graslandkongreß 1960“. Später hat Malherbe mir vorgeschlagen, er wäre jetzt Funkamateur geworden, ich müsse doch auch Funkamateur werden, dann könnten wir uns doch über Funk unterhalten! Ich musste ihm jedoch vorsichtig zu verstehen geben, dass dies leider nicht gehe, soweit sei die Toleranz bei uns noch nicht gediehen. Das sind also Beispiele wie es war.

Später durfte man kaum noch zu Kongressen fahren. Ich habe mich für jeden Grasland-Kongress gemeldet, weil ich ja Auslandskader war. Wenn man sich meldete, musste man einen Vortrag einschicken und das habe ich immer getan. Dann kriegte man für gewöhnlich zwei Tage, bevor es losging, den Bescheid: „Leider ist es uns in diesem Jahr nicht möglich“. Als der Kongress in Moskau 1974 stattfand, wurde ich auch ausgebootet, und da hab ich dem Minister Böhme persönlich geschrieben: „Ich darf überall hinfahren, in die Dritte Welt, aber in das Heimatland der Arbeiter und Bauern, dahin lässt man mich nicht fahren!“ Und prompt durfte ich fahren! Das sind also so Ausnahmen, die dann auftauchen. Kongressbesuche sind später nur denen noch erlaubt worden, die das volle Vertrauen der Partei besaßen. Auf meinem Fachgebiet gab es drei, vier Leute, die kannte man, sie waren natürlich alle Genossen, die fuhren immer überall hin und wir anderen blieben zu Hause. So war das.

Steffen Bockhahn:

Das passt wunderbar dazu. Ich wollte nämlich in genau die Richtung des Auslandes, nämlich nach der Zusammenarbeit fragen, inwieweit hat es in ihrem Bereich intensive oder auch nicht intensive oder vorgegebene Zusammenarbeit mit den Fakultäten der sozialistischen Bruderländer gegeben oder innerhalb der DDR, und was mich auch noch ein kleines bisschen interessiert, wie war die eventuelle Zusammenarbeit mit den spanischen Einrichtungen?

Horst Pätzold:

Mit welchen Einrichtungen?

Steffen Bockhahn:

Mit spanischen, ich meine Kuba.

Horst Pätzold:

Kuba! Ja. Ich war auch auf Kuba, es war ja ein sozialistischer Staat. Ich war ebenfalls, wie schon gesagt, auf dem Kongress in der Sowjetunion, da gab es eine Exkursion nach Usbekistan, für die ich mich meldete, weil ich für mein Lehrbuch gerne Bilder von den Steppen in Usbekistan haben wollte. Da habe ich die usbekischen Kollegen kennen gelernt, in der Regel sprachen sie nur Russisch, aber wir hatten einen Dolmetscher dabei. Ich habe an sich in Sprachen immer recht gut abgeschnitten, in Russisch jedoch mit Vier minus. Mir fehlt das Empfinden für slawische Sprachen, es ist bedauerlich, aber es ist so. Ich habe also die Leute kennen gelernt, auch deren Veröffentlichungen, und wir haben vereinbart: „Und jetzt schicken wir uns gegenseitig die Veröffentlichungen!“ Zwei Jahre lang habe ich es nach Usbekistan getan, jedoch nie eine Antwort bekommen, und da hat mir ein hiesiger Genosse gesagt: „Gib’s auf, die dürfen das gar nicht, die dürfen mit dir auch keinen Kontakt haben, für die ist das auch schon wieder Ausland.“ Was hatten Sie noch?

Steffen Bockhahn:

Innerhalb der DDR und Kuba.

Horst Pätzold:

Ja, Kuba, wir hatten kubanische Studenten und kubanische Doktoranden bei uns. Ich war auch in Kuba. Die DDR hatte den Botaniker Prof. Bisse aus Greifswald nach Kuba delegiert. Er hat mich auf Kuba geführt und hat mir gezeigt, was er dort in Forschung und Lehre gemacht hat. Prof. Bisse war eine Ausnahmeerscheinung. Er durfte eine kubanische Frau heiraten und dort bleiben. Fidel Castro hatte ihm erlaubt, für die Genbank der Botanik nach Südamerika zu reisen. Er war Kakteenspezialist und zeigte mir, wie viele Kakteen-Arten er da mitgebracht hatte. Es war begeisternd. Prof. Bisse war Hochschullehrer der dortigen Universität. Leider verunglückte er während einesurlaubes in der DDR tödlich.

Die Kubaner sind ja sehr muntere Leute. Sie sind nur unpünktlich, damit muss man leben. Der Austausch der Studenten und Doktoranden floriert bis heute. Meine Tropen-Nachfolgerin, Frau Dr. Britta Kowalski, forscht bis heute auf Kuba und hat nach wie vor gute Beziehungen dorthin. Wir haben also mit Kuba immer gut verhandelt, hatten etliche auch langfristige Versuche dort. Herr Prof. Menning hat dort mit Zuckerrohr gearbeitet. Diese Verbindung lief bis 1989 gut und wird durch Frau Dr. Kowalski in der Kartoffelforschung fortgesetzt. – Die kubanischen Kollegen waren erstaunlich weltoffen, sie haben uns alles gezeigt, was wir sehen wollten. Wir haben auch Studentenaustausch gepflegt. Es gibt also eine gute Beziehung mit Kuba bis heute, das kann ich grundsätzlich sagen. Ich selbst habe keine Forschung auf Kuba betrieben, da ich auf Afrika orientiert war. Aber ich habe Kuba in guter Erinnerung. Ich muss schon sagen, die Bevölkerung, die einem

dort begegnete ist arm, aber die Menschen sind von Natur aus fröhlich und relativ zufrieden. Die Exilanten waren die reichen Leute, die in Miami auf einen Umschwung auf Kuba hoffen. Mit der Religion hatte Fidel auch so seine Schwierigkeiten, er hat viele Priester auf ein Schiff gesetzt und nach Spanien „exportiert“. Inzwischen hat sich das Verhältnis zur Kirche etwas gebessert. Also, Kuba ist immer eine Reise wert, bis heute.

Heiko Marski:

Mich würde zum einen interessieren, welche Rolle die Politik bei internationalen Kontakten spielte, wenn Sie also mit Wissenschaftlern aus anderen Ländern, auch aus den östlichen und westlichen Blockstaaten in Verbindung traten, und zum zweiten, welche Rolle die Politik an der Universität in der Lehre spielte, das heißt, musste man in Vorlesungen oder auch in Seminaren immer wieder auf die Überlegenheit des eigenen Systems hinweisen, oder durfte man relativ frei und unpolitisch über sein Gebiet reden?

Horst Pätzold:

Ich fange hintenrum an. Wir hatten vom Minister für Hoch- und Fachschulwesen Genosse Böhme, die Anweisung bekommen: Jede wissenschaftliche Veröffentlichung müsse mindestens 30 % an sowjetischen Autoren anführen. Man stelle sich das einmal vor! Es ist aber kaum befolgt worden. Das hing ja auch vom Gegenstand der Untersuchung ab!

Kurz vor der Wende 1989 durfte ich überraschend nach Montpellier zum Steppen-Kongress fahren, weil ich alter „Steppenhase“ bin und weil ich über Untersuchungen referieren sollte, die ich mit dem 1. Prorektor, einem Tierzüchter unserer Fakultät, gemeinsam durchgeführt hatte. Ich bin dort auch Leiter einer Sektion geworden und habe viel Interessantes erlebt. Wenn ich auftrat, haben die Westdeutschen, die mich noch nicht kannten, mich immer so komisch angeguckt, dass aus dem Osten jemand auftritt, der die Materie kennt, auch noch ein gutes Französisch spricht. Ich habe es denen nachgeföhlt, dass die erstaunt waren, dass es so eine Type wie mich gab! Ich war auch ein seltenes Exemplar. Und die BRD-Kollegen waren mir gegenüber zunächst zurückhaltend, mit Ausnahme derer, mit denen ich seit längerer Zeit korrespondierte. Ich konnte ihnen ja auch vor der Wende nicht gleich meine ganze Lebensgeschichte erzählen. Wir sollten pro forma keine Kontakte mit ihnen haben, nun hatten wir 1977 den Weltgrasland-Kongress in Leipzig und der Herr Kollege Spahr, späterer Präsident der Landakademie, war verantwortlich für die vielen Sicherheitsfragen. Er hatte uns gesagt: „Kein Kontakt mit den westlichen Leuten, aber alles aus ihnen herausholen!“ Das nennt man Dialektik. Dies habe ich dann versucht. Ich hatte Monsieur Le Houérou, einen Mann aus Frankreich, aus der Bretagne, der sehr viel veröffentlicht hatte über die Steppen in Afrika und den ich dort in Afrika nie kennen gelernt

hatte, eingeladen und mich mit ihm in einem Hotel in Leipzig getroffen. Ich habe mir auch nichts dabei gedacht.

Am nächsten Tag – jeden Abend war eine Auswertung unter Leitung von Herrn Professor Spahr – wurde ich vor der DDR-Mannschaft getadelt, dass ich ohne Wissen der Leitung mit einem Fremden aus dem Westen alleine ein längeres Gespräch in einem anderen Hotel geführt hätte. Ich erwiderte, das gebiete die Höflichkeit, dass man Leute aufsuche, sich mit ihnen unterhält, denn wir haben viel Fachliches gemeinsam. Die Antwort war: „Das ist ganz egal, Sie hätten erstens um Genehmigung bitten, und zweitens hätte ein Genosse dabei sein müssen!“ Die nächste Unterredung mit einem Anderen habe ich dann in Gegenwart eines Genossen führen dürfen, aber die Tatsache, dass ich da wider die Anweisung gehandelt hatte, zeigte Folgen. Die Exkursion, die in den Norden vorgesehen war, bei der ich meine eigenen Versuche vorführen sollte, durfte ich nicht mehr begleiten. Ich wurde „ausgebootet“, weil ich in Leipzig Kontakte gepflegt hatte, die nicht erlaubt waren. Das waren die Regeln.

Catharina Trost:

Was brachte die Wende für Sie? Und zwar in der Hinsicht, da wir gehört haben, dass die Ergebnisse in der DDR auf Ihrem Gebiet besonders gut waren, auch im Vergleich zum westlichen Standard. Gab es da Konkurrenz mit westlichen Wissenschaftlern, wie ist die Bundesrepublik nach 1989 mit der Universität und dem Lehrkörper umgegangen, gab es da staatliche Auswechslungen oder Ungerechtigkeiten, wie haben Sie das erlebt?

Horst Pätzold:

Es gab für mich die Folge, dass die Kontakte nun öffentlich gemacht werden konnten. Ich wurde eingeladen, habe in Kiel gesprochen, ich habe in Hohenheim in den jeweiligen Fakultäten Vorträge gehalten. Nachdem wir aus den Nischen heraus waren, war das Echo groß. Ich habe viele alte und neue Verbindungen wiederhergestellt. In Weihenstephan traf ich auf Prof. Uwe Simon, den ich in Moskau zuletzt gesehen hatte und der mich im Ausland ständig mit Literatur aus der BRD versorgt hatte. Ferner erinnere ich mich daran: Wir hatten einen Tag lang eine Exkursion durch Moskau, und ich wollte nicht mit unserer DDR-Delegation fahren, ich wollte einmal mit den Franzosen zusammen sein. Bei deren Treffpunkt habe ich mich also wartend aufgestellt, aber die Franzosen kamen nicht, und die sowjetische Begleiterin war ganz nervös, aber ich sagte: „Keine Unruhe, die haben was anderes vor, dann nehmen wir doch einen Pkw.“ „Nein, wir nehmen den Bus!“ Und da habe ich also mit der Begleiterin, die natürlich gut französisch konnte und nicht ahnte, dass ich Deutscher bin, habe ich also mit ihr eine Art individueller Tour zu den Stätten Moskaus gemacht, die ich noch nicht kannte. Ich habe ihr gesagt, sie brauche das nicht in ihren Bericht zu schreiben. Es stellte sich

nachher heraus: Die Franzosen hatten so gefeiert, dass sie am nächsten Morgen nicht in der Lage waren, mitzufahren! Bei dieser Einzeltour traf ich die westdeutsche Mannschaft, zusammen mit dem parteilosen Prof. Wilhelm Lampeter aus Leipzig, der hatte es also vorgezogen, die Exkursion mit den Westdeutschen zusammen zu unternehmen, und Prof. Simon war auch dabei. Das war natürlich alles verboten! Es ist auch nicht rausgekommen. Irgendwie haben wir versucht, die Kontakte zu der westlichen Welt in einer menschlichen Form aufrecht zu erhalten, und die menschliche Form überwog immer. Mehr kann ich im Moment nicht dazu sagen und die Zeit läuft.

Kersten Krüger:

Es gibt, das ist in der Geschichte so, keine Schwarz-Weiß-Malerei. Es gibt eine differenzierte Sicht, die wir aus der individuellen Darstellung hier gewonnen haben. Lieber Herr Pätzold, Sie haben uns bereichert. Wir dürfen uns ganz herzlich bei Ihnen bedanken.

Horst Pätzold:

Ich bedanke mich bei Ihnen. Ich freue mich über Ihr Interesse und irgendwie muss Ihnen das auch ein bisschen Spaß machen, zu wissen, wie es damals so war. Sie sollen daraus auch erkennen, wie anders geregelt und wie weniger gefährdet ihr Studium heute ist. Was Sie nachher daraus machen, das ist wiederum für Sie schwieriger als früher. Jeder wusste früher, die Lehrzeit geht zu Ende, das Studium geht zu Ende, du kriegst garantiert einen Arbeitsplatz. Das war gesichert, bis zur Rente. Jetzt haben Sie viel mehr Entscheidungsmöglichkeiten selbst zu treffen. Die Individualität wird gefördert und die wurde früher häufig mit Füßen getreten.

Arndt, Ernst-Albert

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001200)
 vom 12.11.2007



<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1959-64 Dozent für Zoologie 1964-69 Professor mit Lehrauftrag für Meeresbiologie 1969-93 o. Professor für Meeresbiologie
<i>Fakultät:</i>	Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1951-1968) Sektion Biologie (1968-1990) Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Zoologisches Institut; Wissenschaftsbereich Meeresbiologie
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	systematische Biologie im engeren Sinne, Ökophysiologie von Tieren, Brackwasserökologie, Hochseezooplankton

<i>Weitere Vornamen:</i>	Walter Wilhelm
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 22.09.1927 in Rostock
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Walter Arndt
<i>Mutter:</i>	Marie Arndt
<i>Kurzbiographie:</i>	
1946	Abitur, Große Stadtschule, Rostock
bis 1951	Studium der Biologie, Univ. Rostock
ab 1951	Tätigkeit am Zoologischen Institut, Univ. Rostock: 1951 wiss. Assistent, 1955 Oberassistent, 1959 Dozent, 1964 außerordentlicher Professor
1968-1993	ordentlicher Professor für Meeresbiologie am Zoologischen Institut, Univ. Rostock
Juni 1992	Universitätsprofessor C 4 (HEG)
1992-1995	Univ. Prof. im Ruhestand als Vertretungsprofessor für Allgemeine und Spezielle Zoologie und Meeresbiologie

Akademische Abschlüsse:

- Studien- ab- 1951 Dipl.-Biologe, Univ. Rostock
schluss:
Promotion: 1954 Dr. rer. nat., Univ. Rostock
Habilitation: 1959 Dr. rer. nat. habil., Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

- 1960-1968 Leiter der Abt. für Spezielle Zoologie und Meeresbiologie
1968-1990 Leiter des Fachbereiches für Meeres- und Fischereibiologie
1977-1981 Direktor der Sektion Biologie
1993-1995 Senator des Akademischen Senats der Univ. Rostock

Funktionen:

- 1968-75 Gründungspräsident der Ostseemeeresbiologen
1981-85 Präsident des Baltic Marine Biologists (BMB)

Werke (Auswahl):

- ARNDT, E.-A. (1956) Histologische und histochemische Untersuchungen über die Oogenese und bipolare Differenzierung von Süßwasserteleosteem Protoplasma XLVII, 1-37
ARNDT, E.-A. (1960) Über die Rindenvakuolen der Teleosteer-oocyten Zeitschr.f.Zellforsch. 51, 209-224
ARNDT, E.-A. (1964) Die Tiere der Ostsee Ziemssen Verlag Wittenberg-Lutherstadt, 199 S.
ARNDT, E.-A. & H. PENZLIN (1966) Josef Spek † Verh. DZG Göttingen 1965, Zool.Anz.Suppl., 610 - 612
ARNDT, E.-A., Hrsg. (1969) Zwischenn Düne und Meeresgrund URANIA-Verlag Leipzig, 376 S.
ARNDT, E.-A. (1969) Tagungsbericht über das 1. Meeresbiologische Ostseesymposium, Rostock/Hiddensee, 16.-20. Septemer 1968 Limnologica (Berlin) 7,1,3-7
ARNDT, E.-A. (1973) Ecophysiological and adaptional problems confronting animals living in brackish waters OIKOS, Suppl. 15, 239-245
ARNDT, E.-A. (1984) The ecological niche of *Cordylophora caspia* (PALLAS, 1771) Limnologica (Bert.) 15, 469-477
ARNDT, E.-A. (1987) On the macrozoobenthos in landlocked shallow brackish waters and its suitability for use as an ecological indicator In: Proc. 4th Symposium Baltic Marine Biologists, Gdansk /Poland, Oct.13-18, 1975 Sea Fisheries Institute (eds.), Gdynia/Poland, 1987, 201-212.
ARNDT, E.-A. & M. LENK (1988) Der Einfluss von Cadmium auf *Cordylophora caspia* (PALLAS)(Hydrozoa,Athecata) - Testung der Polypen auf die Eignung als Indikatororganismus für Schwermetallbelastung in Ästuarien. Wiss.Zeitschr.Univ.Rostock, 37.Jhrg. Math.-Nat. R. H.5, 41-46.
ARNDT, E.-A. (1989) Ecological, physiological and historical aspects of brackish fauna distribution. In: Reproduction, Genetics and Distribution of Marine Organ-

isms (Hauptvortrag: 23rd European Marine Biology Symposium, Swansea, Sept. 1988), John S.RYLAND & Paul A.TYLOR (eds.), Olsen&Olsen (Denmark), 327-338.

ARNDT, E.-A. (1994) Struktur und Dynamik des Makrozoobenthos in der Darß-Zingster Boddenkette im Laufe der letzten 25 Jahre unter besonderer Berücksichtigung der Makrozoobenthos-Entwicklung im Saaler Bodden von 1986-1990, Rostock. Meresbiol. Beitr. 2, 93-120.

ARNDT, E.-A. (2003) 50 Jahre Biologie an der Universität Rostock (1954-1995) - Anpassen und Überleben während und nach der 3. Hochschulreform der DDR Verb. ehem. Rostock. Stud. VERS, Dannenberg, 94 S.

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Ernst-Albert Arndt am 24. November 2006

Kersten Krüger:

Wir sind Herrn Arndt sehr dankbar, dass wir ihn für uns gewinnen konnten. Wir haben bei allen bisherigen Referenten gehört, dass ähnliche Kriegserlebnisse und Kriegstraumata in ihrem Leben eine wesentliche Rolle spielten, selbst wenn sie danach unterschiedliche persönliche wie politische Wege gegangen sind. Doch auch bei unterschiedlichen Orientierungen entstehen häufig spontan Freundschaften. Das war der Fall bei Herrn Arndt: wir sahen uns und waren befreundet, ohne dass wir viel voneinander wussten. Herr Arndt, Sie haben das Wort, bitte.

Ernst-Albert Arndt:

Ja, beginnen wir damit, dass ich es gewohnt bin, im Stehen zu erzählen; und bei Vorlesungen bin ich 50 Jahre lang immer am Katheder hin- und hergegangen. Dann kommt die Sprache überall an. Ich hatte da nie so ganz große Schwierigkeiten mit der Sprache, weil ich so laut spreche, dass, wenn ich früher ins Institut kam, man schon im dritten Stock genau wusste, jetzt ist er da.

Aber unabhängig davon möchte ich mich erst einmal herzlich bedanken bei Herrn Krüger. Er hatte schon in wenigen Worten zusammengefasst, dass eigentlich sofort Kontakt zueinander bestand, einfach deshalb, weil Herr Krüger auch einer der Professoren ist, der sehr früh nach dem Mauerfall hier in Rostock das Heft in die Hand genommen hat, was wir dringend brauchten, um ein wirklich neues Leben an der Universität, ein neues akademisches Leben besonders im Fachbereich Geschichte beginnen zu können. Aber auf gegenseitige Elogen haben wir uns ja nicht vorbereitet. Ich habe eine ganze Reihe von anderen Problemen, die ich Ihnen darlegen möchte. Also will ich versuchen, mich so kurz zu fassen, damit wir wirklich diskutieren können. Denn ich kann Sie so verstehen, zumal ja schon ganze Generationen zwischen uns liegen. Meine Enkel sind schon älter als Sie, die hier sitzen. Aber einmal unabhängig davon möchte ich gerne betonen – wobei mir Herr Krüger eben aus dem Herzen gesprochen hat –, dass verständlicherweise, wenn er Leute um die 80 Jahre einlädt, die Erinnerungen vor 1945 eine Rolle spielen. Ich gehe noch viel weiter. Ich behaupte, dass die Prägung des Kindes unwahrscheinlich wichtig ist für die ganze weitere Entwicklung im Leben, und zwar in ganz entscheidender Form.

Ich kann das an meinem Beispiel sehr gut erklären. Mein Vater war Dorfschullehrer. Ich bin zwar in Rostock geboren, also typischer Rostocker, aber 1929 ist mein Vater in eine kleine einklassige Dorfschule nach Mönchbusch bei Alt-Schwerin gegangen. Ich weiß nicht, ob Sie eine Ahnung haben, wo das liegt. Alt-Schwerin, Malchow, Waren – eine Region in der Mecklenburgischen Seenplatte.

Wunderhübsch gelegen nebenbei. Nach Mönchbusch bin ich als Zweijähriger gekommen und als Fünfeinhalbjähriger wieder weggegangen. Und diese drei Jahre oder fast vier Jahre, haben sowohl mich wie auch meine zwei Jahre ältere Schwester entscheidend geprägt. Wenn wir uns – sie ist leider inzwischen verstorben –, aber wenn wir uns sahen, und da lagen manchmal große Pausen dazwischen, wussten wir sofort, wovon wir sprachen. Wir sagten nur Mönchbusch und das war sozusagen ein Traum, den wir mitbekommen haben. Dort haben wir die Verbindung zur Natur und zu Menschen, die hart arbeiten müssen, intensiv kennen gelernt.

Mein Vater wurde dann hier in Rostock Versicherungskaufmann und verdiente so etwas mehr Geld. Als Dorfschullehrer hatte er monatlich 35 Mark und etwas Deputat vom Gutsherrn. In Rostock habe ich versucht, im Sinne von diesen Kindheitserinnerungen weiter zu machen. Und ich hatte Glück. Wir wohnten in einer Straße, wo ein großer Hinterhof, ausgedehnte Gärten, Scheunen und sogar ein alter Fuhrwerker, der zwei Pferde im Stall hatte, vorhanden war. Da habe ich eigentlich sehr schöne Möglichkeiten gehabt, mich sehr langsam in die Welt einer mittelgroßen Stadt hineinzubegeben. Und für mich persönlich war dann der wichtigste Schritt, dass ich 1937 in ein humanistisches Gymnasium kam. Mein Vater hatte darauf bestanden, abgeleitet aus seinem eigenen Erleben. Er hatte in Demmin auch an einem humanistischen Gymnasium Abitur gemacht. Hatte sogar Hebräisch lernen müssen, weil er Theologie studieren wollte. Zunächst habe ich die unbedingte Notwendigkeit gar nicht eingesehen, an die Große Stadtschule (Gymnasium) zu kommen. Der Einfluss war aber so intensiv für meine ganze weitere Entwicklung im Leben, dass ich auch heute davon nur schwärmen kann. Ich habe das in einem etwa 20 Seiten langen Artikel anlässlich des 425jährigen Bestehens der Schule dargelegt.¹

Wir wohnten in der Nähe des Kabutzenhofs und der Fischhallen unmittelbar an der Unterwarnow. Eine Menge Jungen und Mädchen spielten nachmittags Tippeltappel, Verstecken oder die verschiedensten Ballspiele. Mit acht oder neun Jahren war ich begierig auf das, was die anderen Jungs, die ein bisschen älter waren, machten. Die etwas älteren Spielkameraden veranstalteten mit einem Mal so genannte Landmärsche oder alle möglichen Gesangsaktivitäten in irgendwelchen Kellern. Da wollte ich unbedingt dabei sein. Ich habe meine Mutter und auch meinen Vater so lange beknielt, dass sie mich mit acht Jahren – mit zehn Jahren durfte man eigentlich erst – in das DJ (Deutsche Jungvolk) eintreten lassen.

Und nun zur Bedeutung der Schule. Während dieser Zeit, als ich wirklich aktiv im DJ die Landmärsche und alles mögliche andere mitmachte – 1939 nahm ich sogar an einer mehrwöchigen Reise nach Österreich in die Alpenregion Kärn-

¹ Wild, Olaf (Hrsg.): 425 Jahre Große Stadtschule Rostock. Festschrift zum Schuljubiläum 2005 [1580-2005]. Rostock 2005.

tens teil – hat die Schule, ohne dass sie das irgendwie laut gesagt hat, dafür gesorgt, dass wir uns peu à peu – Merkel würde sagen, in kleinen Schritten – vom DJ und von der ganzen Parteilinie mehr oder weniger entfernt haben. Dabei hatten wir im Gymnasium von der Qualität der Lehrer her gesehen ein enormes Glück, da eine ganze Reihe von Oberstudiendirektoren, die vor 1933 dem Zentrum angehört und aus der Sicht der Nazis ihre Fähigkeit zum Direktor oder Rektor verloren hatten, trotz ihrer großen fachlichen Kompetenz zu einfachen Studienräten mit normalen Lehrverpflichtungen degradiert wurden. Dadurch war die Qualität der Lehrer an der Großen Stadtschule – das haben wir erst im Nachhinein begriffen – sehr viel höher als im Durchschnitt.

Auf jeden Fall hat es dazu gereicht, dass ich mit 13 Jahren zum Entsetzen meiner Mutter größere Schwierigkeiten bekam. Da kam ein so genannter Blockwart von der Naziartei zu ihr in die Wohnung und erkundigte sich nach ihrem Sohn. Ihr Sohn sei politisch unzuverlässig und müsse hart an die Kandare genommen werden. Das haben wir so hingenommen, und so schlimm war es auch nicht. Meine Mutter war sowieso aus ihrer und aus meiner Sicht völlig unpolitisch. Wir haben das also vergessen. Mein Vater war zu der Zeit im Krieg am Westwall eingesetzt. Es war aber eine Entwicklung, die, um auf die Zeit um 1945 zu kommen, für die letzten vier bis fünf Jahre unter den Nazis doch zu einer ausgesprochenen Antistimmung geführt hat.

Meine Luftwaffenhelferzeit begann im Februar 1943. Nach kurzer Unterbrechung im Herbst 1944 mit Schulunterricht in Rostock brachte ich meine Arbeitsdienstzeit ab Dezember 1944 in Schwerin unter zum Teil brutal harten Bedingungen bis zu Anfang Mai 1945 hinter mich. Dann bekam ich den Auftrag, mit zwei Pferden und einem richtigen Kastenwagen in Richtung Westen zu fahren. Gekommen bin ich bis Mühlen-Eichsen, wo mich Engländer gefangen nahmen. Sie fragten nach meinem Auftrag, wobei ich wahrheitsgemäß antwortete, dass ich lediglich gen Westen fahren sollte. Als sie hinten die Klappen öffneten und die fest verschnürten Zeltplanen entfernten, kamen viele Maschinengewehre und Karabiner 98 K zum Vorschein. Meine Ahnungslosigkeit nahmen sie mir ab. Im Gegenteil versorgte mich ein Sergeant eines Abends mit Zivilklamotten und gab mir den Auftrag, mich nachts zu entfernen. Ihm erschien es wohl unmöglich, dass so ein Kind – so wirkte ich offensichtlich – in Kriegsgefangenschaft kam. Ich haute auf jeden Fall ab. Meine zwei Pferde, die natürlich hinter mir her trotteten, wurde ich schon am nächsten Morgen los. Ein älteres Ehepaar aus Ostpreußen, das schon eine lange Flucht hinter sich hatte, freute sich sehr, als ich ihnen die wirklich hübschen Fuchse übergab. Über die damalige „grüne Grenze“ zwischen der britischen und sowjetischen Besatzungszone bin ich dann nach Rostock getrampt.

Rostock war stark kriegsgezeichnet. Nicht nur, dass 1942 durch Bombardierung etwa 60 % der Altstadt vernichtet worden waren, sondern auch weil eine sehr

starke russische Besatzung in Rostock stationiert war. In den ersten eineinhalb Jahren wurden nachts immer wieder Menschen getötet. Es war eine ziemlich dramatische Situation. Aber ich fand meine Mutter und meine Schwester einigermaßen wohlbehalten vor, sogar ohne vergewaltigt worden zu sein. Im ganzen Kehr wieder, das war meine Straße, waren die Russen intensiv über die Frauen hergefallen. Die Beiden hatten es geschafft, in einer Nische in der Bodenkammer unentdeckt zu bleiben. So begann das Leben nach 1945. Ich habe mich bald mit meinen 17 Jahren, vor allem um Arbeiterlebensmittelkarten zu erhalten, um eine Stelle als Kieskutscher in Benitz bei Schwaan beworben. Als Kieskutscher musste ich mich nicht mit Pferden, sondern mit ausgesprochen leistungsfähigen und willigen Zugochsen auseinandersetzen. Aus der Kiesgrube wurden schwer beladene Loren auf Schienen zur nahe gelegenen Warnow transportiert und in Warnow-Schuten verladen.

Nach drei Monaten harter körperlicher Arbeit habe ich mich in Rostock bemüht, wieder in die Schule zu kommen. Ich habe den Direktor des Gymnasiums gefragt, ob es möglich sei, in der Abiturklasse am Unterricht teilnehmen zu können. Ich hätte zwar einen Reifevermerk für den Zugang zum Studium, aber bedingt durch die Luftwaffenhelferzeit seien doch zahlreiche Wissenslücken noch zu füllen. Er war einverstanden, und so konnte ich mit zwei weiteren Klassenkameraden, die sich eingefunden hatten, à la Feuerzangenbowle am Unterricht teilnehmen. Gleichzeitig hatte ich mich bei der Universität um einen Studienplatz für das Eröffnungssemester im September 1945 beworben und bekam im August die Zusage. Ich war ganz stolz, als ich den dunkelbraunen, wachstuchartigen Ausweis in der Hand hielt.

Die Freude dauerte nicht lange, denn die Sowjetische Militäradministration ordnete kurzfristig an, dass Rostock noch nicht reif sei, das Studium beginnen zu lassen. Frühestens im Februar 1946 würde die Universität wieder geöffnet. Gleichzeitig erhielt ich von Amtmann Jörn eine kurze Mitteilung, meine Immatrikulation müsse leider rückgängig gemacht werden, da ich kein reguläres Reifezeugnis hätte. Ohne Abitur sei es nicht möglich, mich studieren zu lassen. Inzwischen seien so viele Heimkehrer von allen möglichen Kriegsschauplätzen eingetroffen, die bevorzugt werden müssten. Das habe ich dann meinem Schuldirektor Dr. Walter Neumann mitgeteilt, der gar kein Problem sah. Er schlug vor, für uns drei Anfang Februar die Abiturprüfung durchzuführen, so dass wir ohne Zeitverlust im Februar das Studium aufnehmen könnten. So wurde es gemacht. Die umfangreiche schriftliche und mündliche Prüfung verlief für uns ausgesprochen gut mit ausgesprochen freundlichen Prüfern. An das Aufsatzthema kann ich mich noch sehr gut erinnern. Es lautete „Dulce et decorum est pro patria mori“ [Süß und schön ist es, für das Vaterland zu sterben]. Und obwohl mir Aufsätze nie so richtig lagen und ich auch nur drei Seiten zustande brachte, im Gegensatz zu unserem Klassenprimus Hansi Ditten, der auf zwölf Seiten kam, konnten wir viele Jahre

später in den Unterlagen des Stadtarchivs lesen, man hätte aus allen drei Abituraufsätzen erkennen können, wie reif der Krieg und die Kriegserlebnisse die Schüler gemacht habe.

Damit konnte ich wirklich mit 18 Jahren im Februar 1946 an der Universität Rostock anfangen. Dann ging das eigentlich laufend weiter. Es war ein Studium, das unwahrscheinlich weniger anstrengend war als das, was sie jetzt ableisten müssen. Ich will da keine schlafenden Hunde wecken. Aber auf jeden Fall habe ich das als sehr angenehm empfunden, habe das im Nachhinein auch persönlich gemerkt, wie positiv das war. Wir sind zu den Professoren gegangen – es waren ja noch gar nicht sehr viele da – und haben gebettelt, dass sie eine Vorlesung halten oder ein Praktikum durchführen. Mein Tagesablauf zu Beginn des Studiums sah dann etwa so aus: In der Regel war ich morgens um 7:00 Uhr im Bootshaus an der Warnowstraße, habe selbst gerudert und auch Frauenvierer und Frauenzweier eingerudert, bin dann um 9:00 Uhr in die Vorlesung gegangen. Die letzte Vorlesung war die Zoologie von 12:00 bis 13:00 Uhr. Das war aber die letzte fachliche Leistung. Mehr war absolut nicht herauszuholen. Dann bin ich nachmittags in der Regel zum Hockeyplatz in den Barnstorfer Wald gegangen – ich habe nachher noch viele Jahre intensiv Hockey gespielt –, habe abends noch einen Tischtennisclub geführt oder war sonst noch irgendwo. Ich erzähle das, um bei Ihnen die Vorstellung zu wecken, dass es durchaus gut tut, wenn man sehr hart arbeitet, mit Begeisterung seine Arbeit macht, auch möglichst viele freie Räume setzt. So viele wie möglich, so dass man alle Interessen, die man hat, pflegen kann. So war ich zum Beispiel im Theater als Statist, habe im Theaterchor gesungen und auch jede Haupt- und Generalprobe der Sinfoniekonzerte mit Generalmusikdirektor Gerhard Pflüger angehört. Das bildet und lässt einen in seiner ganzen Grundeinstellung zum Leben wachsen. Ich habe später Generationen von Studenten immer aufgefordert, im Sommer oder meinetwegen auch im Winter außerhalb der Pflichtveranstaltungen möglichst lange Pausen mit Nichtstun oder Aktivitäten aus Spaß auszufüllen. Und wenn Ihr das dann nicht nach 14 Tagen oder drei Wochen extrem langweilig findet und Euch wieder in Euer eigenes Fach stürzen wollt, sieht die Sache schlecht aus. Wenn Ihr nach der langen Muße wieder zu arbeiten beginnt, nehmt Ihr unwahrscheinlich viel schneller und begeisterungsfähiger die Lehren auf und lernt so spielend, geistig ausgeruht und offen für weiteres Aufnehmen von Wissen.

So war die Universität für mich relativ unproblematisch. Ich wollte auf jeden Fall Biologie studieren und durfte Biologie studieren. Dabei stand die Zoologie ganz im Vordergrund, da ich mich sehr viel mehr für Tiere als für Pflanzen interessierte. Nach fünf Jahren habe ich die Prüfung als Diplombiologe abgelegt. Während des Studiums hatten wir Rostocker Biologie-Studenten das Glück, dass 1947 ein Professor aus Heidelberg auf den Lehrstuhl für Zoologie berufen wurde, der schon mit 27 Jahren Professor in Heidelberg geworden war und dabei weltweit

anerkannte Protoplasma-Forschung betrieben hatte. Er selbst war davon überzeugt, dass er mit seinen Untersuchungen über entwicklungs- und zellphysiologische Probleme viel eher den Nobelpreis verdient hätte als Karl von Frisch mit den Beobachtungen zum Verhalten der Bienen. Er war ein hervorragender Hochschullehrer – nebenbei, ein Junggeselle –, der vor allem durch ausgezeichnete Vorlesungen, vielleicht zu damaliger Zeit den besten in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, begeistern konnte. Dieser Lehrer, der mich innerlich den ganzen akademischen Weg begleitet hat, wurde leider schon 1960 sehr krank und verstarb nach langem Klinikaufenthalt 1964.² Er war ein Frühvollendeter und war in seiner Rostocker Zeit neben seiner Tätigkeit als Institutsdirektor und als Mitglied des Rates der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät durch Erfüllung von Lehrverpflichtungen und durch die Herausgabe der internationalen Zeitschrift „Protoplasma“ voll ausgelastet, so dass er kaum noch intensive eigene Forschungstätigkeiten aufzuweisen hatte. Junge wissenshungrige Mitarbeiter konnte er also sehr gut gebrauchen und setzte sie auch ein. Mir vertraute er zum Beispiel mit 23 Jahren eine vierstündige Grundvorlesung für etwa 200 Mediziner, kleine Praktika und später das Herzstück der praktischen Ausbildung, das ganztägige Zoologische Großpraktikum, an. Er guckte dabei doch immer von Weitem nach dem Rechten und fragte viele Studenten aus, ob alles richtig lief. Für uns junge Eleven war diese frühe Verantwortung eine Herausforderung und auch große Chance. Ich kann mich noch gut erinnern, welchen inneren Schweinehund es zu überwinden galt, wenn am Montagmorgen das Großpraktikum startete und ich erst nach unendlich langer Bahnreise nachts gegen zwei oder drei Uhr von einem Hockeyspiel in Jena, Leipzig oder Chemnitz zurückgekommen war. Man musste sich ja vorher noch das ein oder andere anlesen, damit man ein bisschen mehr als die Studenten wusste.

So hat sich das entwickelt. Ich habe 1951 diplomieren, 1954 promovieren und 1959 habilitieren können. Dann kam eigentlich der programmierte Einstieg in die Hochschullehrerlaufbahn. Damals, 1959, rief mich der neu ernannte Prorektor für den wissenschaftlichen Nachwuchs, Dr. Günter Heidorn, den Sie in der vorigen Woche kennen gelernt haben, zu sich. Da ich gerade eben meine Habilitation hinter mich gebracht hätte, wollte er mir mitteilen: „Herr Arndt, damit Sie klar sehen, eine weitere Verwendung für Sie in der Universität kommt nicht in Frage. Sie müssen einsehen, dass die Universität personalpolitisch und von Ihrer Grundeinstellung her eine Lehrkraft wie Sie in keinem Fall tragen kann.“ Dem war vorausgegangen, dass etwa ein halbes Jahr vorher Günter Heidorn bei uns in der Biologie für die Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) geworben hatte. Der

² Arndt, Ernst-Albert und H. Penzlin: Josef Spek †. In: Zoologischer Anzeiger, Supplementband Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft Göttingen 1965. Leipzig 1966. S. 610 - 612.

Beitritt zu dieser Organisation war später eine *conditio sine qua non*, wenn die so genannten Kollektive sich um Auszeichnungen bemühten. Auf jeden Fall sollte wir damals alle geschlossen der DSF beitreten. Ich habe ihm dabei nur gesagt: „Herr Heidorn, ich will ganz offen sein, aber im Januar 1946 haben die Russen meine Schwester, die 18 Jahre alt war, abgeholt. Nach acht Wochen im Stadtgefängnis am Rostocker Hof mit ständigen Einzelverhören, auch nachts, war sie so gequält, dass sie selig war, als sie in das Interniertenlager nach Neubrandenburg-Fünfeichen gebracht wurde. Vorher hatte sie unterschrieben, dass sie dem Wehrwolf angehört hätte, einer Organisation, von dessen Bestehen sie vorher absolut nichts gewusst hatte. Drei Jahre wurde sie in Fünfeichen festgehalten. Davon will ich Ihnen hier nicht viel erzählen. Aber eine Mitgliedschaft kommt für mich nicht in Frage.“

Auch meine Schwester hat bis zu ihrem Lebensende kaum etwas erzählt. Aber inzwischen wissen wir, dass in diesem Lager, wo viele auch ältere Mitglieder der NSDAP und auch der SA, leider auch viele Unschuldige, untergebracht waren, jeden Morgen reihenweise Leichen in Kastenwagen aus dem Lager gefahren wurden. Wenn man etwa Kartoffelkraut als Suppe zum Essen bekommt – die Kartoffelknolle kann ja durchaus begeisterungsfähig sein, die Pflanze ist als Nachtschattengewächs giftig – ist das kein Wunder. Die jüngeren Insassen hatten größere Überlebenschancen, so dass auch meine Schwester mit dem Leben davon kam. Als meine Schwester im Mai 1949 ohne jede Verhandlung entlassen wurde, nur mit einem Propusk, dass sie nur für niedere Arbeiten eingesetzt werden dürfte und kein Wahlrecht habe, war sie in entsprechendem seelischen und körperlichen Zustand. Als sie aus dem Lager kam, war sie so voller Ödeme, dass bei Druck die Beulen stehen blieben. Nach einem Vierteljahr war sie soweit hergestellt, dass ich sie im Zug nach Westberlin begleiten konnte. Das war damals ja die einzige Möglichkeit, nach „drüben“ zu gehen. Meine Schwester war so ängstlich und extrem abwehrend gegenüber allen Geheimdiensten und Ähnlichem, dass sie es nicht wagte, in irgendein Auffanglager zu gehen und um Unterstützung zu bitten. In Lüdenscheid landete sie dann als gering bezahlte Postangestellte und hat diesen sehr spartanischen Neuanfang nie bereut.

Meine Hochschullehrerlaufbahn, die mein Chef für mich im Auge hatte und die für ihn selbstverständlich war, sollte sich dann doch erfüllen. Und dafür hat er dann etwas unternommen, was sonst nicht seine Stärke war, Zivilcourage an den Tag gelegt. Vielleicht war es auch ein bisschen seiner eigenen Bequemlichkeit geschuldet. Auf jeden Fall hat er dem Rektor einen freundlichen Brief geschrieben – als Professor aus dem Westen und als hochdekoriertes Wissenschaftler aus Heidelberg galt sein Wort. Dieser „Professor aus Heidelberg“ schrieb: „Magnifizenz, es tut mir leid, aber wenn Sie für Herrn Arndt nicht einen Antrag als Hochschullehrer stellen, lege ich alle meine Ämter nieder.“ Das war dann offensichtlich

der wichtige Anstoß, mich zum Dozenten für Zoologie zu ernennen. Erst 1964 erfolgte dann die Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Mit der Neubesetzung des Lehrstuhls Zoologie im Jahre 1960 wurde vom Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen, das in enger Abstimmung mit der SED hundertprozentig das gesamte Gefüge und die Abläufe an der Universität bestimmte, vorgeschlagen, meine Tätigkeit im Wesentlichen auf meeresbiologische Forschung zu orientieren. Da meine bisherige Forschung auf Probleme der Entwicklungsphysiologie und Histochemie bei Fischen orientiert war, damit eigentlich weit weg von meeresbiologischer Thematik, musste eine völlige Neuorientierung erfolgen. Die ersten Schritte in diese Richtung waren entsprechend mühsam. Lediglich die sehr breite zoologische Grundausbildung und die eigenen Aufgaben in der Lehre – Zoologische Praktika, Grundvorlesung, Spezielle Zoologie, Exkursionen und Geländepraktika – erleichterten den Einstieg in die neue Aufgabenstellung.

Mit einigen tüchtigen Mitstreitern gelang der Aufbau der Meeresbiologie in Rostock und wurde schließlich zu meiner eigenen Bestimmung, die mich etwa 35 Jahre in Atem gehalten hat. Das hatte später auch Auswirkungen auf die gesamte Biologie und auch auf die Universität, was man damals gar nicht so absehen konnte. Schuld daran trug die ab 1966 vorbereitete und 1968 vollendet Dritte Hochschulreform. Diese Dritte Hochschulreform ging weit über die Zweite Hochschulreform hinaus. Damals waren die Einführung des obligatorischen Grundstudiums des Marxismus-Leninismus und der obligatorischen Russischausbildung prägend gewesen. Diesmal wurde die gesamte Universitätsstruktur extrem verändert. Die traditionell als „Puffer“ gegenüber den Anordnungen des Ministeriums fungierenden Fakultäten wurden aufgelöst, Ausbildungs- und Forschungsprofile ganz wesentlich verändert und im Wesentlichen auf volkswirtschaftliche Aufgabenstellungen orientiert. Vorher bildeten wir uns ein, eine einigermaßen gestandene Universität zu sein.

Mit der Dritten Hochschulreform hatte sich aber manches in dieser Beziehung nahezu erledigt. Sie hatten angefragt, ob in der damaligen DDR die Universität als eine Einrichtung im Sozialismus oder als eine sozialistische Universität bezeichnet werden sollte. Die Dritte Hochschulreform wies den Weg zur Letztgenannten. Die Meeresbiologie konnte dabei allerdings in besonderer Weise von dieser volkswirtschaftlich ausgerichteten Entwicklung profitieren, obwohl es anfangs gar nicht so aussah. Im Herbst 1967 hatte der Rektor Günter Heidorn alle Hochschullehrer der Biologie zu einer Aussprache geladen und dabei Folgendes erklärt: „Sie haben gute Arbeit bisher geleistet, liebe Biologen, aber Sie müssen sich im nächsten halben Jahr nach einer anderen Stelle umsehen. Alle Universitäten in der Deutschen Demokratischen Republik sind aufnahmefähig. Wir können Sie alle gebrauchen, keiner soll arbeitslos werden, aber von Rostock müssen Sie sich trennen. Die Biologie in Rostock wird also auf jeden Fall verschwinden.“ Ich

war damals relativ naseweis und habe dem Rektor gleich während dieser Beratung zugerufen: „Mit Ausnahme der Meeresbiologie!“ Da guckte er mich an und fragte: „Was meinen Sie mit Meeresbiologie?“ Ich erklärte: „Meeresbiologie kann man nur in Rostock betreiben. Hier ist die wirtschaftlich bedeutende DDR-Hochseefischerei in Rostock-Marienehe mit dem Institut für Hochseefischerei, das Akademie-Institut für Meereskunde in Rostock-Warnemünde und unsere Meeresbiologie hier in Rostock. Für die Ausbildung von Meeres- und Fischereibiologen benötigen wir den Standort an der Universität Rostock.“

Der Rektor versprach, diese Angelegenheit durch den Parteisekretär der Universität prüfen zu lassen. Der wesentliche Mangel dürfte in dem zu geringen Bedarf an Wissenschaftlern dieser Spezialrichtung gewesen sein. Das wurde dann ein Vierteljahr untersucht. Inzwischen hatte ich mich hinter den einflussreichen Generaldirektor der VVB Hochseefischerei, Dettmann, geklemmt, um mit ihm und dem Direktor des Akademie-Instituts für Meereskunde, Prof. Voigt, die Dinge zu kanalisieren. Uns gelang es, einen großen Vertrag vorzubereiten, in dem unter anderem die Biologie in Rostock dazu verpflichtet werden sollte, jährlich zehn Meeres- und Fischereibiologen für die VVB Hochseefischerei, das Akademie-Institut und manche andere Bereiche an der Küste auszubilden. Am 27. Dezember 1967 unterzeichneten dann feierlich der Rektor und der Generaldirektor den Vertrag über die langfristige Zusammenarbeit und sicherten so den Verbleib der Biologie in Rostock. Damit notwendige Veränderungen im Profil der Biologie an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät waren natürlich für eine ganze Reihe von Kollegen sehr hart, zumal die Universitätsleitung verlangte, sich von ehemals im Vordergrund stehenden Forschungsaufgaben der Tier- und Pflanzenphysiologie und Biochemie zu trennen. Auf jeden Fall blieb aber so die Biologie in Rostock erhalten und Pflanzen- und Tierphysiologie und Biochemie wurden weitergeführt. Weitere Einzelheiten über die konstruktive Entwicklung der biologischen Disziplinen in den folgenden Jahren will ich Ihnen ersparen. Das habe ich in einer etwas umfangreicheren Publikation (ARNDT 2003) dargelegt.³ Einige Exemplare dieses Büchleins stelle ich ihnen hier zur Verfügung.

Das war die Entwicklung bis in die 1980er Jahre. Dann kam der völlig unerwartete Zusammenbruch der DDR, der den Weg in die Freiheit eröffnete. Es war jedenfalls keine Wende, wie es auch heute noch immer wieder behauptet wird. Der Fall der Mauer war das Ergebnis einer friedlichen Revolution, die ihren Ursprung in dem totalen Zusammenbruch des politischen und wirtschaftlichen Systems der DDR hatte. An der Universität begann der Neuanfang mit Grundsatzdiskussionen über die Idee der Universität und über ein diesbezügliches Statut.

³ Arndt, Ernst-Albert: 50 Jahre Biologie an der Universität Rostock (1954-1995) – Anpassen und Überleben während und nach der 3. Hochschulreform der DDR. Dannenberg (Verband ehemaliger Rostocker StudentenVERS) 2003.

Das war für eine Universität, die seit 1933 unter totalitären Bedingungen existiert hatte, völlig verständlich. Die vielen internen und im Rahmen des außerordentlichen Konzils auch öffentlichen Beratungen wurden durch die Notwendigkeit der engen Anpassung an das Hochschulsystem der Bundesrepublik in für viele zu eng gefasste Bahnen gezwungen. Von Seiten der Biologie darf ich sagen, dass wir mit Unterstützung hervorragender Kollegen aus den so genannten alten Bundesländern die vorhandene Substanz der Biologie nicht nur erhalten, sondern wesentlich verbessern konnten. Beeindruckt bin ich von dem Jahrzehnte angestrebten und jetzt verwirklichten Neubau der Biologie in der Südstadt, der die vielen auf die gesamte Stadt verteilten kleineren Bereiche zusammengeführt hat. Und ein wenig stolz bin ich, wenn nach wie vor ein Schwerpunkt in Rostock die Meeresbiologie darstellt. Vieles spricht dafür, dass auch in naher und fernerer Zukunft die Biologie und Ökologie der Ostsee und ihrer inneren und äußeren Küstengewässer umwelt- und wirtschaftspolitisch im Vordergrund des Interesses stehen werden. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Antje Brose, Jenny Kapischke und Jan Koritki

Kersten Krüger:

Wir eröffnen die Aussprache und bitten um Wortmeldungen.

Christian Hall:

Sie hatten Kiel angesprochen, damals ja westliches Ausland, wenn man so will. Gab es denn internationale Partnerschaften in den Westen, in ihrem Fachbereich der Meeresbiologie? Konnten Sie ins Ausland reisen?

Ernst-Albert Arndt:

Ja, auch relativ klar belegt. Wir haben 1968 von Rostock aus eine Aktivität gestartet, die dann in sehr intensiver Weise auch für die weitere Entwicklung der Meeresbiologie in Rostock wichtig wurde. Wir haben im September 1968 in Rostock und auf der Insel Hiddensee ein Symposium über die Biologie und Ökologie der Ostsee veranstaltet (ARNDT 1969), auf dem alle damaligen Ostseeanliegerstaaten Dänemark, Schweden, Finnland, Sowjetunion, Polen, DDR und die Bundesrepublik Deutschland vertreten waren.⁴ Dieses erste meeresbiologische Ostseesymposium hat dann dazu geführt, dass alle teilnehmenden Wissenschaftler

⁴ Arndt, Ernst-Albert: Tagungsbericht. In: Erstes Meeresbiologisches Ostsee-Symposium : Rostock - Kloster/Hiddensee, 16-20 September 1968. Berlin 1969, 7,1, S. 3-7.

von dem Gedanken mitgerissen wurden, dass die Ostsee nicht nur ein Meer des Friedens, wie es damals schlagwortartig hieß, sondern vor allen Dingen ein ausgesprochen umweltbelastetes System ist, wo es sich lohnt, gemeinsame Forschungsprojekte anzupacken und als Grundlage dafür einen intensiven Erfahrungs- und Faktaustausch über die biologischen Gegebenheiten durchzuführen. Diese Begeisterung hat sich so ausgewirkt, dass man beschloss, alle zwei Jahre ein solches Ostseesymposium zu organisieren.

Man gründete auf Vorschlag der finnischen Delegation, bei der der Nestor der Ostseeökologie, Prof. Segerstrale, führend in der Diskussion war, die Baltic Marine Biologists (BMB). Gleichzeitig erfolgte die Wahl eines Vorstandes, der für die kontinuierliche Weiterführung der internationalen Zusammenarbeit sorgen sollte. Für die folgenden fünf Jahre habe ich als BMB-Präsident fungiert, später noch einmal von 1981 bis 1985 dieselbe Funktion ausgeübt; inzwischen bin ich als Honorary Member in den BMB-Papern zu finden. Diese Organisation lebt bis heute, ist für die Durchführung von in zweijährigem Rhythmus stattfindenden BMB-Symposien, für die kontinuierliche Arbeit von zahlreichen Arbeitsgruppen und für die Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen verantwortlich. Inzwischen erfolgt die Gestaltung der Symposien in enger Zusammenarbeit mit den Ostsee-Ozeanografen und -Geologen. Im März 2007 wird die Baltic Sea Science Conference (BSSC) in Rostock stattfinden.

In der Gründungsphase hatten wir das Glück, dass sowohl das Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen als auch die Bezirksleitung der SED unsere Bemühungen um internationale Zusammenarbeit im Ostseeraum unterstützten, da mit der Beteiligung auch „westdeutscher“ Wissenschaftler bei den BMB ein Mosaikstein für die Anerkennung der DDR als souveräner Staat hinzu kam. Dieses Bemühen um internationale Anerkennung hat auch unsere weiteren internationalen Aktivitäten geprägt. Wir konnten dort mit meeres- und fischereibiologischer Fachkenntnis in Lehre und Forschung helfen, wo Entwicklungsländer, die vom Sozialismus „angehaucht“ oder schon praktisch sozialistisch schienen, Unterstützung benötigten. So haben wir nach Vietnam, Ägypten, Irak, Syrien, später auch Jemen und Äthiopien Wissenschaftler geschickt, die vor Ort Lehr- und Forschungsaufgaben zu erfüllen hatten. Darüber hinaus übernahmen wir auch eine Reihe von Doktoranden, von Aspiranten, die in Rostock in einem Zusatzstudium von etwa drei Jahren zur Promotion geführt werden konnten. Auf diese Weise haben wir eine Reihe von Aufgaben bewältigt, die uns auch politisch sehr positiv angekreidet wurden. Ich selbst bin ausgesprochen gerne gereist.

Aber in den letzten zehn Jahren in der DDR hatte ich große Schwierigkeiten, weil ich eine Operative Personen-Kontrolle (OPK) an den Hals bekam. Vermeintliche gute Freunde hatten die Stasi darüber informiert, dass ich Geheimnisträger sei und diese Geheimnisse an meine skandinavischen Freunde, mit denen ich zum Teil auch mit der Familie kontaktierte, verraten hätte. Damit sei der DDR großer,

schwerer Schaden zugefügt worden. Davon war natürlich kein Sterbenswort wahr, genügte aber, um mich aus der so genannten Auslandskaderreserve herauszunehmen. Da war ich hineingekommen, als ich als Hochschullehrer an der Universität Basra/Irak eingesetzt werden sollte. Ich war dann auch nach fast einjähriger Prüfungsphase in Begleitung meiner Frau von 1972 bis Januar 1974 dort tätig. Durch diese OPK war mir dadurch bis zum Mauerfall, das heißt die letzten zwölf Jahre, jede Reise ins so genannte nichtsozialistische, aber auch ins sozialistische Ausland untersagt.

Eine Ausnahme machte man dann 1988 aber doch. Ich hatte das große Glück, von den Organisatoren des Europäischen Meeresbiologischen Symposiums (EMBS), sozusagen dem größeren Bruder der BMB, zu einem Hauptvortrag ins walisische Swansea/U.K. eingeladen zu werden. Ich ging mit der Einladung zum damals amtierenden Rektor, dem 1. Prorektor Prof. S. Neumann, und erklärte ihm, einen Hauptvortrag zum EMBS erhalte man nur einmal in seinem Leben und ich bäte dringend um Reiseerlaubnis. Er sagte: „Herr Arndt, ich kenne Sie seit vielen Jahren als aktiven ‚Mitstreiter‘ besonders auch bei der Aus- und Weiterbildung von jungen Wissenschaftlern aus dem Irak, Syrien und VDR Jemen. Ich werde sehen, was sich machen lässt.“ Es vergingen zwei Monate, nachdem die Flugtickets und Reisegelder längst in Berlin für mich von England angewiesen waren. Am Abend vor dem Abreisetermin – der Flug sollte um zehn Uhr morgens von Berlin-Schönefeld starten –, bekam ich durch den wieder im Amt befindlichen Rektor die Information, dass ich reisen dürfte. Das ist das, was ich so ad hoc über internationale Aktivitäten sagen möchte.

Hilde Michael:

Mich interessieren die Umweltprobleme und die Umweltverschmutzung. Welche Probleme gab es im Ostseeraum diesbezüglich zu bewältigen und mit welchen Möglichkeiten konnte man diesbezüglich operieren?

Ernst-Albert Arndt:

Ja, es ist so, dass wir uns in dieser wissenschaftlichen Vereinigung der Ostseemeeresbiologen als Fachwissenschaftler miteinander austauschten und über Möglichkeiten der Methodenabstimmung und über gemeinsame Forschungsprojekte berieten. Über die Konzentration der verschiedenen Gifte in der Ostsee, über die Haupteinleiter und Ähnliches war von staatlicher Seite seit 1974 die Möglichkeit gegeben, zumindest einen groben Überblick zu bekommen. Durch die so genannte Helsinki-Kommission, in der auf der Basis einer Konvention die Umweltminister der Ostseeanrainer, also auch der BRD und der DDR, einmal jährlich über alle Daten berieten und gegebenenfalls auch Festlegungen trafen, wurde neben den organischen und anorganischen Giften besonders die so genannte Eutrophierung, das heißt die Überdüngung eines Systems, das auf wesentlich geringeres Nähr-

stoffpotential eingestellt ist, als Belastungsproblem herausgestellt. Aus dieser Zeit vor mehr als 30 Jahren seien einige Beispiele genannt, um die Bedeutung der Verschmutzung für dieses relativ kleine und im Wasseraustausch mit dem Welt-ozean sehr eingeschränkte Ökosystem Ostsee klar zu machen.

Die Vergiftung mit anorganischen Substanzen wie Quecksilber oder Cadmium waren damals besonders auffällig in schwedischen und finnischen Papierfabriken zutage getreten, wo die Abwässer zunächst unbehandelt in Buchten und Fjorde eingeleitet wurden und die Vernichtung allen Lebens bewirkten. Die Wissenschaftler rechneten aus, dass in diesen Lebensräumen auf Grund der Akkumulation der Gifte in den Sedimenten die Regeneration der Lebensräume bei einem sofortigen Stopp der Einleitungen 20 bis 30 Jahre in Anspruch nehmen würde. Ein Beispiel für die Vergiftung mit organischen Giften ist der ungehemmte Einsatz von DDT, das in den fünfziger Jahren in großem Umfang als Insektizid gegen Mücken und Fliegen eingesetzt wurde. In der Ostsee wird das im Wasser gelöste Gift in den Algen und Meerestieren gespeichert und von Raubtieren (Seeadler, Dorschen, Kegelrobben) am Ende der Nahrungskette angereichert. Beim Seeadler führt das u.a. zu Problemen bei der Vermehrung durch das Weichwerden der Eier. Beim Dorsch erfolgt eine Speicherung in der Leber, so dass die als Delikatesse auf dem Markt befindliche Dorschleber verboten werden musste. Nach der Ausweisung dieser Zusammenhänge durch die Wissenschaft konnten mit Hilfe der Helsinki-Konvention ganz entscheidende Verbesserungen erreicht werden.

Viel schwieriger erwies sich der Kampf gegen die Eutrophierung, der bis heute noch nicht vollständig gewonnen ist. Lange Jahre sind durch die Zunahme der Bevölkerung, der Landwirtschaft und der Industrie von allen Seiten über Flüsse und viele diffuse Einleiter Pflanzennährstoffe in die Ostsee eingetragen worden, die die ursprünglich oligotrophe Ostsee belasteten. Während die skandinavischen Länder und auch die Bundesrepublik die Einträge durch Klärwerke mit chemischen und biologischen Reinigungsstufen drastisch reduzierten, bestanden die sehr hohen Einträge aus Newa, Daugawa, Weichsel und Oder inklusive aller kleineren Einleitungen lange Jahre weiter. Erst langsam mit der zunehmenden Prosperierung der an der Südküste liegenden Länder tritt hier ein Besserung ein. Wie sehr die Belastung der Ostsee von der wirtschaftlichen Entwicklung der Ostseeanlieger abhängig ist, kann am Beispiel der ehemaligen DDR gezeigt werden. Dabei war der prozentuale Anteil am Gesamteintrag auf Grund der geografischen Gegebenheiten relativ unbedeutend, da lediglich Teile des Oderwassers, die Peene und die Warnow ins Gewicht fielen. Durch den Niedergang der Industrie nach dem Zusammenbruch der DDR, die Reduzierung der industriemäßigen Tierproduktion und den Bau von großen Kläranlagen mit chemischer und biologischer Reinigung ist heute der Anteil an der Belastung in den Küstengebieten der Ostsee verschwindend gering.

Catharina Trost:

Ich habe eine Frage bezüglich der Hochseefischerei, inwieweit konnten Sie da eigentlich darauf einwirken oder der DDR-Regierung oder hier der Bezirksleitung klar machen, dass dieser große Fischfang zur Überfischung führt?

Ernst-Albert Arndt:

Ja, angekommen die Frage, kann ich sehr schnell beantworten. Wir haben natürlich zunächst einmal ein gutes Verhältnis zur Hochseefischerei entwickeln müssen, weil wir unsere Überlebenschance in Rostock sichern wollten. So haben wir unsere wissenschaftlichen Untersuchungen auf die Hauptfanggebiete der DDR-Hochseefischerei vor Nordwestafrika konzentriert. In diesem Seegebiet des südlichen Nordatlantiks herrscht durch den nach Westen gerichteten Passatwind ein oberflächlicher Nordäquatorialstrom, der wenige Seemeilen vor der afrikanischen Küste nährstoffreiches Wasser aus den Tiefen von 200 bis 400 Meter hoch saugt. Dieses so genannte Auftriebsgebiet – upwellings – ist durch die nach oben gelangenden Nährstoffe außerordentlich produktiv und führt so zu einer Nahrungspyramide mit riesigen Schwärmen von wirtschaftlich lukrativen Fischen wie Sardinen, Sardinellen, Thun- und Pferdemakrelen und vielen anderen. Wir mussten dabei in ein für die Rostocker Meeresbiologen völlig neues Aufgabengebiet einsteigen, waren wir doch im Wesentlichen auf die Biologie und Ökologie der inneren und äußeren Küstengewässer und die Nord- und Ostsee eingestimmt.

Eine Reihe von Publikationen belegen unsere Arbeiten über das Zoo- und Phytoplankton in diesen Auftriebsgebieten, vor allem in der unmittelbaren Nähe des Schelfrandes. Unsere Ergebnisse flossen in die jährlichen Fangprognosen der VVB Hochseefischerei ein, die für den Fangflotteneinsatz gebraucht wurden. Dabei war es essentiell notwendig, dass die Ergebnisse der Ozeanografen und Biologen des Instituts für Meereskunde, die von der Universität Rostock aus ermittelten Daten und die Ergebnisse der Fischereibiologen und Hochseefischer in Rostock-Marienehe zu einem Gesamtkomplex zusammengefasst wurden. Der Universität konnten wir so pro Jahr etwa 1-1,5 Millionen Mark – heute würde man sagen, Drittmittel – einspielen.

Ihre Frage läuft aber wohl darauf hinaus, wie es mit der gesamten Situation der Meeresfischerei aussah. Die DDR-Kapazität im Atlantik – neben Nordwestafrika fischten wir noch vor Grönland, der Georges-Bank vor der USA-Küste und im südlichen Atlantik – war in Relation zur den riesigen Fangflotten der UdSSR, auch Japans und später in wachsendem Maße auch Chinas fast vergessenswert. Es wurden und werden dabei zum Teil riesige pelagische Netze mit über 80 oder 120 m Öffnungsweite eingesetzt, sehr viel nicht nutzbarer Beifang vernichtet und bei sehr gezieltem Abfischen von Nutzfisch-Schwärmen in wenigen Jahren erheblicher negativer Einfluss auf den Bestand ausgeübt. Diese Problematik ist weltweit zu beachten. Ich erinnere mich dabei an eine Diskussion mit dem Abteilungsleiter

der Abteilung Wissenschaft im Zentralkomitee der SED. Er schlug uns vor, dass wir uns unbedingt auf die riesigen Fischbestände in 800 m Tiefe vor Südwestafrika konzentrieren sollten. Vor Südwestafrika ist ebenfalls ein typisches Auftriebsgebiet an der Oberfläche ausgebildet. Die durch die Warnemünder in dieser Tiefe durchgeführten Fänge und auch Echolot-Aufzeichnungen belegten sehr umfangreiche Bestände. Nur wiesen die riesigen Schwärme einen Altersquerschnitt von 0-40 Jahren auf. Wir haben den „Kollegen“ vom ZK sehr intensive Informationen über die Tiefseebiologie vermitteln müssen, bis sie einsahen, dass man praktisch wegen der niedrigen Temperaturen nur alle 40 Jahre einmal dort lukrativ fangen kann.

Heute, also etwa 15 Jahre danach, dürften viele Fischereiexperten und Ozeanografen mit ihrem Fachwissen die Politiker auf weltweiten und regionalspezifischen Tagungen und Kongressen nicht nur im Rahmen der UNO von den gegenwärtigen Problemen der Überfischung informieren und Gegenstrategien entwickeln. Schon der Internationale Rat für Meeresforschung (ICES) in Kopenhagen, der schon 1902 gegründet wurde, hat in dieser Hinsicht wesentlich zu einer realen Einschätzung der Gegebenheiten beigetragen und tut es bis heute. Man versucht durch Aquakultur in tropischen und subtropischen Ländern und durch Aufzucht von Meeresfischbrut gewisse Ausgleiche zu schaffen, ohne schon sichtbare Erfolge verzeichnen zu können. Da selbst die Thunfischfischerei, die lange Zeit als völlig unerschöpfbar galt, ausgesprochene Durststrecken aufweist, muss dringend etwas unternommen werden. Die Gefahr besteht vor allem darin, dass manche Veränderungen im biologischen Gesamtgefüge im Meer irreversibel verlaufen könnten.

Unsere Küstengewässer sind als funktionierende Ökosysteme erstaunlich elastisch. Das durften wir unseren Genossen gar nicht so deutlich sagen, sonst hätten sie versucht, den Küstengewässer-Ökosystemen noch mehr anthropogene Belastungen aufzubürden. Hier leben nur Pflanzen und Tiere, die genetisch an Extrembedingungen wie wechselnde Temperaturen, Salzgehalte oder Sauerstoffdargebote adaptiert sind. Solche Bedingungen herrschen etwa im unmittelbaren Küstensaum. Sie können durch sehr hohe Populationswachstumsraten auf der einen Seite sehr schnell auf günstige Bedingungen reagieren, auf der anderen Seite durch Toleranzvermögen bis zu unempfindlichen Dauerstadien ungünstige Verhältnisse ertragen.

Diese hohe ökologische Kapazität, die auch für das Weltmeer gilt, sollte vom Menschen aber nicht überstrapaziert werden. Schon das gezielte Herausfangen großer Spitzenraubfische oder Massenanlandungen von typischen Schwarmfischen kann zu einer Veränderung der Gesamtstruktur führen, so dass nur noch sehr unökonomisch gefischt werden kann. Schon am Beispiel Nordsee mit der Überfischung von Kabeljau und Hering kann gezeigt werden, wie lange das im Vergleich zum Weltmeer kleine Seegebiet geschont werden muss, um wieder

normale Verhältnisse herzustellen. Dieses Thema wollen wir aber nicht mehr vertiefen. Das würde den Rahmen unserer Diskussion durchaus sprengen.

Henrik Babanov:

Meine Frage ist nicht politisch. Zu den technischen Geräten – wie sah es denn in Ihrer Zeit aus? War die DDR auch hier Boykotts ausgesetzt, etwa für Analysegeräte für Umweltgifte? Oder war Ihr Hauptarbeitsmittel das Mikroskop?

Ernst-Albert Arndt:

Das ist sehr diffizil zu beantworten. Also, wir hatten die Möglichkeit, besonders über die Akademie der Wissenschaften, im Wesentlichen mit modernen Geräten, die dem internationalen Standard entsprachen, versorgt zu werden. Ich selbst hatte in den ersten 15 Jahren meines Wissenschaftlerlebens zwar vorwiegend hochauflösende Mikroskope und histologische und histochemische Arbeitsmethoden zur Verfügung. Mit der Orientierung auf die Meeresforschung war natürlich eine Umstellung notwendig, die durch international anerkannte Probenahmetechniken (Bodengreifer, Planktonnetze) und multifaktoriell messende Sonden gekennzeichnet waren. Da die Durchführung von Forschungsprogrammen und die Publikation entsprechender Ergebnisse internationalem Standard entsprechen musste, bestand für uns auch die Möglichkeit, über das Ministerium für Wissenschaft und Technik in beschränktem Umfang Material im westlichen Ausland zu erwerben. Ohne eine solche Möglichkeit wäre die aktive Beteiligung an internationalen Programmen und Vergleichsuntersuchungen unmöglich gewesen. Hinzu kam, dass wir durch sehr gute Kontakte zu unseren Kollegen in den skandinavischen Ländern und über manchen Umweg auch zu unseren westdeutschen Kollegen relativ gut über das so genannte Weltniveau orientiert waren. Meeresforschung ist vielleicht ein besonders gutes Beispiel für internationale Zusammenarbeit, ohne die seröse Forschung kaum möglich ist.

Daniel Münzner:

Eine Sache, die ich sehr interessant fand, was ich am Wochenende gelesen habe, da habe ich die Autobiografie von Schönemann gelesen, der Mediziner, der dann nach der Dritten Hochschulreform also keine Perspektive mehr gesehen hat und dann über Jugoslawien und Österreich in die BRD geflüchtet ist. Und Ihnen ist es ja 1959 schon so ergangen. Sie haben einen Antrag auf die Dozentur sozusagen erst mal zurückgestellt, haben gesagt, naja, also eigentlich wollen wir Sie hier wissenschaftlich ein wenig behindern – so sag ich das mal salopp. Gab es da für Sie irgendwie mal den Gedanken oder die Bestrebung zu sagen, hör ich mal auf in zwei Jahren und verlasse dieses Land, ich habe auch wissenschaftliche Perspektiven, ich bin so gut, ich kann das auch mit meiner Frau schaffen?

Ernst-Albert Arndt:

Sie sprechen da einen wunden Punkt an, der meiner Frau aus der Seele gesprochen ist. Sie sagt heute noch: „Wenn Prof. Spek damals nicht beim Rektor interveniert hätte, wären wir sicher nach ‚drüben‘ gegangen.“ Das wäre 1959 durchaus noch möglich gewesen und bei einer Absage durch die Universität auch ohne Alternative. Dabei habe ich mich hier in Rostock ausgesprochen wohl gefühlt. Ich hatte hier meine Familie, meine Eltern waren noch da, auch die Familie meiner Frau wohnte im östlichen Teil. Wir hatten natürlich auch viele andere Bindungen an Freunde und Landschaft, nicht nur meine Hobby-Aktivitäten. Wenn es so gekommen wäre, hätte Herr Heidorn es durchaus geschafft, dass wir gut nach drüben gekommen wären. Ich habe dann 1966 eine Anfrage aus Kiel zur Besetzung des Ordinariats von Kiel bekommen. Dort hatte Prof. Adolf Remane jahrzehntelang führend auf den Gebieten der Zoologie und der Brackwasserökologie gewirkt. Er war in gewisser Weise mein Lehrer geworden, als ich mich in die Aufgaben der Meeresökologie einarbeitete. Zum damaligen Zeitpunkt – fünf Jahre nach dem Mauerbau ! – war es natürlich zu spät. Mit dem handgeschriebenen Brief, dem ich nicht ansehen konnte, dass er schon einmal geöffnet wurde, bin ich eine Woche „schwanger“ gegangen. Mit meiner Frau diskutierte ich, in den Papierkorb oder öffentlich machen. Ich bin dann eine Woche später zum Rektor gegangen. Magnifenz Heidorn saß hinter seinem Schreibtisch und sagte: „Herr Arndt, was sie mir sagen, das habe ich natürlich längst gelesen, aber wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ihnen das ein Disziplinarverfahren eingebracht, denn das mussten Sie unbedingt der Leitung der Universität mitteilen.“

Aber eine andere Geschichte, die Sie ansprechen, ist das Weggehen zahlreicher Menschen und auch Wissenschaftler in die Bundesrepublik. Damit war es bis 1961 sehr viel leichter, auch in höhere Stellungen einzutreten, da die entsprechende Konkurrenz bescheiden war. Die Professoren und Wissenschaftler, die nach 1961 unter zum Teil dramatischen Umständen fliehen konnten, haben sie sicher im Archiv erfasst, aber ihre Anzahl ist an einer Hand abzuzählen. So kam allmählich nach 1961 eine Situation, wo es der Partei bis 1966/67 etwa noch vor der Dritten Hochschulreform gelang, die, wie es so schön hieß, „Kadersituation“ an der Universität zugunsten von Parteikadern spürbar zu verbessern. Sehr bald war es nur noch in ganz wenigen Ausnahmefällen möglich, ohne Parteibuch eine Professur zu bekommen. Ich habe häufig von der Gnade der frühen Geburt gesprochen. Ich hatte das große Glück, dass ich schon Professor geworden war, bevor die Daumenschrauben so fest angelegt wurden. Ich habe damals einem sehr tüchtigen und leistungsfähigen Freund, der genauso politisch eingestellt war wie ich, geraten, in die Partei einzutreten, da andernfalls keine Chance für eine Hochschullehrerlaufbahn bestanden hätte. So gab es in den 70er und 80er Jahren eine Reihe von Genossen, die einigermaßen vernünftig denkende Leute waren und die man ernst nehmen konnte. Im Nachhinein muss man sich fragen, ob die SPD nach

der Wiedervereinigung nicht gut daran getan hätte, unbelastete SED-Genossen in ihre Reihen aufzunehmen. Aber das ist eine Frage, die heute nicht mehr aktuell ist. Ich will damit nur andeuten, dass die schnelle Verurteilung aller ehemaligen SED-Mitglieder, wie es lange in den alten Bundesländern üblich war, absolut nicht angebracht ist. Die Ehrenkommission der Universität Rostock hat bei dem Neuaufbau der Personalstruktur dieser Tatsache durchaus Rechnung getragen.

Damit Sie sich etwas in die Szenerie, die nun auch schon wieder nahezu 20 Jahre hinter uns liegt, hineindenken können, will ich versuchen, aus meiner ganz persönlichen Sicht die damalige Situation zu beschreiben. Es gab an der Universität – und nicht nur da – eine klare Informations- und Lenkungsstruktur, die durch die Universitätsparteileitung mit Hilfe der staatlichen Einrichtungen wie Rektor, Prorektoren, Sektionsdirektoren und anderen gesteuert wurde. Die Nichtgenossen waren von der direkten Information ausgeschlossen und erfuhren viele Dinge erst im Nachhinein. Dabei war die Durchdringung des Lehrkörpers mit Genossen in den einzelnen Fachgebieten durchaus unterschiedlich. Naturwissenschaftler und Mediziner gehörten lange zu den am wenigsten Linientreuen. Das änderte sich erst in den letzten Jahren, wo auch in diesen Disziplinen die ideologischen Daumenschrauben angelegt wurden. Wir konnten uns kaum vorstellen, wie intensiv damals auch in diesen Bereichen über die informellen Mitarbeiter (IM) der Stasi – Genossen, Nichtgenossen und auch Hochschullehrer – sehr intensive Kontrollmechanismen funktionierten. Ich selbst hatte 15 IMs um mich herum. Als ich zur Einsichtnahme in meine Stasi-Akten nach Waldeck kam, fragte mich der Mitarbeiter, der die Akten vorher intensiv bearbeitet hatte und dabei alle Namen schwärzen musste, ob ich mir das wirklich antuen wolle. Ich habe aufmerksam gelesen und mir dadurch einen Einblick in meine damalige Umgebung verschafft, die mir viele Dinge begreifbarer machten. Unentschuld bare Verleumdungen, gegen die man sich wegen des streng konspirativen Charakters der Stasi nicht wehren konnte, waren auch dabei.

Catharina Trost:

Ich wollte fragen, inwiefern wurden Sie denn vielleicht auch geschnitten von diesen, ja, Linientreuen sozusagen, oder sogar schief angesehen, jenachdem?

Erst-Albert Arndt :

Ja, auch eine interessante Frage. Die eigentlichen Freunde und Bekannten waren verständlicherweise keine Genossen. Man wurde von den Genossen auch nicht zu irgendwelchen privaten Gelegenheiten eingeladen. Aber ich will mich hier um Gottes willen nicht als Held profilieren. Man machte eine Menge Zugeständnisse, um möglichst wenig negativ aufzufallen. Ich kann mich noch gut an eine große Feier in der Aula erinnern, wo ich als fungierender Sektionsdirektor die politische Einleitung geben musste. Ich habe mir die neueste Ausgabe der Parteizeitung

NEUES DEUTSCHLAND gekauft und mir die wichtigsten Überschriften genau angesehen, einige Sätze unterstrichen und daraus die Einleitung formuliert. Direkt mir gegenüber auf der rechten Seite saß eine Vertreter der Universitätsparteilitung, der vieles notierte und hin und wieder – man sah es ihm an – überrascht war, was ich da erzählte. Er hatte offensichtlich die Zeitung von diesem Tag noch nicht gelesen. Wollte man ohne Schwierigkeiten seine Arbeit in Lehre und Forschung verrichten, ging es ohne Zugeständnisse nicht. Adaptation ist das halbe Leben, ohne Adaptation passt man in kein soziales Gefüge. Aber man musste wenigstens versuchen, sich so zu halten, dass man einigermaßen vor sich selbst und vor der Familie dastand, die Zugeständnisse also auf ein erträgliches Maß einschränkte.

Unser älterer Sohn war konfirmiert worden, hatte ein Zeugnis mit einer Zwei und sonst alles Einsen und sollte beim Übergang von der POS [Polytechnische Oberschule] in die EOS [Erweiterte Oberschule] nicht berücksichtigt werden. Das war damals ein entscheidender Schritt. Wenn man das nicht schaffte, hatte man keine Chance auf das Abitur mit allen Weiterungen. Wir haben uns verständlicherweise sehr gewehrt, dem Schulrat geschrieben und viele weitere Anstrengungen unternommen, zunächst ohne Erfolg. Erst einige Wochen nach Anlauf des neuen Schuljahres bekam er gemeinsam mit noch zwei ebenfalls sehr guten Schülern mit Konfirmation doch noch die Zulassung für die EOS. Der Hintergrund war der Einspruch des damaligen Vorsitzenden der DDR-CDU, Gerald Götting, der in Berlin offensichtlich von einem CDU-Kader aus Rostock, dessen Kind ebenfalls betroffen war, darüber informiert worden war, wie in Rostock die Konfirmation mit dem Ausschluss aus der EOS verbunden worden war. Diese Schwierigkeiten haben meine Frau dazu getrieben, den jüngeren Sohn aus dem Konfirmationsunterricht herauszunehmen und statt dessen aktiv schwimmen zu lassen. Er schwamm sehr gut, wurde in die Kinder- und Jugendsportschule (KJS) aufgenommen und hat dann später an nationalen und internationalen Wettbewerben teilgenommen. Sie sagte sich, mit der KJS wird ihm auf jeden Fall die Möglichkeit zum Abitur geboten. Ein halbes Jahr vor dem Abiturtermin wurde er allerdings von der KJS zu seiner alten POS zurückgeschickt. Vermutlich war das Elternhaus (Intelligenz, parteilos) ein negativer Faktor, da die Kinder ja für die internationalen Wettkämpfe als Auslandskader eingestuft werden mussten. Hinzu kam, dass er bei den DDR-Meisterschaften in Leipzig über 1.500 m eine Sekunde zu langsam war, um weiter gefördert werden zu können (Aussage des Trainers). In der Klasse seiner alten POS waren natürlich die Würfel längst gefallen, wer zur EOS delegiert werden sollte, so dass er trotz eines sehr guten Zeugnisses, das er von der KJS erhalten hatte, nicht berücksichtigt wurde. Ich habe mich dann beim Direktor der KJS, Herrn Setzkorn, über diese Zurücksetzung meines Sohnes trotz erfolgreicher Schwimm- und Schulleistungen beschwert. Er fragte nur, bei welcher Schule mein Sohn sei. Als ich die so genannte Reimann-Schule in der Blücherstraße nannte, ging ein Lächeln über sein Gesicht. Als wichtiger Mann in der

SED-Stadtleitung konnte er offensichtlich bei dem POS-Direktor Reimann, der ebenfalls zu diesem Gremium gehörte, eine Zusage erwirken. Er sagte mir nur, er mache das in den nächsten Tagen klar. Und tatsächlich hatten wir nach 14 Tagen die Zusage in der Hand. Ein kleines Beispiel nur für die Macht der Partei in diesem totalitären Staat.

Catharina Trost:

Ich muss noch einmal nachhaken. Es geht jetzt darum, inwiefern lässt sich denn ihr evangelischer Glaube damit verbinden. Sie sagten eben, Adaption hin oder her. Ja, aber wieweit mussten sie denn zurückstecken?

Ernst-Albert Arndt:

Man musste eigentlich gar nicht so weit zurückstecken. Ich hatte eine relativ günstige Stellung. Ich war Leiter eines Fachbereichs, Chef eines Instituts, hatte viele Leute unter mir, hatte nicht nur eine ganze Reihe von IMs, die ich ja nicht kannte, innerhalb des Instituts um mich herum, sondern auch tüchtige Mitarbeiter, darunter auch zwei Hochschullehrer, mit denen ich mich sehr gut verstand. Neben unserer aufwändigen Lehr- und Verwaltungstätigkeit haben wir sehr wichtige Forschungsaufträge bearbeitet, deren Ergebnisse dem Land Mecklenburg – damals Bezirk Rostock –, der Fischwirtschaft und den Einrichtungen des Umweltschutzes und auch der DDR gut zu Gesicht standen. Da hatte ich persönlich eine relativ unbeschadete Position, zumal ich auch mit einer ganzen Reihe von Genossen erstaunlich gut konnte. Auch mein Verhältnis zu dem langjährigen Parteisekretär der Sektion Biologie war ohne größere Probleme, zumal er fachlich in mancher Beziehung auf mich angewiesen war. Die führenden Genossen behandelten mich eigentlich viel besser als die IMs, deren Berichte ich später lesen konnte. Das ging also ganz gut. Ich hatte unter den jüngeren Genossen, die schon zur tüchtigeren Generation gehörten, auch Kollegen, die mich manchmal zu sich riefen, um mir parteiinterne Diskussionen zu übermitteln. Da konnte es dann heißen: „Mensch, ich muss Dir sagen, gestern Abend warst Du wieder dran (An jedem Montagabend um 17 Uhr war in der Regel Sitzung der Parteigruppe). Du solltest in dieser und jener Richtung etwas vorsichtiger sein.“ So bekam ich Tipps und konnte mich ein klein wenig danach richten.

Kersten Krüger:

Vielleicht als letzte Frage mit der Vorbemerkung, dass es offensichtlich einen deutlichen Unterschied zwischen den Geistes- oder Sozialwissenschaften, den Gesellschaftswissenschaften einerseits und den Naturwissenschaften andererseits gegeben hat. Meine Frage an Sie lautet, konnten Politik, insbesondere diese Politik des Sozialismus, Wissenschaft verhindern oder behindern? Ihr Bericht spricht eigentlich dagegen, denn Ihre Forschungen fanden ja auf dem höchsten

Niveau statt, und zwar in der DDR – begrenzt, bewacht, kontrolliert, aber eben doch geduldet durch die Politik.

Ernst-Albert Arndt:

Ich bin davon überzeugt, dass sie nicht ohne weiteres Geistes- und Sozialwissenschaften und damit auch die Philosophie hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistung von anderen Disziplinen abgrenzen können. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass manche Dinge im Fach Geschichte oder auch bei den Philosophen auf unterstem Niveau abgelaufen sind, leider auch an der Universität. Wir sprachen dann mit vorgehaltener Hand von „under level people“. Wir sollten aber dabei nicht übersehen, dass es in diesen Fachgebieten außerordentlich geistreiche Leute – wenn auch wenige – gab. Sie müssen sich mal Publikationen aus den letzten zehn bis 15 Jahren, auch von Philosophen aus der DDR, sehr kritisch ansehen. Es gibt da durchaus niveauvolle Arbeiten, die auch heute noch diskutiert werden.

Bei den Naturwissenschaften lagen die Dinge im Prinzip etwas anders, wenn auch in diesen Bereichen versucht wurde, marxistisch-leninistische Gedankengänge einzubringen. Die Naturwissenschaften und alle angewandten Disziplinen wurden für viele Genossen besonders wichtig, als es galt, die katastrophale ökonomische Situation der DDR in irgendeiner Weise zu verbessern. Die Dritte Hochschulreform 1968 hatte deshalb neben der zunächst im Vordergrund stehenden Sicherung der Allmachtstellung der Partei auch in Universitäten und Hochschulen die Einbindung des Forschungspotenzials in die ökonomischen Prozesse der DDR zu erzwingen. Durch unsere Forschung auf den Gebieten der Meeres- und Fischereibiologie und in zunehmendem Maße auch in Richtung des Küstengewässerschutzes waren wir in dieser Hinsicht optimale Partner für unsere Praxispartner der Hochseefischerei und der Wasserwirtschaftsdirektion Küste. Damit eröffneten sich auch Möglichkeiten bei der Beschaffung moderner Geräte aus dem, wie es so schön hieß, kapitalistischen Ausland und in Ausnahmefällen zur Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen in westlichen Publikationsorganen.

Kersten Krüger:

Aber das war in den Geisteswissenschaften völlig anders. Denn die wurden ja gerade in den Dienst genommen, um die Bevölkerung zu disziplinieren; und in der Geschichtswissenschaft war es ebenso.

Ernst-Albert Arndt:

Das war doch dumm, natürlich zur Verdummung.

Kersten Krüger:

Das sagen Sie als Naturwissenschaftler!

Christian Hall:

Eine letzte Frage noch, zum Ende, zum Zusammenbruch. Sie haben das dann auch mitbekommen, die Umgestaltung im Hochschulsystem, die strategische Positionierung. Wie haben Sie dieses Ehrenverfahren und diese Dinge, die hier an der Universität seit 1990 stattgefunden haben, empfunden? Ist das Ihrer Meinung nach berechtigt gewesen, oder?

Ernst-Albert Arndt:

Zuerst darf ich sagen, unwahrscheinlich positiv. Der enorme Aufwand an Fragebögen, Zusammenstellungen und anderen Dingen hat sich ausgezahlt. Ich hatte das Glück, in dem einen oder anderen Bereich aktiv tätig zu sein. Es gab ja, wie Sie wissen, mehrere Schritte zur Neugestaltung der Universitäten in der ehemaligen DDR. Ehrenkommission, Überleitungskommission und letztendlich Übernahmekommissionen führten zu einer neuen Personalstruktur, die zunächst sehr bescheiden, aber im Wesentlichen von besonders politisch Belasteten befreit war. Hinsichtlich der personellen und strukturellen Struktur hatten wir vom Wissenschaftsrat westdeutsche Kolleginnen und Kollegen benannt bekommen, die uns bei der Adaptation an Verhältnisse in der Bundesrepublik behilflich sein sollten. In der Biologie waren es wirklich international anerkannte Professoren, die uns positive und sehr konstruktive Unterstützung boten. Leider war eine in der vorbereitenden Phase angedachte Universitätsreform, die auch in den Beratungen des außerordentlichen Konzils eine wichtige Rolle gespielt hatte, nicht möglich. Hier blieb uns nur die totale Übernahme des in der BRD herrschenden Hochschulsystems übrig.

Kersten Krüger:

Wir schließen die Sitzung mit Dank an unsren Referenten, an alle Diskutanten und Teilnehmenden.

Landwirtschaftliche Fakultät und Forschungsinstitut Groß Lüsewitz

Von Ronny Kietzmann und Lars Tschirschwitz

Im Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Rostock wird die Landwirtschaftliche Fakultät erstmals im Wintersemester 1942/43 genannt. Ihre Gründung kann auf den Juli 1942 datiert werden. Unsichere Kriegsjahre folgten, bis die Fakultät im Sommersemester 1946, nach ihrer Wiedereröffnung, den Studienbetrieb mit 17 Studenten aufnahm. Erste Lehrfächer waren Betriebslehre, Bodenkunde, Kulturtechnik, Obst- und Gemüsebau, Waldwirtschaft, Saatzucht, Landmaschinenkunde und Pflanzenbau. Die Zahl der Institute stieg von anfänglich drei auf zehn im Jahre 1951. Nach der Schließung der Agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Greifswald war die Rostocker seit Beginn der fünfziger Jahre die einzige universitäre Ausbildungsstätte dieser Art im Norden der DDR. Eine zweijährige praktische Lehrzeit mit dem Abschluss einer Gehilfenprüfung war Voraussetzung für das dreijährige Studium. Ab 1952/53 war diese jedoch in die Studienzzeit integriert, die im Zuge der Zweiten Hochschulreform auf fünf Jahre heraufgesetzt wurde.

Aus dem zur Fakultät gehörenden Bereich Landmaschinenlehre ging Ende der sechziger Jahre die den technischen Disziplinen zugeordnete Sektion Landtechnik hervor. Die wissenschaftlichen Leistungen der Fakultät schritten in den fünfziger und sechziger Jahren rasch voran, woran die herausragenden Persönlichkeiten dieser Ausbildungs- und Forschungsstätte wie Kurt Nehring, Asmus Petersen und Ernst Reinmuth maßgeblich beteiligt waren.

Ein weiteres Institut der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock entstand in Groß Lüsewitz, das zwar nicht direkt zur Universität gehörte, aber in enger Verbindung zu ihr stand. Das Gut Lüsewitz hatte sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Privatbesitz befunden und zuletzt der Industriellenfamilie Thyssen gehört. Zunächst als Aufnahme- und Heilstätte für Kriegsflüchtlinge genutzt, gründete man am 6.11.1948 auf dem Gelände, das nach der Bodenreform 1945 nicht geteilt worden war, ein zentrales Institut der Deutschen Saatzuchtgesellschaft unter der Leitung von Prof. Dr. Rudolf Schick. 1951 folgte die Berufung Prof. Schicks auf den Lehrstuhl für Züchtungsbiologie und Pflanzenzüchtung der Universität Rostock. Das Institut für Pflanzenzüchtung unterstand ab 1952 bis zum Ende der DDR der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (DAL). Seitdem existierte hier auch eine Fachhochschule für landwirtschaftlich-technische Assistenten, und im Institut wurden ebenfalls Lehrlinge ausgebildet.

Bis in die sechziger Jahre entstanden neben einer Wetterstation und einer Lysimeterstation auch die „Zentralstelle für Sortenwesen Nossen“ und ein Ingenieurbüro für die Lagerung von Obst und Gemüse. Mit der Gründung eines „Lehr-

und Versuchsgutes“, das dem Institut ab 1964 als Experimentier- und Demonstrationsbasis dienen sollte, wurde die landwirtschaftliche Abteilung des Instituts ein eigenständiger Betrieb. Im Jahr 1969 wurden dann die Pflanzen- und Tierproduktion getrennt und die Flächen zwischenbetrieblich genutzt, bis sie 1986 zu einer juristisch selbstständigen LPG gehörten. Seit 1990 werden die Flächen wieder vom Gut Groß Lüsewitz bewirtschaftet.

Ähnlich wie bei anderen Produktionsstätten der SBZ wurden Wohnraum und Freizeitmöglichkeiten für die Beschäftigten geschaffen, was nicht zuletzt auf das Drängen des Direktors Prof. Schick zurückzuführen ist. Damit veränderte sich das Bild der Gemeinde.

Das Forschungsspektrum des Instituts erweiterte sich mit der Zeit um Einrichtungen zur Phytopathologie und Pflanzenschutz, zur Züchtungsforschung, für Naturwissenschaftliche Grundlagen wie Chemie, Physiologie, Stoffproduktion, Qualitätsforschung, aber auch für Prüfungswesen und Produktionsforschung.

Ernteauffälle, bedingt durch Defizite in neuer Erntetechnik und Lagerung führten bis Mitte der sechziger Jahre zu tausenden Beschwerdebriefen aus der Bevölkerung. Prof. Schick, der das Institut bis dahin eher unpolitisch geleitet hatte, wurde – sicher auch im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Dritten Hochschulreform – durch Prof. Gerhard Ulrich abgelöst, dem zusätzlich ein hauptamtlicher Parteisekretär zur Seite stand. Anschließend kam es zu weiteren „Säuberungen“ im Institut, das bis dahin durchaus als Rückzugsraum für parteilose Mitarbeiter gegolten hatte. Mit der weiteren Auslagerung einiger Bereiche sowie der Intensivierung der Kontakte zu sowjetischen Kollegen wuchs das Ansehen des Instituts in der SED, so dass es noch 1989 das Ehrenbanner des ZK der SED für die positive Entwicklung erhielt.

Nach dem Ende der DDR wurden Teile des Betriebs durch die „Nording Kartoffelzucht- und Vermehrungs GmbH“ privatisiert. Im Jahre 1992 richtete die „Bundesanstalt für Züchtungsforschung an Kulturpflanzen“ drei neue Institute ein und übernahm einige wenige Mitarbeiter aus dem alten Institut.

Literaturhinweis:

Horst Pätzold und Gerhard Meinl: Die Forschungsinstitute Dummerstorf und Groß Lüsewitz 1945 bis 1991, Rostock, 1998

Meinl, Gerhard

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001727)
 vom 12.11.2007



<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1952-54 Lehrbeauftragter für Allgemeine Botanik und Pflanzenphysiologie
<i>Fakultät:</i>	Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1951-1968)
<i>Institut:</i>	Botanisches Institut
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Pflanzenphysiologie, Züchtungsforschung

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 26.06.1925 in Prag
<i>Konfession:</i>	ohne
<i>Vater:</i>	Martin Meinl, Buchhalter
<i>Mutter:</i>	Agnes Meinl, geb. Braun, Fremdsprachenkorrespondentin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1943	Abitur, Reichenberg
1943-47	Soldat und Gefangenschaft
1947-51	Biologiestudium, Univ. Rostock
1952-54	Assistent am Botanischen Institut und Lehrbeauftragter, Univ. Rostock
1954	Verhaftung durch die Staatssicherheit der DDR
1955	Verurteilt zu 6 Jahren Zuchthaus nach Art.6 der Verfassung und KD 38
1958	Einstellung im Institut Groß-Lüsewitz der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, wiss. Mitarbeiter später Leiter der Abt. Physiologie und des Bereiches Naturwissenschaftliche Grundlagen
1960-72	mit der Leitung der Fachschule für Landwirtschaftstechnische Assistenten beauftragt, dort Dozent für Botanik

- 1972 wegen politischer Unzuverlässigkeit Versetzung in die Außensteile
des Instituts für Züchtungsforschung Quedlinburg in Bad Doberan
- 1990 Ernennung zum Professor der Akademie der Landwirtschaftswissen-
schaften, Emeritierung

Akademische Abschlüsse:

- Studien- ab- 1951 Dipl.-Biologe, Univ. Rostock
schluss:
Promotion: 1952 Dr. rer. nat., Univ. Rostock
Habilitation: 1966 Dr. rer. nat. habil. (Pflanzenphysiologie und Züchtungsfor-
schung), Univ. Rostock
-

wissenschaftliche Mitgliedschaften:

- Deutsche Botanische Gesellschaft
Biologische Gesellschaft der DDR

Ehrungen:

Bundesverdienstkreuz 1. Klasse

Werke (Auswahl):

Etwa 110 Publikationen über Wachstumsregulatoren, Züchtungsforschung bei Kar-
toffel, Futterpflanzen, Gemüse, Lagerung von landwirtschaftlichen Produkten, Pho-
tosyntheseforschung.

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Gerhard Meinl am 10. November 2006

Kersten Krüger:

Wir eröffnen eine weitere Zeitzeugensitzung, heute mit Herrn Prof. Dr. Gerhard Meinl, der im weiteren Sinne zu den Agrarwissenschaften gehört. Sie haben das Wort.

Gerhard Meinl:

Ich darf mich erst einmal herzlich bedanken für die Möglichkeit, einiges aus meinem Leben an der Universität Rostock zu berichten, und möchte Ihnen sagen, dass mich Herr Pätzold,¹ mein alter Freund und Studienkollege, angerufen hat dieser Tage, ganz begeistert, sagte, das war ein phantastischer Nachmittag mit den Studenten und er wünschte mir nur, dass es bei mir ähnlich sein möge. Nun muss ich dazu sagen, er war ja ein Hochschullehrer bis zum Schluss. Ich selbst habe leider nur sieben Jahre an der Universität Rostock verbringen können, dann hat die Stasi dem Ganzen ein Ende bereitet und wir sind, zehn Mann, verurteilt worden und im Knast gelandet.

Nachher haben sich meine ehemaligen Lehrer bemüht, mich irgendwo unterzubringen und das gelang in Groß Lüsewitz für mich, in dem Institut damals für Kartoffelforschung, heute für Züchtungsforschung allgemein, und das habe ich auch zu verdanken dem späteren Rektor der Universität, Prof. Schick,² der damals bereit war, als einer der wenigen parteilosen Direktoren eines Akademieinstituts sich solcher Leute anzunehmen wie uns und entsprechend unterzubringen. Ich gehöre also nicht ganz zu diesem erlesenen Kreis, der hier eingeladen ist zu referieren, habe aber die Universität erlebt, sehr aktiv erlebt in den Jahren von 1947 bis 1954.

Ich selbst bin, und das muss ich auch betonen, in Prag geboren, bin da aufgewachsen und habe also etwas in Kindheit und Jugend von demokratischen Begriffen mitbekommen und von der politischen Auseinandersetzung der verschiedenen Parteien und Nationalitäten. Und wer Prag in der damaligen Zeit kannte, weiß, dass es ein hoch interessantes Gemisch war von Tschechen, Deutschen und Juden. Und in dieser Atmosphäre aufzuwachsen ist wirklich ein Privileg, denn man

¹ Prof. Dr. Horst Pätzold, siehe: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000824

² Prof. Dr. Rudolf Schick, Rektor 1959-1965. Angela Hartwig und Tilmann Schmidt (Hrsg.): *Die Rektoren der Universität Rostock*. Rostock 2000, S. 70. Siehe auch: *Festschrift anlässlich des 100. Geburtstages von Prof. Dr. Rudolf Schick: 1905-1969*. Rostock (Agrar- und Umweltwissenschaftliche Fakultät) 2005.

erfährt so viel anderes und erlebt den Menschen auch aus einer ganz anderen Sicht, so dass es mir natürlich heute leicht fällt, mich in die heutige demokratische Ordnung einzufinden und in ihr mitzuwirken. Es ist ja auch gar nicht bekannt, dass in Prag seit der Verselbstständigung der Tschechoslowakischen Republik 1918/1919 immer zwischen 40.000 bis 50.000 Deutsche gewohnt haben, als Deutsche, dass die Universität, die Karls-Universität, eine deutsche Universität war, von der Gründung an, eigentlich die erste deutsche Universität neben Heidelberg, dass die Technische Universität eine deutsche war, dass wir drei Gymnasien hatten, dass wir mehrere Volksschulen hatten, dass wir so genannte Bürgerschulen, also heute die normalen 10-Klassenschulen hatten und dass diese Institutionen natürlich gespeist wurden von den jungen Leuten aus dem so genannten Sudetenland, die dann da in Prag studierten. Ich hatte das besondere Privileg in einer Grundschule zu sein, die als Übungsschule deklariert war. Sie war der Lehrerbildungsanstalt angeschlossen, und bei uns mussten die Studenten dann ihre Praktika und ihre Prüfungen absolvieren, und die Professoren unterrichteten sowohl bei uns als auch bei den Studenten, die Lehrer wurden. Das war eine ziemlich harte Ausbildung, und da habe ich erlebt, dass man, wenn man auch zu Hause nur Deutsch sprach, doch erzogen wurde die deutsche Sprache zu lernen. Das ist sicher auch hier in Deutschland so, aber wir wurden gezwungen, wirklich sehr eindeutig unsere Muttersprache zu erlernen, zu üben und auch entsprechend anzunehmen. So viel also zum Werdegang.

Natürlich wurde ich dann auch Soldat, ich bin Jahrgang 1925, also schon jenseits der 81 Jahre und habe den Krieg zwei Jahre erlebt. Das Andenken habe ich mitbekommen an dem zerschossenen linken Arm; ich war in sowjetischer Gefangenschaft, hatte dann das Riesenglück, sonst hätte ich die natürlich nicht überlebt, dass wir zu den Rumänen abgeschoben wurden. Die Rumänen hatten damals eine Division, die auf sowjetischer Seite „kämpfte“, die hatten aber keine Lust dazu. In einem Lager in Siebenbürgen habe ich dann zufällig durch andere Umstände Gelegenheit gehabt, sowohl die Naziliteratur, die da vorhanden war – dank eines damals kassierten Lazarettzuges, der dort interniert wurde, mit einer entsprechenden Frontbibliothek, wie das so hieß –, und die kommunistische Literatur zu lesen, die später aus Österreich vom Globus-Verlag in die Lager gebracht wurde. Man hatte nichts zu tun, man lag auf seinem Strohsack und wartete auf das Essen, da konnte ich mich also mit diesen beiden Ideologien wirklich auseinandersetzen, und da liegt auch der Ursprung meiner Einstellung zur Situation in der DDR.

Im Jahr 1947 kam ich zurück, meine Eltern waren unterdessen nach Vorpommern ausgesiedelt. Ich fand sie dann glücklicherweise und habe mich in Rostock an der Universität beworben. Das lief relativ einfach, denn die Bewerberzahlen waren ja gering. 1946 hatte die Universität wohl gerade 400 Studenten. Als ich 1947 anfang, verdoppelte sich die Zahl, und es war so, dass man sich gegenseitig

fast quer durch alle Fakultäten kannte. Ich wurde damals eingeladen zu einem Gespräch von dem damaligen Zoologen, Prof. Spek, über ihn wird Herr Arndt³ sicher ausführlicher sprechen, denn er war Assistent bei ihm. Wir waren Studienkollegen.

Im Laufe der Gespräche stellte sich heraus, dass er aus Siebenbürgen stammte, und zwar unmittelbar aus der Gegend, wo ich als verwundeter Gefangener gelegen hatte. Und damit war also eine ganz klare Beziehung geschlossen worden, ich wurde zugelassen, und zum Wintersemester 1947/48 war dann die Immatrikulation in der Aula. Die war natürlich nicht so schön wie heute, aber auch feierlich. Der damalige Rektor der Universität, Prof. Rienecker,⁴ ein Chemiker, der später dann auch Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften zu Berlin wurde, eröffnete das Studienjahr und mir ist immer noch sein Kernspruch der Ansprache im Gedächtnis: „Wenn Sie an die Universität kommen, dann müssten Sie nach den Sternen streben, auch wenn Sie wissen, dass Sie sie nie erreichen werden.“ Wir waren damals etwas überrascht, dass er diesen Vergleich zog und sagte dann auch: „Es wird für Sie nicht einfach werden in dieser Zeit, wo man Sorgen hat, etwas in den Magen zu bekommen und dann noch zu studieren nach einer Zeit, die uns alle mehr oder minder aus den Gleisen geworfen hatte.“

Ich begann dann mit dem Biologiestudium, wir waren etwa 20 Studenten, das war noch relativ viel in so einer kleinen Gruppe, die Hälfte davon Mädchen, und eines der charmantesten hat uns dann Herr Pätzold weggeheiratet. Das war meine Kollegin, wir waren zusammen Assistenten, damals beim Chef, Prof. Hermann Ritter von Guttenberg, einem Österreicher, der aber seit 1925 schon in Rostock Direktor des Botanischen Instituts war, ein unglaublich gebildeter und netter Mann. Er war damals auch schon Anfang bis Mitte 70, er hatte den Krieg zu Hause überstanden wie viele unserer Lehrer. Das war ein Vorzug, es waren lauter ältere Herren, wie wir damals sagten – die waren zwar jünger als ich jetzt –, die mit einer unglaublichen Begeisterung und einer unglaublichen Hingabe trotz der schlechten Situation für uns gesorgt haben, uns angeleitet haben und uns ein Wissen vermittelt haben, das nicht nur auf der fachlichen Ebene gelegen war, sondern eben auch die Allgemeinbildung ergänzte. Selbst wenn die Studenten nur Flakhelfer gewesen waren – nicht unbedingt im Fronteinsatz, wie die meisten der Anderen –, so hatten sie doch von der Schule nicht so übermäßig viel mitbekommen. Übrigens war die politische Beeinflussung in der Nazizeit nicht annähernd so groß wie später in der DDR. Bei uns in Böhmen war sie sowieso relativ schwach.

³ Prof. Dr. Ernst-Albert Arndt, Catalogus Professorum Rostochiensium: http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001200

⁴ Prof. Dr. Günther Rienecker, Rektor 1946-1948. Angela Hartwig und Tilmann Schmidt (Hrsg.): Die Rektoren der Universität Rostock. Rostock 2000, S. 70.

Diese engen Kontakte zu den Lehrern waren damals möglich, weil es relativ wenige Studenten gab. Jeder Professor, gleich welcher Fachrichtung, kannte seine Leute, und zwar ziemlich genau, und stand ihnen wirklich auch regelmäßig für Gespräche zur Verfügung. Bei den Biologen war das einfach, denn wir hatten ja sehr viele Praktika, gar nicht so viele Vorlesungen, und da kam der Chef eben rein und unterhielt sich mit den Einzelnen und stellte fest, wessen Kind sie waren, wo sie eben ihre Lücken hatten und was sie machen mussten. Diese Atmosphäre damals war, und das haben wir nach und nach festgestellt, ganz einmalig, und ich sage das nicht nur aus heutiger Sicht, sondern viel früher ist mir klar geworden, dass der entscheidende Abschnitt in meinem Leben und eigentlich der produktivste und netteste, trotz aller Notsituationen, der des Studiums war. Die Lehrer haben es auch verstanden, durch eine Motivation, die nicht aufgesetzt war, uns zu begeistern, und wir selbst kamen natürlich ausgehungert aus dieser völlig irrsinnigen Situation des Krieges und der Gefangenschaft und ähnlicher Situationen an die Universität und wollten ganz bewusst versuchen unsere Lücken zu schließen, die wir ja nun mitgebracht hatten.

Im Grunde genommen war es, und das mag etwas eigenartig klingen, ziemlich gleichgültig, welches Studium man wählte, Hauptsache man konnte etwas lernen. Meine Absicht war schon von der Schulzeit her, Arzt zu werden, aber mit dem zerschossenen Arm, mit dem ich jahrelang zu tun hatte, weil immer wieder Splitter herauskamen und Lähmungen eintraten, habe ich gesagt, das hat keinen Zweck, du wirst eben Biologie studieren und hatte eigentlich vor, mehr in die zoologische Richtung zu gehen. Dann bot sich aber gerade durch meinen Botaniklehrer an, mehr in die botanische Richtung zu gehen, und ich habe das auch nie bereut.

Wie lief das Studium ab? Es war sicher konservativer als heute, es war sehr stark angelehnt an die Zeit vor dem Nationalsozialismus. Es gab systematische Vorlesungen, Praktika und Aussprachen mit den jeweiligen Hochschullehrern. Hinzu kam auch der Kampf um die studentische Selbstverwaltung.

Es gab damals, gleich von 1946 an, den Studentenrat und den Fakultätsrat. Die studentischen Vertreter in diesen Institutionen wurden von den Studenten gewählt. Die Wahlen verliefen damals ziemlich stürmisch, denn schon 1947, als ich es erlebte, waren verschiedene politische Parteien gegründet worden, die SED natürlich an der Spitze, dann die LDP, die Liberaldemokratische Partei, die eine sehr starke Fraktion an der Universität darstellte, speziell durch die Juristen. Die Studenten der Juristen waren meist älter, also noch älter als ich; ich fing ja damals mit etwa 22 Jahren an zu studieren, die jüngsten waren dann so 18 oder 19 Jahre, die unmittelbar von der Schule kamen oder aus den Flakstellungen. Der Studentenrat setzte sich demnach aus den Kandidaten der einzelnen Parteien zusammen. Wie gesagt, die LDP hatte eine sehr starke Fraktion, die SED versuchte natürlich ihre Positionen – möglichst die einflussreichsten – zu besetzen. Der Studentenrat

hatte auch sehr weit führende Aufgaben, nämlich sich um die Mensa zu kümmern, um Verpflegung und Unterkunft sowie weitere soziale Belange der Studenten, was aber damals kaum möglich war. Da musste sich jeder selber umsehen.

Es gab lebhaftere öffentliche Sitzungen des Studentenrates, an denen ich oft teilnahm. Es flogen die Fetzen. Es gab sehr heftige Diskussionen, besonders mit den Kommunisten – oder die, die damals glaubten Kommunisten zu sein –, den Liberalen, den wenigen CDU-Leuten und später dann noch mit den Vertretern der NDP, der National-Demokratischen-Partei-Deutschlands, die auch gar nicht so schwach vertreten waren. Man muss Folgendes berücksichtigen: Die SED warb ganz massiv unter den jungen Leuten um Mitglieder. Und wer keine große Neigung dazu hatte, der rettete sich in die anderen, die bürgerlichen Parteien. Das war damals noch möglich, später – das habe ich ja selbst erlebt – aber kaum noch, denn da hatte die LDP die Auflage, ein Mitglied nur aufzunehmen mit Einverständnis der SED. Ich weiß das von einem Kollegen, der sich, als der Druck immer stärker wurde, hier in Rostock bei der LDP beworben hatte. Und da sagte man ihm, ja lassen sie mal ihre Akten da, wir müssen erst mal verhandeln, ob wir sie überhaupt aufnehmen dürfen, damit die Mitgliederzahl der bürgerlichen Parteien nicht größer wird als die der SED. Das war zunächst noch nicht so, und ich saß dann über mehrere Jahre, zwei bis drei Jahre, als Vertreter im Fakultätsrat, in der so genannten Phil.-Nat.-Fakultät, die Philosophisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, weil es damals noch keine Naturwissenschaftliche Fakultät gab. Erst am 28.07.1951 wurde eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät gegründet.

Die Tätigkeit dieser Fakultätsräte beschränkte sich im Wesentlichen auf eine beratende Mitwirkung bei der Zulassungskommission, bei den Studentenkommisionen und bei der Organisation verschiedener Arbeitseinsätze, die sich aber nur auf die Universität beschränkten, nicht wie später, als man die Landwirtschaft retten musste. Diese Tätigkeiten waren sicher ganz nützlich und vernünftig, denn die Universität besaß zwei Güter, eins in Bandelstorf, da musste also öfter Einsatz gemacht werden. Das lohnte sich aber insofern, als man im Herbst als eine Art Lohn immer ein, zwei oder drei Kommissbrote bekam und eine Flasche Öl. Das war unersetzlich, und für viele von uns war das ein Beitrag für unser mageres Stipendium, wenn man überhaupt eins bekam, denn man verscheuerte diese Dinge auf dem schwarzen Markt. Das brachte Geld, so ein Kommissbrot etwa 20 Mark – und das war schon die Monatsmiete – und für eine Flasche Öl bekam man 60 bis 80, manchmal noch mehr Mark, und damit konnte man sich wieder einen Monat über Wasser halten.

Das Aussehen der Studenten unterschied sich von dem, was wir heute sehen, denn wir hatten meist alte Uniformen an, zum Teil umgefärbt, manche bessere, aber niemals Offiziersuniformen. Selbst wenn einer Offizier gewesen sein sollte, hat er natürlich diese Uniform nicht angezogen, es waren also normale Landseruniformen, die man trug. Mit Hemden stand es schon schlechter, man hatte zwar

Unterhemden, aber da die Uniform ja oben schloss, fiel ein fehlendes Hemd nicht auf. Schwierig war das mit den Schuhen. Schuhwerk war kaum zu bekommen, manchmal auf Bezugschein, manchmal durch andere Dinge.

Meine Eltern wohnten auf dem Lande, und in den Semesterferien arbeitete ich bei den Neusiedlern, wie das hieß, also Landwirten oder Pseudolandwirten, die acht bis zehn Hektar zugeteilt bekamen und als Bauern bewirtschaften sollten. Die meisten waren überhaupt keine Bauern, sondern Handwerker, Angestellte oder sonst etwas, meistens Umsiedler. Einige wenige hatten als Landarbeiter auf den Gütern gearbeitet, die waren etwas versierter. Hier konnte ich in den Semesterferien immer noch etwas Weizen, Brot und vor allen Dingen Kartoffeln verdienen. Das war natürlich besonders wertvoll, denn alles war rationiert. Der Höhepunkt war es, Zuckerrüben zu bekommen und Sirup daraus zu kochen. Sirup war auch ein sehr gefragter Artikel, denn Brotaufstrich fehlte zu der Zeit immer. Die Mensaverpflegung war entsprechend dürftig. Wenn ich heute Ihre Mensa sehe, dann kann ich nur jubeln. Und wenn ich in der Zeitung lese, dass Ihre Mensa als die beste im ganzen Bund eingestuft wurde, dann ist das wirklich phänomenal.

Verständlicherweise hatten die armen Köchinnen, die damals in der Mensa arbeiteten, auch kaum etwas und versuchten eben das Beste daraus zu machen. Es war wirklich ein Schlangenfraß, aber es war wenigstens etwas Warmes. Die Mensa war damals hier in der Schwaanschen Straße, gleich neben der Durchfahrt hinter dem Theologischen Institut, dieses Gebäude mit dem schönen Eingang. Im ersten Stock befand sich der frühere Pauksaal der Verbindungen, also ein größerer Raum, der vor der Nazizeit noch für die Fechtübungen der Korporierten Verwendung fand und dann als Mensa und Schwoflokal eingerichtet war. Das war sehr wichtig. Ich denke noch mit Freuden und großer Begeisterung an die Schwofe in diesem Raum. Wir hatten eine Kapelle, die aus einem Vorort von Rostock stammte und aus einer Kneiperin und ihren drei Söhnen bestand. Die waren schon etwas älter und hatten noch zwei dazu geholt und strippten dann so über Land. Die engagierten wir immer, und die damalige Musik, das war ja Jazz, Mainstream, Swing, Boogie-Woogie. Da war wirklich etwas los. Der Saal zitterte und das ganze Haus schwankte, weil so getobt wurde. Der Rektor hat öfter große Bedenken gehabt, dass wir zum Einsturz dieses Hauses beitragen würden, als er hörte, dass dort alles in Schwingungen geriet.

Das gehörte zum Studium. Alkohol war äußerst knapp, das Bier, na ja, es gab so was wie Bier, aber das Hauptgetränk war Alkolat, etwas Ähnliches wie die Cola heute, aber was drin war, weiß kein Mensch, auch die Chemiker haben es nicht herausbekommen. Da wir im chemischen Praktikum, das wir als Biologen auch machen mussten, vergällten Alkohol für die Durchführung bestimmter Analysen bekamen, haben unsere Kommilitonen aus der Chemie hinter dem Abzug eine Destille aufgebaut. Hinter einer Wand stand die Destille. Die lief dann Tag und Nacht, um diesen Alkohol etwas sauber zu bekommen. So hatten wir

auch bei den Festen etwas Alkohol. Allerdings war er nie ganz sauber, folgerichtig hinterließ er nicht selten furchtbare Spuren. Interessanterweise haben die Lehrer das gedeckt. Es gab einmal eine Explosion, die Feuerwehr musste kommen und löschen. Prof. Rienecker hat das alles untergebügelt, es gab also keine Schwierigkeiten. Ich meine, bei den Russen hätte man sicher eher Verständnis gefunden, aber die deutschen Stellen waren da sehr sehr kritisch.

So gab es ein durchaus munteres Studentenleben, daneben auch Feste in den jeweiligen Fachschaften, zum Beispiel im Botanischen Institut, im Zoologischen Institut und anderen. Diese Feste waren berühmt. Wir feierten ausgiebig, kostümiert, ausgestattet mit allem Drum und Dran, und die Chefs waren mitten drin. Auch bei den Medizinerinnen fanden die großen Feten in Sälen in Rostock statt, wo die Professoren auch aktiv eingespannt waren und mitmachten. Natürlich gab es nach einigen dieser Feste – es gab ja immer Programme – Schwierigkeiten mit der „Staatsmacht“, denn es kam fast immer zu unerwünschten Äußerungen und Darstellungen. Aber daran hatte man sich gewöhnt.

Nun mögen Sie fragen, warum der Studentenrat plötzlich verschwunden war. Die SED merkte, dass sie nicht in der Lage war, diesen Studentenrat entsprechend ihren Interessen zu führen. So beschloss man, dass die damals gegründete FDJ, Freie Deutsche Jugend, beauftragt wurde, die Rolle des Studentenrates zu übernehmen, erst schleichend und dann ganz radikal. Das war etwa 1949. In fast allen Fachschaften fanden sich Kommilitonen zusammen, die nicht dieser Meinung waren, die keine Kommunisten waren, die dieses System ablehnten. Man hatte ein Gespür dafür, wer diese Meinung teilte, und so haben wir uns gesagt, gut, wir gehen auch in die FDJ und werden da entsprechende Funktionen übernehmen.

Schon in der Gefangenschaft hatte ich Gelegenheit, Lenin zu lesen. Das „Kapital“ von Marx war für mich unverständlich, da hatte ich gleich kapituliert, aber Lenin war verständlich. Lenin zeigte in seinen Arbeiten, wie man an die Macht kommt. Er war ja der Taktiker und Stratege des Kommunismus. Ohne ihn wäre wahrscheinlich eine solche Ausbreitung der Kommunistischen Parteien in der Welt nicht möglich gewesen. Er hat Taktik und Strategie entwickelt und sehr deutlich gemacht, wie man zum Beispiel über Massenorganisationen eine Unterwanderung eines Systems erzielt, ohne dass man die unmittelbar führenden Kreise direkt angreift und auf diese Weise zu einer Veränderung des Systems kommt. Genau nach diesem Schema sind wir vorgegangen, sehr vorsichtig, und haben diese oder jene nicht immer exponierte Stellung besetzt. Leider kam es dann zu einem Fehler, dass ein CDU-Mann, Roland Bude,⁵ als Vorsitzender der FDJ-Hochschulgruppe gewählt wurde. Drei Tage später war er verhaftet und wurde zu

⁵ Namen und Schicksale der von 1945 bis 1962 in der SBZ/DDR verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten. Hrsg. vom Verband Ehemaliger Rostocker Studenten e.V. 2. Auflage. Rostock, 1994, S. 146.

zweimal 25 Jahren Lager verknackt, mit ihm eine Reihe anderer Studenten, anschließend lief die ganze Verhaftungswelle weiter.

Wenn Sie im Hauptgebäude der Universität Rostock sich einmal im Foyer umsehen, rechter Hand hängt die Gedenktafel für Arno Esch.⁶ Er war Jurastudent, Mitglied des Zentralvorstandes der LDP in Berlin, ein genialer Bursche – wir haben ihn alle bewundert. Er wurde in der Ljubljanka erschossen. Auch ein zweiter Student – er war später schon Assistent am Sportinstitut – wurde ebenfalls hingerichtet. Etwa 75 Studenten und Assistenten der Universität wurden bis Ende der 1950er-Jahre verhaftet, der große Teil durch die Sowjets verurteilt, wobei Tatsache ist, dass die Festnahme grundsätzlich durch deutsche Organe erfolgte. Es war nicht so, dass die Sowjets die Leute kassierten, sondern die Festnahmen geschahen grundsätzlich durch die K 5 und später durch die Stasi; K 5 war die politische Abteilung der Volkspolizei.

Man hatte damals eine ganze Reihe von Funktionen in der FDJ besetzt, etwa bis Mitte 1950, dann hatte sich die SED 1951 völlig durchgesetzt und diese Leute dann auch entfernt oder verhaften lassen – der noch größere Teil ist glücklicherweise „abgehauen“. Man hat natürlich sehr aufgepasst. Wenn man merkte, irgendwo knisterte es, dann kam eine Warnung und ab ging es nach Westberlin. So ist ein sehr großer Teil, weniger von meinen unmittelbaren Kommilitonen, aber von den Medizinern, von den Juristen, von den Geisteswissenschaftlern nach Westberlin gegangen und ist der Verhaftung entgangen.

In der Zeit 1949/1950 begann dann der politische Druck stärker zu werden, und die so genannten Gesellschaftswissenschaften wurden eingeführt. Das hieß, jeder Student musste den Gewi-Unterricht über sich ergehen lassen, wobei er zu meiner Zeit noch relativ harmlos war. Das war Prof. Herz⁷ zu verdanken. Bei ihm musste man auch eine Prüfung machen, um überhaupt zu einer Diplomarbeit zugelassen zu werden. Wenn man die nicht bestand, hatte man die Chance einer Wiederholung, und wenn das nicht klappte, flog man raus. Prof. Herz war ein äußerst kulanter Mann, der eigentlich alle überleben ließ. Er wusste genau, dass die meisten sowieso kein Interesse und wenig Ahnung hatten. Das passierte mir nicht, ich war im Bilde, ich hatte mich immer für diese Ideologie interessiert. Denn ich bin nach wie vor der Meinung, wenn man gegen etwas ist, muss man auch wissen, warum. Die Begründung dafür ist wichtig. Und deshalb habe ich mich auch während meiner Studienzeit und später mit den Thesen der Kommunisten beschäftigt.

⁶ Arno Esch 1928-1951. Siehe: Friedrich-Franz Wiese ; Hartwig Bernitt: Arno Esch. Eine Dokumentation. Dannenberg/Elbe 1994. Horst Köpke; Friedrich-Franz Wiese: Mein Vaterland ist die Freiheit. Das Schicksal des Studenten Arno Esch. 2. Auflage Rostock 1997.

⁷ Vgl. Heinz Herz: Morgenland – Abendland. Fragmente zu einer Kritik abendländischer Geschichtsbetrachtung. Leipzig 1963.

Später kam das Grundstudium dazu. Diese Gewi-Ausbildung blieb mir erspart. Nach und nach kamen speziell ausgebildete Gesellschaftswissenschaftler, die in allen Fakultäten ihre Vorlesungen hielten. Ich hatte Gelegenheit, bei einem Lehrgang in Berlin, als ich schon bei der Akademie war, diese Studenten kennen zu lernen. Sie waren alle schon ausgebildete Naturwissenschaftler, Mediziner, Mathematiker und aus anderen Fachrichtungen der naturwissenschaftlichen Branche, die ein zusätzliches Marxismus-Leninismus-Studium absolvierten, um dann als Dozenten für diesen Gewi-Unterricht eingesetzt zu werden. Das waren zum Teil wirklich sehr intelligente Leute, ein nicht geringer Teil dieser Studenten waren Kinder von Flugzeug- und Raketenexperten, die in die Sowjetunion verschleppt waren und dort gearbeitet hatten. Sie waren dort aufgewachsen, hatten perfekt Russisch gelernt, aber auch deutschen Unterricht gehabt. Sie haben dann hier studiert und sollten in die oben genannten Funktionen eintreten. Interessanterweise haben die alteingesessenen Gewi-Leute – die „Halbgewalkten“, wie wir sagten – gegen diese Absolventen intrigiert und wollten sie nicht haben. Ich kannte in Rostock nur einen aus diesem Kreis, der vorangekommen ist. So war meine Studienzeit weniger durch diese unangenehmen Unterrichtsdinge belastet.

Für die Studenten gab es natürlich einen ziemlichen Zeitverlust, weil ja diesem Studium ein besonderes Gewicht beigemessen wurde und die Abschlussnote jeweils von der Note abhing, die man in Gewi bekam. Zum Beispiel konnten sie bei der Promotion alle Einsen haben, aber wenn sie in Gewi eine Zwei hatten, dann konnten sie nur mit „magna cum laude“, nicht „summa cum laude“ abschließen. Das war wohl die größte Perversität, die ich während meines Studiums erlebt habe. Diese Indoktrination hat – wie man gesehen hat – wenig erreicht. Die Ablehnung gegenüber der Gewi-Ausbildung wurde innerhalb der Studentenschaft immer größer. Nach der Wende hatte ich Gelegenheit – dank auch der Unterstützung von Frau Hartwig, das möchte ich ausdrücklich betonen –, fünf Jahre die Akten der Universität zu studieren. Daraus hat Herr Wockenfuß⁸ diese zwei Bücher geschrieben, einmal entnommen den Universitätsakten und einmal „Im Visier der Stasi“. Weitere fünf Jahre hatte ich Gelegenheit, bei der Gauck-Behörde jene Akten, die über die Universität Rostock vorhanden waren, zu lesen und Herrn Wockenfuß – ein Historiker und Germanist – zur Verfügung zu stellen. Er gehörte zu jenen, die damals „abhauen“ konnten: er war zum Schluss Studiendirektor eines Elite-Gymnasiums in Hessen, nebenbei noch ein hervorragender Lateiner, was mich immer erstaunte, denn ich war ein miserabler Lateiner.

Die Studienpläne aller Fakultäten orientierten sich damals an denen der Vergangenheit. Das war klar. Die Lehrer kamen alle aus dieser Zeit, sie waren damals

⁸ Karl Wockenfuß: Streng vertraulich. Die Berichte über die politische Lage und Stimmung an der Universität Rostock 1955 bis 1989. 2. Auflage. Dannenberg 2002. Ders.: Die Universität Rostock im Visier der Stasi : Einblicke in Akten und Schicksale. 2. Auflage. Dannenberg 2004.

schon Hochschullehrer gewesen. Für sie war, das muss ich ausdrücklich betonen, die Lehre das Entscheidende an einer Universität und dann erst die Forschung. Leider ist man heute oftmals anderer Meinung. Wenn man jetzt diesen „Eliteuniversitätszirkus“ erlebt, dann zählt eben nur noch die Forschung und die Lehre ist „wurscht“; ich glaube, das ist ein immenser Verlust, den wir hier erleiden, denn gerade die Lehre, gerade die Erziehung – ich sage das ganz bewusst – an der Universität ist das Entscheidende, das uns oder das Ihnen als jungen Studenten geboten wird. Denken Sie immer daran, dass man Forschung immer noch betreiben kann, das ist nicht das entscheidende Problem, wenn die materielle Basis gegeben ist, die zu unserer Zeit ja kaum vorhanden war.

Wenn ich heute meine Diplom-Arbeit lese, sage ich mein Gott, heute würde man damit wahrscheinlich gerade eine Belegarbeit liefern können. Aber es gab ja so gut wie nichts an Chemikalien und an sonstigen Materialien. Es war unerhört schwierig und jeder versuchte einzutauschen, zu handeln und, na ja manchmal auch auf unlauteren Wegen, sich Material zu besorgen, um überhaupt dieses oder jenes Experiment durchführen zu können. Was außerdem fehlte, waren die modernen Geräte. Wenn man das heute sieht, dann schüttele ich nur den Kopf und würde damit auch nicht mehr zu Recht kommen. Ein Mikroskop war das Nonplus-ultra für einen Biologen, und was an chemischen Apparaturen zur Verfügung stand, war eben jammervoll, ebenso an Chemikalien.

Ein Glücksfall war, dass es hier in der Langen Straße, wo sich heute die „Storchenbar“ befindet, eine Drogerie gab. Nach dem Krieg war das eine einzige Ruinenlandschaft, und in einer dieser Ruinen, dort an dieser Ecke, war eine Drogerie. Der Besitzer war ein alter Rostocker Drogist, der ein großes Chemikalienlager gerettet hatte. Zu ihm kam man mit einem Kommissbrot unter dem Arm oder einem Stück Butter und tauschte sich die Chemikalien ein. Nie werde ich vergessen, wie ich damals in dem Ruinenkeller herumsuchte und diese oder jene Chemikalie eintauschte. Gleich gegenüber, wo heute das Kino in der Breiten Straße ist, da war der Schwarzmarkt. Da setzten wir dann unsere Lebensmittel um und kamen zu etwas Geld. Die wichtigste Währung war allerdings die Zigarette.

In dieser Zeit gab es unter anderem auch Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten. Da haben sich einige der Herren bereit erklärt, einmal für das gesamte Studentenvolk aus ihrem Fachgebiet Vorlesungen zu halten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie Prof. Rienecker, der Chemiker, damals über Atomforschung sprach, ein Gebiet, das uns völlig neu war. Man wusste zwar, was ein Atom und was ein Molekül ist, aber mit der Atombombe in Japan begann ein völlig neues Zeitalter, und so erfuhren wir dann auch einige Dinge über die damalige Atomforschung. Ferner sprach ein Kunsthistoriker, ein Schweizer, ein älterer Herr, der in einem wunderbaren „Schwyzer Dütsch“ (Schweizer Deutsch) die Malerei der verschiedenen Epochen an Hand von Farbdias, die er gerettet hatte, der Kriegsgeneration demonstrierte. In dem alten Hörsaal 8 hier im Hauptgebäude

standen die Massen der Hörer, weil Sitzplätze knapp waren. Er erläuterte uns geduldig und verständlich, die wir ja diesen Dingen recht fremd gegenüber standen. Ich hatte Gelegenheit, schon als junger Mensch in Prag verschiedene Museen zu besuchen, allerdings haben mich meine Eltern mehr oder minder dazu gezwungen. Als Studenten interessierten uns damals natürlich andere Dinge, aber die meisten Teilnehmer waren doch relativ uninformiert über dieses Thema, das er uns wirklich in einer phantastischen Weise vorgeführt hat. Ich werde diese Vorlesung nie vergessen, er hieß so ähnlich wie Hodler,⁹ der berühmte Schweizer Maler, außerdem war er ein ganz starker Raucher. So war es geradezu obligatorisch, dass irgendeine Fachrichtung nach seiner Vorlesung ein entsprechendes Tabak- oder Zigarettenpaket auf das Pult legte, wofür er sich immer sehr höflich bedankte. Jedenfalls bekam er seinen Obolus, stürzte dann aus der Tür und qualmte mal richtig durch. Diese Vorlesung war wirklich sehr nett und informativ. Er hielt sie mit dem Wissen, dass wir im Grunde alle Dummerchen auf dem Gebiet waren.

Solche Vorlesungen gab es auch aus anderen Fachrichtungen, die unter anderem dazu führten, dass man sich untereinander kennen lernte. Wir sind auch in die Vorlesungen der anderen Fakultäten gegangen. Ich war öfter bei den Juristen, habe da zwar nicht immer alles verstanden, habe aber die Diskussionen erlebt, in denen unser hingerichteter Studienkollege, Arno Esch, als profiliertester Diskussionsredner auftrat und in einer großartigen Art und Weise die Kommunisten auseinander nahm. Er wurde ja zum Schluss sogar Mitglied des Zentralvorstandes der LDP in Berlin. Die hatten begriffen, dass das einer der fähigsten Leute war, genauso wie die Sowjets erkannten, dass er einer der profiliertesten jungen Leute ist, die man beseitigen muss, die gefährlich werden können.

Wir waren natürlich auch bei den Medizinern, haben uns dort Vorlesungen angehört, Physiologische Chemie und Allgemeine Physiologie mussten wir sowieso hören, dort lernte man andere Kommilitonen kennen. Besonders interessant fanden wir die Psychiatrie in Gehlsheim. Da gab es dann folgendes nettes Erlebnis: Bei den Medizinstudenten war ein hervorragender Boogie-Woogie-Pianist. In dem Hörsaal stand auch immer ein Klavier, und sobald wir im Hörsaal ankamen, wurde dieser Student zum Klavier geschickt, und dann hämmerte er los. So gab es erst mal eine Boogie-Woogie-Viertelstunde. Nur das eine Mal kam der Chef früher rein, Prof. Heygster,¹⁰ hörte sich das an, der Pianist merkte das ja nicht. Dann rief der Chef seinen Pedell. Das war der Diensthabende oder Gehilfe, der ihm sonst die Patienten zuführte, und sagte also, Herr Dings, ich habe doch

⁹ Ferdinand Hodler (* 14. März 1853 in Bern; † 19. Mai 1918 in Genf).

¹⁰ Hans Heygster (1905-1961) 1949-1953 Direktor der Universitätsnervenklinik Rostock (kommissarisch ab 1945).

http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001804

ausdrücklich angeordnet, die Patienten kommen erst in den Hörsaal, wenn ich hier bin. Der arme Pianist brach in sich zusammen, aber für Prof. Heygster war die Sache erledigt. Mir sind diese Dinge in Erinnerung geblieben, weil ich es erfrischend fand, wie diese Herren auch auf solche Dinge reagierten, um Ordnung zu schaffen, ohne Theater zu machen.

Das war also eines der großen Erlebnisse, und später gab es ein weiteres Erlebnis hier, als Herr Dr. Seemann¹¹ die Vorlesung bei den Medizinerinnen hielt über sein Gewi-Zeug, da hatte einer wohl ein Kaninchen mitgebracht und ließ das da während der Vorlesung laufen; das hüpfte da über die Bänke bis vorne hin. Dieser „Riesenskandal“ führte so weit, dass in die nächste Vorlesung Karl Mewis,¹² der damalige Chef der Bezirksleitung der SED – ein ganz brutaler Bolschewik – in diese Vorlesung kam und die Studenten anständig zusammengestaucht hat. Glücklicherweise – glaube ich – hat er sich insgeheim auch amüsiert, dass dieser Intellektuelle, dieser Professor, anständig einen rüber bekommen hat von seinen Studenten, so dass er da nicht sehr viel daraus gemacht hat.

Viel schlechter ging es dann den Greifswalder Studenten, die in dem Zeitpunkt der Umstrukturierung der Medizinischen Fakultät zur Militärakademie in Greifswald 1955 eine Protestversammlung gemacht hatten, über die dann die Stasi Herrn Mewis sofort verständigte. Er kam angerauscht, und in diesem Tumult gab es dann Zusammenstöße und Schwierigkeiten. Jedenfalls sind zehn der so genannten Rädelsführer bei uns in Bützow gelandet. Wir waren ja schon ein Jahr vorher verhaftet worden hier und trafen uns dann in Bützow, so dass beide Universitäten gleichermaßen vertreten waren.

Wenn ich nun zusammenfassen darf – Sie werden sicher noch Fragen zu manchen Dingen haben – so muss ich dazu sagen, dass das Jahr 1949 der erste Schritt war, der zu einer Indoktrination der gesamten Unterrichtsbasis geführt hat. Der zweite kam dann 1952 durch die Zweite Hochschulreform, die mich schon weniger berührt hatte. Den Aufstand 1953 habe ich selbst direkt nicht erlebt, denn wir waren im Thüringer Wald auf Exkursion. Das war ein Glück, denn sonst wären wir sicher involviert gewesen und wahrscheinlich auch schon damals „abgegangen“.

Die späteren Ereignisse habe ich dann in der Akademie erlebt, mehr oder minder direkt oder indirekt, jedenfalls konnte ich dann feststellen, und das wurde mir dann nach meiner Haftentlassung auch gesagt, wir werden Sie ständig im Auge behalten, sie haben keine Chance abzuhauen. Dazu muss ich sagen, wir hatten damals schon drei kleine Kinder, und das wäre wohl auch zu riskant gewe-

¹¹ Von 1964 bis 1986 Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus, Catalogus Professorum Rostochiensium: http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001327

¹² Vgl. Karl Mewis: Im Auftrag der Partei. Erlebnisse im Kampf gegen die faschistische Diktatur. 2. Auflage. Berlin 1972.

sen, jedenfalls durfte ich mich wirklich bis zum letzten Tag der Republik der Beobachtung der Stasi glücklich schätzen und mein Aktenberg umfasst einen guten Dreiviertelmeter, der in Waldeck vorhanden ist.

Wenn ich dann zur Universität noch direkt etwas sagen darf, es war damals – wie schon am Anfang erwähnt – ein mehr familiäres Verhältnis, es war ein kleiner Kreis, und die Rektoren, bis zu Prof. Schick, waren eigentlich fast alle, bis auf eine Ausnahme, der nur ganz kurz amtierte, parteilos. Sie waren Fachleute, die das Rektorat vertraten und sehr demokratisch handelten. Professor Schick war ja auch mein Institutsdirektor in Lüsewitz und ihm habe ich auch zu verdanken, dass ich trotz meiner Vergangenheit dann auch 1966 bei den Biologen habilitieren konnte, allerdings mit dem Hinweis, dass ich nach wie vor nicht an die Universität durfte, da mein Einfluss bei den Studenten eben nicht als „positiv“ galt. Ich denke mit großer Freude an dieses Studium zurück und ich denke mit sehr großer Hochachtung auch an meine Lehrer.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Ronny Kietzmann und Lars Tschirschwitz

Daniel Kötzing:

Warum wurden Sie verhaftet? Sie sprachen von den Kindern der Wissenschaftler, die in der Sowjetunion aufgewachsen sind. Warum hatte man nun versucht, ihnen die Posten als Dozenten vorzuenthalten?

Gerhard Meinl:

Zur ersten Frage. Wir waren alle schon Assistenten, ich war Oberassistent am Botanischen Institut, also schon aus der Studentenepoche raus, aber wir waren die Leute, die damals nach der Ablösung des Studentenrates in der FDJ diese mehr oder minder Unterwanderung betrieben haben und versucht haben, gegen dieses System durch Besetzen einer bestimmten Position die Entwicklung im sozialistischen Sinne zu verhindern. Wir haben uns gesagt, und das hat Lenin auch sehr deutlich formuliert: „Wo einer sitzt, kann kein zweiter sitzen,“ und wenn da einer sitzt, der sich als Demokrat fühlt, kann kein Kommunist da sitzen. Das war eigentlich das Entscheidende und weil wir natürlich auch, ich habe damals schon Vorlesungen in größerem Umfang gehalten, immer wieder Dinge eingeflochten, die nicht regelkonform zu dem damaligen System waren, so dass ich schon mehrfach aufgefallen war. Bei den anderen war das ganz ähnlich. Zum Dritten hatten wir eben auch immer noch Verbindungen mit unseren geflohenen Studienkollegen, zwar sehr vorsichtig, sehr sporadische, aber all das genügte, dass man uns als Staatsfeinde kassierte. Einige von uns waren in Greifswald, in Potsdam und in Wittenberge beheimatet. Es waren drei Kolleginnen von mir dabei, leider sind zwei von ihnen schon verstorben. Der Staatsanwalt, der uns damals anklagte, war Herr Saß. Er war, wie er sich selbst rühmte, Hofgänger auf einem Gut gewesen. Herr Saß war sehr überrascht, als ich nach meiner Entlassung plötzlich bei ihm auftauchte. Er wäre fast vom Stuhl gefallen. Das ist ihm wohl noch nie passiert, dass ein ehemaliger politischer Häftling bei ihm auftauchte und sagte: „So, ich möchte meinen Stempel haben in meinem Sozialversicherungsbuch.“ Gott sei Dank hab ich das gemacht. Dadurch zählen die Jahre bei meiner Rente mit. „Ich möchte doch mal mit ihnen darüber reden,“ begann ich. Da stotterte er nur und sagte: „Ja wissen Sie, heutzutage hätten wir das natürlich anders gemacht.“ Ja, das war die Zeit unmittelbar nach Stalin, wo noch alles in voller Blüte war mit den Prozessen. Der 17. Juni war gerade vorbei, und kurz darauf 1956 kam der Aufstand in Ungarn und so weiter. Er war völlig konsterniert.

Uns wurde vorgeworfen: Illegale Tätigkeit, Hetze gegen die Sowjetunion, was wir immer peinlich vermieden haben, weil wir auch gar keinen Grund dafür sahen, denn gegen die Sowjetunion zu sein, bringt im Grunde nichts ein. Den

Krieg hatten ja wir angefangen, und dass sich die Sowjets dann in weiten Gegenden Deutschlands furchtbar benommen haben, ist eine zweite Geschichte. Weiter hieß es in der Anklage: Boykotthetze und Verstoß gegen die Kontrollratsdirektive 38 und Artikel 6 der Verfassung. Die Kontrollratsdirektive 38, die von allen vier Siegermächten formuliert wurde, besagt aber ausschließlich, dass nazistische Bestrebungen bestraft werden müssen, in Ost und West. Dabei hat man uns niemals – und das hat mich gewundert, es war auch nicht möglich – nazistische Bestrebungen nachgewiesen oder uns deshalb angeklagt. Es war also der Widerstand gegen dieses System, aktiv ausgeübt durch verbale Handlungen und durch eine Unterwanderung der staatlichen Organe, denn die FDJ galt als ein staatliches Organ.

Zur zweiten Frage: es war nicht so, dass man diesen jungen Leuten deswegen den Zugang zu einer Dozentur versagte, weil sie in der Sowjetunion zur Schule gegangen oder ihre Väter oder ihre Eltern da tätig waren. Die Mehrzahl waren normale DDR-Bürger von Anfang an. Man hat das gemacht, weil man wusste, dass die Leute einfach besser sind. Ich habe das aus nächster Nähe auf dem Lehrgang erleben können. Sie waren wirklich intelligente Leute: Mathematiker, Physiker, Chemiker, Biologen. Schon ausgebildet bis zum Diplom und haben dann noch einmal diese philosophische Richtung belegt. Sie waren eben eine gefährliche Konkurrenz und, das sollte man auch nicht übersehen, sie hatten auch eigene Meinungen innerhalb dieses Unterrichtsprogramms. Das schien doch vielen gefährlich und unangenehm, denn man saß auf seinen Stellen, die im Verhältnis relativ gut honoriert waren und man war sicher. Das war der eigentliche Grund. Sie waren einfach zu intelligent. Dasselbe, was wir heute in der Politik erleben, wer zu intelligent ist, wird oftmals auch abgeschoben.

Heiko Marski:

Mich würde interessieren, Sie haben jetzt gesagt, dass Studenten mehrfach vor Gerichte geholt wurden und dass denen der Prozess gemacht wurde und Sie haben selber gesagt, dass das mit einer Begründung geschah, die es rechtlich überhaupt nicht gab, also dass man sich pauschal auf diesen Artikel 38 berief. Gab es einmal den Versuch von Juristen oder seitens der Professoren, sich in das Verfahren einzumischen und zum Beispiel ein Rechtsgutachten zu schreiben?

Gerhard Meinl:

Das wäre Selbstmord gewesen für diejenigen. Ich weiß genau, dass sich mein Chef einmal bemüht hat, wenigstens eine gewisse Hafterleichterung für mich zu erzielen, dass ich ein Fachbuch erhalten sollte. Das wurde natürlich gleich abgeschmettert. Der Greifswalder Rektor hat sich für seine beiden Delinquenten sehr bemüht, etwas zu erzielen, hat letztlich natürlich nichts erreicht. Das musste er mit Vorsicht machen, mit äußerster Vorsicht, sonst wäre er erledigt gewesen. Es war

auch für die Anwälte ein ganz schwieriges Problem. Wir hatten ja Anwälte, wir waren ja angeblich ein Rechtsstaat. Die Anwälte haben bis an die Grenze des Möglichen versucht, einiges herauszuholen. Mein Anwalt, der auch schon seit langem verstorben ist – ihn hatte meine Frau damals besorgt –, der sagte mir gleich, dass er mich einen Tag vor der Verhandlung überhaupt erst sehen und sprechen dürfe. Die Anklageschrift hat er gar nicht bekommen. Die hat er dort während des Prozesses eingesehen. Wir kannten sie auch nicht. Der Anwalt sagte mir gleich: „Sechs bis acht Jahre werden Sie bekommen.“ Das stimmte auch, sechs Jahre habe ich gekriegt, vier musste ich abbrummen. Aber nur deswegen verkürzt, weil der ASTA – der Allgemeine Studentenausschuss – aus dem Westen bei Wilhelm Pieck, dem Präsidenten, vorstellig geworden war und auf diese Weise bei einer ganzen Anzahl von ehemaligen Studenten oder Intellektuellen eine Haftherabsetzung erzielte. Das war ein großes Verdienst des ASTA.

Stephan Terrey:

Wie sah die staatliche Behandlung ihrer Person und ihrer Familie nach der Entlassung aus? Gab es irgendwelche Besonderheiten oder wurden Sie noch mehr kontrolliert und beobachtet?

Gerhard Meinl:

Ja. Die Beobachtung lief kontinuierlich weiter vom ersten Tag der Entlassung bis zum letzten Tag der Republik. Ich habe diese ganzen Berichte der Stasi gelesen. Ich hatte etwa 20 IMs, die über mich berichteten, immer nacheinander. Wenn Sie so einen Stapel Akten über sich haben, können Sie tagelang lesen. Es war zum Teil katastrophaler Unsinn, völliger Blödsinn. Einige IMs haben sich gewunden, die wollten nicht so recht, aber waren eben verpflichtet. Einige waren aber ganz massiv, und das war ein Offizier im besonderen Einsatz, der im Institut in Lüsewitz war: ein promovierter Landwirt, der von der Stasi eingekauft wurde und der praktisch Hauptmann in Zivil war. Der hat mir ein ganz vernichtendes Ding geschrieben. Unter vier Augen sagte mein Führungs-IM, ein Kollege, mit dem ich jahrelang zusammen gearbeitet habe, ein Physiker: „Wissen Sie, Sie haben Glück, dass Sie schon gegessen haben, sonst hätten Sie wieder Ärger.“ Ich wusste nicht, warum. Jetzt erst habe ich es erkennen können, aufgrund seiner Beurteilung, in der er ganz klar schrieb: „Er ist ein Staatsfeind.“ Die Beobachtungen liefen bis Ende 1989 weiter.

Zur nächsten Frage: Interessanterweise, und das war vielleicht unser Glück, dass ich in Doberan wohnte, dass man einige Leute kannte und dass der damalige Kreisparteisekretär ein Landsmann von mir war, zwar Kommunist aus einer alten Familie, aber ein doch sehr kulanter Mann. So war es möglich, dass meine Kinder auch die Oberschule besuchen konnten. Sie waren sehr gut – Hut ab, wie sie das geschafft haben – und konnten deshalb auch studieren, allerdings eingeschränkt.

An der Uni durften sie nicht bleiben, nachdem sie ihren Abschluss bekamen. Sie waren dann in der Akademie oder in anderen Institutionen tätig. Die Beobachtung der Kinder fand nicht mehr statt. Aber meine Frau und ich, wir sind sehr gut beobachtet worden. Es gab natürlich auch Schwierigkeiten während der Zeit, nachdem Professor Schick gestorben war. In Lüsewitz bin ich rausgeflogen und war dann in einer Außenstelle der Gemüsezüchtung tätig, die in Doberan eingerichtet wurde und die zu Quedlinburg gehörte. Da war es auch nicht gerade angenehm, denn es war – wie wir sagten – ein völlig „bolschewistischer Laden“.

Diese Umstürze fanden nach dem Abgang von Professor Schick als Rektor auch an der Universität statt. Sie werden ja seinen Nachfolger in der nächsten Sitzung kennen lernen. Wie bekannt, führte die KPdSU bis Mitte der Zeit Chrustschows immer das B in Klammern hinter ihrem Namen. Die Partei hieß ja die KPdSU(B) nach den Bolschewiki, die sich damit streng von den Menschewiki aus der Revolutionszeit unterschieden. Diese „Bolschewisierung“ fand dann erst richtig 1965/66 statt. Mit der Dritten Hochschulreform hatte ich glücklicherweise nichts mehr zu tun.

Ronny Kietzmann:

Was gelangte an Informationen über das Urteil gegen Arno Esch und sein Schicksal Anfang der 50er an die Öffentlichkeit und auch an Sie?

Gerhard Meinl:

An die Öffentlichkeit gelangte natürlich überhaupt nichts. An uns ist es gekommen – **wie** kann man eigentlich nicht sagen. Es ist mir auch die letzten Jahre immer schwer gefallen darzustellen: „Wie haben sie denn so eine Organisation gehabt?“ Wir hatten gar keine Organisation. So dumm waren wir ja doch nicht, dass wir eine „Organisation“ hatten, sondern man hat sich mit dem und jenem getroffen und unterhalten und besprochen und sagte: „Du pass auf, hau ab, da ist was im Busch,“ oder „Welche Funktion übernimmst Du da jetzt in dem Saftladen?“ Das hat man einfach so unter vier Augen gemacht. Eine größere Zusammenkunft wäre absolut geplatzt, denn man musste immer damit rechnen, dass auch IMs da waren. Wir wussten natürlich, dass es solche Leute gibt, aber man kannte sie nicht, bis auf ganz, ganz wenige Ausnahmen, von denen man wusste, dass aufgrund ihrer Stellung diese Verbindung zur Staatssicherheit selbstverständlich war. Sonst wären sie nicht dahin gekommen.

Die meisten der von den Sowjets Verurteilten waren in Workuta gewesen, in dem Steinkohlebergbau hinter dem Polarkreis, einige waren in Taischjet in Sibirien, und so hat man über Umwege davon erfahren. Ich hatte das Pech, dass ich ausgerechnet die Adresse von Dr. Bernitt, der in Workuta gesessen hatte, in der Tasche hatte; das war natürlich für die Stasi dann ein besonderer Leckerbissen. „Aha, der ist selbst da noch mit den Leuten in Verbindung.“ Zu dieser Zeit konn-

ten sie Päckchen empfangen. Das Schicksal von Arno Esch haben wir definitiv erst kurz vor der Wende erfahren.

Der Verband ehemaliger Rostocker Studenten – VERS – ist 1957 in der Bundesrepublik gegründet worden. Die Idee dazu ist dem Häftling, der in Taischet gesessen hatte, einem Chemiker, Dr. Wiese, gekommen mit dem Vorsatz: „Wir werden einen Verband gründen und dafür sorgen, dass die Universität wieder zu einer demokratischen Institution wird.“ Er und Herr Bernitt, die so genannten „Workutianer“, haben diesen Verband gegründet, vor der Wende im Westen, nach der Wende dann auch hier. Schon lange vor der Wende hat Dr. Wiese über Außenminister Genscher versucht, in Moskau etwas über Arno Esch in Erfahrung zu bringen. Genscher hat sich bemüht zu erfahren, wo Esch geblieben ist. Aber viel hat er auch nicht erfahren, nur das Esch nicht mehr lebte. Erst nach der Wende, nach Öffnung der Archive ist dann deutlich geworden, wie es Arno Esch ergangen ist. Das haben wir auch publiziert in zwei Bänden: einen über das Schicksal von Arno Esch und einen zweiten Dokumentenband über alle Akten, die wir erreichen konnten. Übrigens war Dr. Wiese, der das alles organisiert hatte, auch zum Tode verurteilt. Einen Tag vor der „Liquidation“ wurde er zu 25 Jahren begnadigt. Hätte er die absitzen müssen, wäre er sowieso eingegangen; das konnte kein Mensch überleben. Das war das Schicksal von Arno Esch, erst nach der Wende konnte man es klären und seine Rehabilitierung erreichen. Im Rehabilitierungsdokument steht wörtlich, dass er ohne jeden Grund erschossen wurde. Esch war überzeugter Anti-Marxist, aber er hat nie gegen die Sowjetunion – das hat er peinlichst vermieden – in irgendeiner Weise agiert. Er war Memelländer. Das war natürlich auch schon eine Belastung. „Grenzlanddeutsche“ oder „Auslandsdeutsche“ waren nicht sehr beliebt.

Catharina Trost:

Ich habe eine Frage zu ihrem Haftalltag. Sie haben vier Jahre abgesessen und hatten in Ihrer Gefangenschaft in Rumänien zum Beispiel die Möglichkeit zu lesen. War das hier auch möglich? Wie haben Sie ihren Haftalltag verbracht?

Gerhard Meinl:

Bei der Stasi war es natürlich höchst unangenehm. Das war noch im alten Stasi-Knast, wo heute das schöne Mariott Hotel steht. Das war das alte großherzogliche Gefängnis von Rostock. In der Regel war man in Einzelhaft gehalten. Wir wurden – bis auf einen, unseren Mediziner, den hat man mal die Treppe runter geworfen, darauf hatte er einen Anbruch im Schädel und musste zwischendurch ins Lazarett – nicht körperlich misshandelt, andere ja, das habe ich selbst erlebt. Das Essen war ganz fürchterlich. Man war schlank wie eine Tanne, als man nach einem halben Jahr nach Bützow kam. Der Tag verlief so, dass um fünf Uhr Wecken war. Das Licht brannte die ganze Nacht. Man durfte die Hände nicht unter

der Decke lassen, sondern die Hände mussten oben bleiben. Man durfte nur auf dem Rücken liegen. Das Gesicht musste zu sehen sein. Die Wachleute sind nachts immer vorbei, haben durch den Spion geschaut, ob das auch der Fall war. Wenn das nicht der Fall gewesen ist, knallten Sie mit dem Riegel. Das war ein fürchterliches Gedonner. Hinlegen durfte man sich um zehn Uhr. Das Licht brannte weiter. Daran gewöhnte man sich schwer, muss ich sagen.

Zur Verpflegung gab es zwei Schnitten Brot und, wir sagten immer Affenfett, irgend so einen Brotaufstrich und eine Schale Kaffee. Zum Mittag gab es einen grausamen Fraß, den einige überhaupt nicht herunter bekamen. Und zum Abendbrot gab es wieder zwei Schnitten mit einer so genannten „Lebenswurst“. Das war eine Art Blutwurst.

Vernehmungen gingen stundenlang. Man wurde geholt. Der Gang war hermetisch geschlossen. Ein direkter Gang führte in das jetzige Einkaufszentrum Rostocker Hof. Dort saß die Stasi. Bei „Zuführung“ brannten zwei rote Leuchten, das heißt, es ist ein Häftling unterwegs. Man durfte sich nie begegnen. So wurde man zu den Vernehmungen und auch wieder zurück geführt.

In der Zelle durfte man nur auf dem Schemel sitzen, nicht auf dem Bett. Mehr als den Schemel und den Kübel in der Ecke gab es nicht. Morgens wurde dann eine Schüssel Wasser herein gereicht, da konnte man sich ein bisschen abwaschen. Dann saß man eben da. Man durfte sich nicht gegen die Wand lehnen, aus folgendem Grunde: Man bekam nämlich mit, dass sich die Häftlinge untereinander verständigten. Das war auch in der Nazi-Zeit üblich. Früher haben sie das über die Heizungsrohre gemacht. Das ging bei uns nicht, wäre zu laut gewesen. Plötzlich klopfte es an der Wand ganz leise. Zwei Zeichen – drei Zeichen – vier Zeichen – fünf mal geklopft. Dann bekam man langsam mit, aha, das ist ein Morsealphabet. Aber da man ja Striche und Punkte nicht morsen konnte, so hieß A: 1, B: 2, C: 3, D: 4 und so ging das weiter. Und so klopfte man sich durch, indem man einen Knopf von der Kleidung abdrehte, an der Wand stand und klopfte. Auf diese Weise bekam man tatsächlich mit, wer nebenan saß und warum. Man musste nur immer aufpassen. Die Schließer hatten Puschen an, so dass man sie nicht hörte, wenn sie durch die Spione guckten. Wenn man beim Klopfen erwischt wurde, dann gab es eben einen Tag kein Essen oder irgendeine sonstige Schikane.

Es gab andere Fälle. Ich war einmal mit einem zusammengesperrt, einem Werftarbeiter, der drehte bei der Vernehmung durch. Da musste man natürlich aufpassen, dass man auf keinen Fall irgendwie durchdrehte und rabiat wurde, denn dann gab es gleich die entsprechende „Abreibung“ und „Beruhigung“, wie es dann hieß. Dem Werftarbeiter hatte man dann Handschellen angelegt und zwar so eng, dass ihm die Hände fast abstarben. Er kam dann in die Zelle zu mir, war völlig geknickt; ich kannte ihn nicht und war etwas verwundert, denn man musste auch vorsichtig sein, man wusste schließlich nicht, ob das ein Zellenspitzel, die es in Bützow en gros gab, war. Ich habe ihn dann gleich massiert und geknetet und

bewegt. Er hatte sechs Stunden ganz eng Handschellen angelegt gehabt, hinten geschlossen, nicht solche eleganten wie heute bei den Verbrechern. Er hatte Mühe, wieder seine Hände gebrauchen zu können.

Es gab auch Fälle, die richtig schwer misshandelt wurden, aber uns ist das nicht passiert, vielleicht war man da etwas vorsichtiger, weil eben der Westen gleich einen Riesenaufstand gemacht hätte. Es war ja so, dass gerade zu dem Zeitpunkt unserer Verhaftung oder einen Monat später eine zentrale biologische Veranstaltung in Westdeutschland stattfand und da kam zur Sprache, dass so und so viele Biologen in Rostock verhaftet waren und wahrscheinlich in die Sowjetunion verschleppt würden. Es gab Proteste, eine Intervention, die natürlich nichts gebracht hat, aber ich nehme an, dass aufgrund dessen die Stasi etwas vorsichtiger mit uns umgegangen ist.

In Bützow war es insofern etwas besser, dass man nicht ständig diesen unangenehmen Dingen ausgesetzt war. Wobei ich sagen muss, dass wir zum Teil zu sechst in einer heutigen Ein-Mann-Zelle lagen. Da waren zwei Doppelstockbettgestelle links und rechts; und die beiden, die zuletzt rein kamen, bekamen nur einen Strohsack auf dem Fußboden und konnten da liegen. Der Strohsack wurde am Tag unter das Bett geschoben. Sechs Mann in einer Einzelzelle ist ein Genuss, denn es gab auch keine Toiletten, nur die berühmten Kübel, wo dann einmal am Tag, morgens, das „Honigschleudern“ stattfand, das heißt, der Kübel entleert wurde. Dann konnten sich sechs Mann in so einer Waschschüssel ein wenig waschen. Man hatte kaum Platz, auf dem Bett zu hocken. Das änderte sich im Laufe der Zeit, wenn man sozusagen aufstieg als „Längerdienender“. Man kam dann in eine andere Zelle, in der nur vier Mann waren und dann kam man auch eventuell zur Arbeit. Ich war in einem so genannten Zeichenbüro tätig. Wir haben für das Katasteramt in Schwerin die Katasterpläne gezeichnet. Das war eine sehr angenehme Arbeit, leider ging das nicht sehr lange. Wir hatten unter uns einen ganz üblen Denunzianten, der uns anschwärzte, da flogen wir alle in den Keller und ich durfte viereinhalb Monate in der „Tigerzelle“ verbringen. Das ist eine sehr „schöne“ Zelle, eine Kellerzelle ohne Außeneingang, nur ein Seiteneingang aus einem Mittelgang, links und rechts eine Zelle. In der Mitte der Zelle stand ein „Löwenkäfig“ aus Eisenstangen, ein mal zwei Meter groß, mit einem Strohsack und einem Kübel. Da habe ich viereinhalb Monate verbracht. Der Einzige, den man sah, war der, der morgens den Kübel holte und mittags das Essen brachte. Das geschah sicher auch auf Anordnung der Stasi, um Intellektuelle auf diese Weise zu brechen.

Wir waren mit sehr vielen Zeugen Jehovas zusammen eingesperrt, die wurden damals – 1954-1956 – alle kassiert. Einer dieser Zeugen saß in der gegenüber liegenden Zelle und sang den ganzen Tag laut – fürchterlich, das war noch schlimmer als die Stille, er war schon leicht verwirrt. Sonst war es in Bützow insofern anders, als man den einstündigen Hofgang hatte, also im Kreis hintereinander

laufen durfte, das können Sie ja im Fernsehen sehen. Wir hatten alle Holzpantinen, das klapperte ganz schön. Später bei der Arbeit bekam man alte Turnschuhe und lief damit herum.

Alle vierzehn Tage konnte man duschen. Bei Ankunft musste man zum Friseur; am Anfang wurde noch „Bombe“ geschnitten, das ist heute ganz aktuell, die Rechten haben ja alle ihre Bombe, wir hatten sie damals auch. Das war für den Haarwuchs sicher ganz gut, aber einige haben deshalb furchtbar geweint. Ich kann mich noch an zwei Berliner erinnern, die hatten so eine richtige „Matte“. Da leckten sich die Aufseher schon die Lippen: „Denen werden wir aber das Ding runter scheren, kommen Sie gleich mal mit.“ Man wurde auf einen Stuhl gesetzt. Die Friseure waren auch „Knastologen“; sie schnitten den Berlinern die Haare ab, die tagelang untröstlich waren.

Die Verpflegung war etwas besser als bei der Stasi, aber auch wechselnd, denn man darf nicht vergessen, dass es in den fünfziger Jahren noch Lebensmittelkarten gab und dass der Knast nicht verwöhnt wurde, ist doch klar. Dass die Köche auch Ganoven waren, auch das war klar, denn in die Küche kamen keine politischen Häftlinge, sondern an solche „Eliteaufgaben“ kamen nur Kriminelle. Es gab sehr viele politische Häftlinge oder so genannte Wirtschaftsverbrecher, also kleine Handwerker, die einen eigenen Betrieb hatten und selbstständig arbeiteten. Ein alter Meister hat sich in unserer Zelle aufgehängt, weil er es als „Zuchthäusler“ einfach nicht ertrug.

Man hatte aber doch Verbindungen, um etwas zu organisieren, um zu bestechen; und wenn man arbeitete, bekam man einen geringen Einkauf genehmigt. Da konnte man etwas Wurst kaufen oder irgendeinen Brotbelag. Das kam aber erst ab 1956 nach dem Krach in Ungarn. Zu dem Zeitpunkt wurde es dann plötzlich etwas angenehmer, die Aufseher wurden auch etwas vorsichtiger. Einer ging sogar selbst in den Knast; er war von seinen eigenen Kollegen denunziert worden, weil er zu kulant mit den Häftlingen umgegangen war. Mit dem Einkauf konnte man tauschen und die Kriminellen bestechen. Ich lag abwechselnd mit Mördern, Räufern, Zuhältern, Kinderschändern und vor allen Dingen – die gab es en gros – auch Schwulen zusammen. Schwule wurden eingesperrt, wenn sie sich an etwas Jüngeren vergriffen. Da war ein Schauspieler, der vom Westen gekommen war, dreimal gesessen hatte wegen Verführung Minderjähriger, ein Ostpreuße. Er war in Ludwigslust am Theater. Er kam dann als „Patriot“, so nannten wir die, die 1953 rüber gekommen waren. Zu der Zeit kam ein Schub Krimineller hierher, die dann „Patrioten“ waren; sie landeten größtenteils bei uns, meistens Sittlichkeitsverbrecher, wie man heute sagen würde. Der Schauspieler hatte es irgendwie geschafft, dass er beim Friseur einseifen durfte. Das war für ihn ein Genuss, so junge Leute einzuseifen. Er sagte: „Einmal werden sie mich noch schnappen.“ Und ich sagte: „Da hast du ja noch allerhand vor.“ Da erzählte er mir, dass er in Ludwigslust die Gymnasiasten unterhielt und sich mit ihnen vergnügte, denn er hatte ja

Geld. Diese Typen hat man kennen gelernt, die aus Langeweile, aus Stolz oder aus Angeberei alle diese Dinge erzählt haben. Insofern habe ich auch einiges gelernt, was man normalerweise nicht erfährt von Mördern, von Räubern, von Zuhältern.

Daniel Münzner:

Wie sah Ihre Arbeit nach Ihrer Verhaftung und nachdem Sie wieder frei gekommen waren, aus? War ihre Arbeit im Institut komplett wissenschaftlich oder hat man Ihnen nur Hilfsarbeiten zugewiesen?

Gerhard Meinl:

Ich hatte mir Tuberkulose geholt, das gehört sich so nach vier Jahren. Ich war dann ein gutes Vierteljahr krank und hatte Glück, dass ich die Mediziner kannte. Das waren Studienkollegen, die in Kühlungsborn am Krankenhaus waren, und die haben mich wieder richtig hergestellt. Ich musste nicht in so eine Anstalt ziehen und konnte das zum Teil zuhause absolvieren und bin dann in Lüsewitz als normaler Biologe eingestellt worden. Ich habe da gearbeitet, recht gut, unter dem Patronat von Prof. Schick, das muss man dazu sagen. Ich war akzeptiert von den Kollegen, habe jedem gesagt, wo ich herkomme und was los ist. Auch von den Genossen bin ich eigentlich sehr korrekt behandelt worden, sehr sachlich und nüchtern. Der Kaderleiter, der Personalchef damals, war ein alter KZler, der selbst vor 1933 im Zentralkomitee der Kommunistischen Jugend gesessen hatte, sieben Jahre Zuchthaus hinter sich hatte, dann in Berlin nach 1945 Karriere gemacht hatte, aber dann irgendwie gestolpert ist. Er hatte wohl seine eigene Meinung, wurde in die Provinz abgeschoben und war dann Kaderleiter. Mit dem hab ich mich öfters unterhalten, und es bleibt mir immer im Gedächtnis, dass er sagte: „Wissen Sie Herr Meinl, so wie die Nazis aus mir keinen Nazi gemacht haben, so werden wir aus Ihnen keinen Kommunisten durch Knast machen, das weiß ich.“ Das war eine sehr sachliche und vernünftige Einschätzung. Viele dieser alten KZler waren ganz andere Leute als dieses Pack, das dann ans Ruder kam, diese Karrieristen, die rigoros über Leichen gingen.

Ich konnte also wirklich normale Forschung betreiben, soweit das in der DDR möglich war. Ich durfte in der ersten Zeit sogar zu Tagungen ins Ausland fahren, allerdings nicht ins westliche, aber immerhin ins östliche. Ich war in der Sowjetunion, in Estland, in Polen, wohin wir eine sehr gute Verbindung hatten. Wir hatten immer polnische Doktoranden bei uns und natürlich tschechische Mitarbeiter in den Instituten. Da ich Tschechisch gelernt hatte, konnte ich mich mit ihnen gut verständigen. Leider habe ich jetzt, da ich es zwanzig Jahre nicht mehr brauche, fast verlernt, aber ich habe mich sehr gut mit ihnen verständigen können und habe im Institut für diese Kollegen Führungen gemacht. Es war eine sehr angenehme Atmosphäre. Entsetzt war ich, als ich aus dem Studium der Akten feststellte, wie viele IMs trotzdem um mich herum saßen.

Aber bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen noch ein schönes Beispiel sagen, was Sie nicht mehr berührt, denn Sie sind weit vom Krieg entfernt und hoffentlich bleiben Sie das auch, aber für mich war das sehr prägend. Bei einer Tagung in Prag saßen wir abends beim Bier beisammen und da saß auch Dr. Weathering, ein Engländer, ein richtiger Seebärtyp mit Schnauzbart, und sagte: „Wissen Sie, ich bin ja wirklich glücklich, dass wir uns hier so unterhalten können. Stellen Sie sich vor, vor zwanzig Jahren hätten wir uns massakriert. Ich war Schnellbootkommandant und Sie waren bei der Heeresflak, Sie haben also alles, was da kam, abgeschossen. Und jetzt sitzen wir hier wissenschaftlich vereint und diskutieren gemeinsame Probleme. Wie irrsinnig ist die Welt?“ Das wird mir lebenslang in Erinnerung bleiben, weil es so ein wirklich emotionales Moment war, wo man zusammen saß mit seinem einstigen Feind.

Lars Tschirschwitz:

Sie sagten, dass es keine feste Gruppe war, der Sie angehört haben. Inwieweit hatten Sie nach Ihrer Freilassung Kontakt mit Ihren damaligen Freunden?

Gerhard Meinl:

Wir haben peinlichst vermieden, in den ersten Jahren Kontakt aufzunehmen. Ich hatte zwar mit Berlinern und mit einem Leipziger, der mit uns nichts zu tun hatte, Kontakt. Ich hatte komischerweise ein Telefon, das jedoch verwandt war, und ich konnte die Gespräche, die ich mit denen geführt hatte, später in den Stasi-Akten lesen. Es war nicht nur das Telefon, sondern zeitweise auch die ganze Wohnung verwandt, so dass die Stasi das alles schön registrierte. Kontakte mit unmittelbar Beteiligten haben wir vermieden, ein großer Teil war im Westen, einige waren hier, in Greifswald, in Erfurt, einer in Berlin. Wir sind nicht direkt zusammengekommen, weil uns klar war, dass die Stasi das überwacht; und sie haben das wirklich sehr detailliert gemacht.

Hilde Michael:

Wie war es Ihnen möglich während der Haft bei der Stasi und in Bützow Kontakt zu den Verwandten aufrechtzuerhalten? Gab es überhaupt Möglichkeiten?

Gerhard Meinl:

Ja, es gab gewisse Möglichkeiten. Man hatte viermal im Jahr eine Dreiviertelstunde Besuch, bei der Stasi natürlich nicht, aber in Bützow. Man durfte jeden Monat, am Anfang alle zwei Monate, eine Faltkarte nach Hause schreiben, allerdings nur „ich lebe, mir geht's gut, macht euch keine Sorgen“ und Ähnliches. Das wurde zensiert, und man konnte fallweise auch tatsächlich Post von zuhause bekommen, aber das nur bei besonders guter Führung. Da das bei mir nicht so häufig der Fall war, obwohl ich nicht randaliert habe, so dumm war ich nicht, war

es schwierig. Ich wundere mich heute selbst darüber, dass ich, als ich zurück kam, auch mit meinen Kindern, die damals noch relativ klein waren, sehr schnell Kontakt fand. Meine Frau hatte sie da wirklich sehr gut orientiert und wir konnten ohne Komplikationen als Familie weiterleben. Mit meinen Eltern hatte ich keinen Kontakt während der Zeit, aber nachher. Und mit den Schwiegereltern und den Schwägern, die alle „drüben“ waren, hatte ich wenig Kontakt. Allerdings hat ihn meine Frau gehalten, und daher hatten wir Schwierigkeiten.

Meine Frau ist auch Biologin, sie hat hier in der Tierernährung gearbeitet, und wir sollten beide den Kontakt abbrechen. Das haben wir abgelehnt, es gab ein großes Theater, aber es war offensichtlich, dass man mich für bestimmte Dinge brauchte, denn ich war einer der wenigen reinen Biologen, die in der Züchtungsforschung arbeiteten, und ich kannte wirklich alle einschlägig arbeitenden Kollegen aus der DDR und was sie machten. Das war der Stasi auch bekannt und so gab es nur die Möglichkeit, mich gut beobachtet weiterarbeiten zu lassen oder mich wieder einzulochen. Letzteres schien ihnen offenbar nicht lohnenswert. So habe ich bei relativ vernünftiger Arbeit überlebt. Ich hatte dann die Möglichkeit, über zehn, zwölf Jahre mit den Berliner Biologen von der Humboldt-Universität zusammenzuarbeiten. Der Chef war Moskau-Student, seine Frau war Russin, eine sehr nette, hochgebildete Biologin, mit der ich mich oft unterhalten habe. Mit diesen Berlinern habe ich dann zusammengearbeitet und ihnen Diplomarbeiten, Promotionen und Material besorgt. Es bestanden in den letzten fünfzehn Jahren Bestrebungen von Seiten der DDR-Führung, die Forschung der Institute und vor allen Dingen der Universitäten auch in angewandter Forschung zu orientieren, also etwas für die „Praxis“ zu tun. Da konnte ich, da ich über viel Zucht- und Ausgangsmaterial und Ähnliches verfügte, denen das Material besorgen und unsere Vorstellungen, über das, was man machen könnte, sagen. Doch bin ich nie in den Vordergrund getreten. Die Betreuer waren immer die Kollegen, die an der Fakultät waren, ich habe da immer nur diese Zuarbeiten gemacht, aber das lief sehr gut und ich bin mit einigen dieser Absolventen in Verbindung geblieben.

Kersten Krüger:

Wir könnten die Diskussion noch lange fortsetzen. Für heute sei es genug; wir danken unserem Referenten, den Diskutanten und allen Anwesenden.

Die Entwicklung der Chemie an der Universität Rostock

Von Carl Christian Wahrmann

Das Institut für Chemie der Universität Rostock umfasst mit den Bereichen Analytische, Technische und Umweltchemie, Anorganische Chemie, Organische Chemie, Physikalische Chemie und Didaktik der Chemie heute sowohl in der Forschung als auch in der Lehre ein breites wissenschaftliches Spektrum. Die vergleichsweise bescheidenen Anfänge reichen bis weit in die Anfangszeit der Universität zurück. In dieser ersten Phase gehörte die Chemie zu den Aufgabengebieten einiger Professoren der Philosophischen und der Medizinischen Fakultät – eine strenge Trennung in Geistes- und Naturwissenschaften existierte damals nicht. Um nur ein Beispiel zu nennen: der aus Lübeck stammende Joachim Jungius (1587-1657) beschäftigte sich, obwohl Professor für Mathematik, ausgiebig mit chemischen Themen und war mit seiner Konkretisierung der Demokritischen Atomistik dem Verständnis seiner Zeit weit voraus.

Der erste eigenständige Lehrstuhl für Chemie wurde 1812 eingerichtet. Er entstand nach dem Weggang von Heinrich Friedrich Link (1767-1851), dem späteren Direktor des Botanischen Gartens in Berlin, dessen Lehrtätigkeit noch das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften von Botanik über Physik zu Chemie umfasst hatte. Link war es gewesen, der erstmals Experimentalvorlesungen abhielt und ein chemisches Laboratorium forderte, um die bis dahin theoretische Wissenschaft mit der Praxis zu verbinden.

Neben Jungius und Link seien als bedeutende Rostocker Chemiker Helmuth von Blücher (1805-1862), welcher mit seiner Landwirtschaftsforschung einen besonderen Schwerpunkt der Rostocker Chemie prägte, August Michaelis (1847-1916), der sowohl in der organischen als auch der anorganischen Chemie erfolgreich war und Rostocks weltweit guten Ruf um 1900 wesentlich prägte und Paul Walden (1863-1957) erwähnt. Das von letzterem entdeckte spezifische Verhalten so genannter „asymmetrischer Kohlenstoffatome“ gehört heute als „Walden-Umkehr“ zum Allgemeinwissen eines Chemikers.

Einen ersten festen Platz erhielt die Rostocker Chemie 1789 durch den Bau des Naturhistorischen Museums. Das bereits von Link geforderte Laboratorium wurde 1834 errichtet. Es ist bemerkenswert, dass Rostock damit nach Gießen (Justus von Liebig) die zweite Universität mit einer solchen Einrichtung war. 1888 zogen die Chemiker in die Buchbinderstraße um. Obwohl die Räume und die Ausstattung schon bald nicht mehr dem wünschenswerten Standard entsprachen, war ein Umzug in neue Räume nicht möglich.

Einen entscheidenden Einschnitt in der Entwicklung der Chemie in Rostock bedeutete die Dritte Hochschulreform von 1968. Durch sie sollte eine effektive Nutzung der Forschungskapazitäten erreicht und die Verbindung zwischen Uni-

versität und Industrie gefördert werden. Tatsächlich führte sie dazu, dass laufende Projekte abgebrochen wurden und die Forschung an Aufträge staatlicher Unternehmen gebunden wurde. Dazu kam die organisatorische Umstrukturierung. Anstelle des Chemischen Instituts wurde die Sektion Chemie gegründet, der die Landwirtschaftliche Chemie (vorher Landwirtschaftliche Fakultät) und die Chemiemethodik (Philosophische Fakultät) angegliedert wurden. Eine Verbesserung der materiellen Ausstattung war mit der Umstrukturierung allerdings nicht verbunden, so dass „die verfügbaren Investmittel [...] sich an der unteren Grenze des Existenzminimums“ (Boeck) bewegten.

Eine Verbesserung der materiellen Grundlage konnte erst nach der politischen Wende von 1989/90 erreicht werden. Die baulichen Mängel, die in der Buchbinderstraße weiter bestanden, konnten vor wenigen Jahren abgestellt werden, als die neuen Räumlichkeiten in der Südstadt endlich zur Verfügung standen und die heutigen, erheblich verbesserten, Arbeitsbedingungen boten.

Hinweis auf Veröffentlichungen

Boeck, Gisela: Streiflichter aus der Geschichte der Chemie in Rostock (letzte Änderung 12.09.2002), <http://www.chemie.uni-rostock.de/geschichte/index.html>

Elsner, Lothar [u. a.]: Zur Entwicklung der Chemie als Wissenschaft in Rostock (Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Bd. 13, 1989).

Fischer, Eberhard [u. a.]: Die Entwicklung der Fachrichtung Chemie an der Universität Rostock nach deren Wiedereröffnung 1946 und die Gründung der Sektion Chemie. In: *Wiss. Zeitschrift der Univ. Rostock, Math.-Naturwiss. Reihe*, Bd. 18, Heft 8, 1969, S. 1019-1035.

Schott, Günter: Zur Geschichte der Chemie an der Universität Rostock (bis 1945). In: *Wiss. Zeitschrift der Univ. Rostock, Math.-Naturwiss. Reihe*, Bd. 18, Heft 8, 1969, S. 981-1017.

Kristen, Helmut

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001317)
 vom 12.11.2007



<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. et agr. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1969-74 Hochschuldozent für Landwirtschaftliche Chemie und Biochemie 1974-76 ao. Professor 1976-93 o. Professor für Organische Chemie
<i>Fakultät:</i>	Sektion Chemie (1968-1990) Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Organische Chemie, Landwirtschaftliche Chemie, Naturstoffchemie, Biochemie

<i>Weitere Vornamen:</i>	Johannes Eduard
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 31.12.1929 in Uetersen/Holstein
<i>Vater:</i>	Josef Kristen
<i>Mutter:</i>	Magarete Kristen, geborene Rüter
<i>Kurzbiographie:</i>	<p>1947 Mittlere Reife</p> <p>1947-49 Chemielaborantenausbildung und -prüfung (1949)</p> <p>1950-52 Arbeiter- und Bauernfakultät, Humboldt-Univ. Berlin, Erwerb der Hochschulreife 1952</p> <p>1952-58 Chemiestudium, Univ. Halle/Saale (1952-55) und Univ. Rostock (1955-58)</p> <p>1958-62 wiss. Assistent, ab 1962 Oberassistent am Institut für Organische Chemie, Univ. Rostock</p> <p>1964-69 Oberassistent am Institut für Tierernährung und Landwirtschaftliche Chemie, ab 1968 an der Sektion Chemie, Univ. Rostock</p> <p>1969-1974 Dozent für Landwirtschaftliche Chemie und Biochemie an der Sektion Chemie</p> <p>1974 außerordentlicher Professor</p> <p>1976 ordentlicher Professor für Organische Chemie</p>

01.01.1993 Ruhestand

Akademische Abschlüsse:

Studien- ab- 1958 Univ. Rostock
schluss:
Promotion: 1962 Univ. Rostock
Habilitation: 1969 Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

1971-76 Stellvertretender Sektionsdirektor für Forschung an der Sektion Chemie
1977-80 Leiter des Wissenschaftsbereichs Synthesechemie
1978-83 Direktor der Sektion Chemie
1983-92 Leiter des Wissenschaftsbereichs Organische Chemie

Funktionen:

1978-84 Mitglied des wissenschaftlichen Beirates für Chemie beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen
1980-89 Beauftragter Vertreter der DDR in einer RGW-Koordinierungsgruppe: "Grundlagenforschung zur Chemie der Kohlenhydrate"
1985-90 Mitglied des Wissenschaftlichen Rates der Hauptforschungsrichtung 3.05 (Organische Chemie) und Stellvertreter der Forschungsrichtung 3 (Naturstoffchemie)
1985-91 Mitglied des Vorstandes der Chemischen Gesellschaft in der DDR und Vorsitzender des Bezirksvorstandes Nord dieser Gesellschaft bis zur Selbstaflösung, danach bis Ende 1991 Vorsitzender des Ortsverbandes Rostock der Gesellschaft Deutscher Chemiker
1988-90 Vorsitzender der Bezirkssektion Chemie der Urania

wissenschaftliche Mitgliedschaften:

Ruhestandsmitglied der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCH)

Ehrungen:

1976 Humboldt-Medaille in Silber

Politische Tätigkeiten:

wechselnde, jeweils zeitlich befristete ehrenamtliche Wahlfunktionen auf Fakultäts-, Sektions- und Universitätsebene in der SED und der Gewerkschaft Wissenschaft

Werke (Auswahl):

H. Kristen, O.Hamann, M. Kitzig: N-Vinylsulfonamide, -harnstoffe und -guanidine. Pharmazie 31, 537 (1976).
A. Börner, H. Kristen*, K.Peseke, M. Michalik: Darstellung und Charakterisierung von 5(S)- bzw. 5(R)-Tetrahydroxybutyl-3-methyl-2,3-oxazolidinen. J. prakt. Chemie 318, 21 (1986).

P.Gries, H. Kristen*, Ch.Vogel: Derivatives of 6-Amino-6-deoxy-D-galactose. Carbohydr. Res. 167, 87 (1987).

H. Kristen*, Ch. Vogel, F. Wrubel, R. Mahrwald, H. Schick*: Introduction of a new selective procedure into carbohydrate chemistry - An efficient conversion of D-Galactose into L-Fucose. J. Carbohydr. Chem. 7, 277 (1988).

H.Kristen*, F.Wrubel, H. Widuwild, L.Lücke: Zur Stereochemie von N,N'-Bis-[3-(o-ethoxyphenoxy)-2-hydroxy-propyl]-ethylendiamin. J. prakt. Chemie, 333, 545 – 554 (1991).

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Helmut Kristen am 1. Dezember 2006

Kersten Krüger:

Lieber Herr Kristen, Sie sind uns sehr willkommen. Wir lernten uns bei einer kontroversen Aussprache über die Dritte Hochschulreform kennen, entdeckten aber bald mehr Gemeinsamkeiten als im Spruch unserer Schülerzeit: „Physik ist das, was nie gelingt – Chemie ist das, was knallt und stinkt.“ Herr Kristen, Sie haben jetzt das Wort.

Helmut Kristen:

Meine Damen und Herren, es freut mich, dass ich hier vor Ihnen auftreten kann. Ich bewundere, dass Sie mit diesem Enthusiasmus am Freitag um diese Zeit dabei sind. Es scheint sich also die Di-Do-Woche noch nicht durchgesetzt zu haben. Die kennen Sie sicherlich alle, das ist die, die von Dienstag bis Donnerstag geht. Dagegen haben wir schon gekämpft, als ich noch aktiv im Amt war. Ja, Herr Krüger, unsere erste Begegnung geht eigentlich, wie eben schon gesagt, auf eine etwas kontroverse Diskussion zurück. Sie stand im Zusammenhang mit der Vorbereitung der 600-Jahrfeier der Universität Rostock, die diese Universität nun bald vor sich hat. (Sie ist genau 500 Jahre älter als die Hamburger Universität und es ist immer mal wieder wichtig, sich auch daran zu erinnern.) Zu dem Zeitpunkt, an dem die 600-Jahrfeier stattfinden wird, zu der eine neue „Universitätsgeschichte“ vorbereitet werden soll, liegt dann die DDR-Geschichte schon etwa 30 Jahre zurück. Das ist vergleichsweise so: Als ich in Ihrem Alter war, lag der 1. Weltkrieg auch etwa 30 Jahre zurück und war in meinem Denken schon ganz weit hinten versunken.

Wenn Sie sich also noch mit Zeitzeugen der Dritten Hochschulreform befassen wollen, dann ist dies eigentlich schon bald die letzte Gelegenheit. Diese werden langsam knapp und in weiteren zehn bis 15 Jahren werden Sie kaum noch einen finden. Wenn Untersuchungen über oder mit ihnen gemacht werden sollen, muss der Historiker allerdings voraussetzen, dass sie rückhaltlos ehrlich gegenüber dem sind, was stattgefunden hat, aber vor allem auch sich selbst gegenüber. Das fällt wohl manchem schwer. So finde ich es gar nicht schön, wenn bei Vorhaben wie dem „Catalogus Professorum“ jemand schlicht und einfach vergisst, dass er damals z. B. für längere Zeit Sektionsdirektor gewesen ist oder wenn andere kurz und bündig mitteilen, sie seien irgendwann in den FDGB oder eine andere Organisation eingetreten. Das ist natürlich oft nur eine sehr dürftige halbe Wahrheit und anfangen kann man damit eigentlich nichts, wenn man sich über den Betreffenden Gedanken machen will.

Hoffentlich wird es mir gelingen, historische Betrachtungsweisen und politische Auffassungen auseinander zu halten. Ein Historiker muss das wahrscheinlich. Ob ich dazu immer in der Lage bin und die nötige Sachlichkeit aufbringe, weiß ich nicht. Wenn ich über die Stränge schlage, weisen Sie mich bitte in meine Schranken.

Also, ich bin 1929 geboren, am 31. Dezember, in einer Kleinstadt in Schleswig-Holstein, in Uetersen. Die Leute haben oft gesagt, ich sei ein Silvester-scherz. Das bin ich natürlich nicht, denn der Scherz war wohl mehr im April.

Die wichtigste Erinnerung an meine frühe Kindheit ist die an den 19. Dezember 1934. Da wurde nämlich mein Vater morgens um 5:00 Uhr von einer Horde SA-Leuten aus dem Bett geholt und eingesperrt. Er verschwand für viereinhalb Jahre wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ (so lautete die 1936 erhobene Anklage) im Konzentrationslager/Straflager in Esterwegen. Ich weiß nicht, ob Ihnen Esterwegen ein Begriff ist. Dort war eines der ersten Konzentrationslager, in die die Nazis ihre Gegner brachten; in dem u.a. auch Carl von Ossietzky schlimmen Torturen ausgesetzt wurde.

Zusammen mit meinem Vater wurde eine ganze Gruppe von Antifaschisten, etwa 30 Männer aus dem Landkreis Pinneberg, verhaftet. Darunter waren zwei meiner Onkel. Der eine war nach drei Jahren tot, der andere wurde zu sechseinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Weiterhin war ein Freund meines Vaters dabei, der nach dem Offiziersputsch von 1944 erneut inhaftiert, aus dem KZ Neuengamme heraus 1945 auf die „Kap Arkona“ verladen und mit dieser in der Ostsee versenkt wurde. Von diesem KZ-Schiff haben Sie vielleicht schon gehört.

1939 kam mein Vater, er hatte die viereinhalb Jahre Haft überlebt, dann nach Hause, stand unter Polizeiaufsicht und musste sich zweimal in der Woche, wie das so üblich war, persönlich bei der Polizei melden. Dort hat man ihn, wie ich viel später, erst nach 1945 erfuhr, unter anderem dahingehend unter Druck gesetzt, dass er unter gar keinen Umständen versuchen dürfe, mich vom Dienst im Deutschen Jungvolk abzuhalten. Als Zehnjährigem stand mir der Eintritt in das Deutsche Jungvolk 1940 bevor.

Ich hatte inzwischen meine vier Jahre Grundschule hinter mir und sollte nun in die Mittelschule wechseln, die etwa mit einer heutigen zehnklassigen Realschule vergleichbar ist. Eine Mittelschule schloss man mit der so genannten „Mittleren Reife“ ab. Das war für mich das zu erreichende Optimum. Ich wäre vielleicht ganz gern zur Oberschule (die im Ort hieß damals „Aufbauschule“) gegangen, was aber aus finanziellen Gründen absolut nicht machbar war. Für die Mittelschule bekam mein Vater für mich mit Unterstützung des Rektors dieser Schule eine Schulgeldermäßigung. Nur damit konnte ich diese dann absolvieren.

Zu Ostern 1945, also kurz vor Kriegsende, wurde ich offiziell konfirmiert. Ich ärgere mich noch heute über meinen Pastor, einen 80jährigen sehr seriösen netten Herren, bei dem ich im Konfirmandenunterricht so entsetzlich wenig lernte.

Ich weiß nicht, warum er uns nicht wenigstens beibrachte, dass zum Beispiel das Kreuzigen eine gängige Hinrichtungsart im alten Rom war. Das war doch das Mindeste, was er uns eigentlich zu der biblischen Geschichte hätte erzählen sollen.

Herr Krüger hat in Vorbereitung auf das heutige Treffen darauf hingewiesen, dass er es gerne sähe, wenn man auf bestimmte Daten eingeht, die so Wendepunkte in der Nachkriegsgeschichte darstellten.

Die erste Frage war: „Was empfanden Sie 1945?“ Der 8. Mai 1945, die bedingungslose Kapitulation der Nazi-Wehrmacht, war für mich und für meine Familie ganz eindeutig der Tag der Befreiung. Nicht der Tag der Niederlage oder der Tag des Zusammenbruchs oder, oder, oder. Man hat viele andere Vokabeln gehabt, die von über 90 % der Deutschen für dieses historische Datum benutzt wurden.

Ergänzen möchte ich, dass meine Mutter und ich schon seit 1944 Kontakt zu einem russischen Mädchen hatten. Diese Brigitte war in jungem Alter aus der Gegend am Asowschen Meer nach Deutschland verschleppt worden. Mit anderen solchen „Ostarbeiterinnen“ arbeitete sie in dem Betrieb, in dem mein Vater in der Zeit zwischen seiner Entlassung aus dem Straflager (1939) und seiner Einberufung zum Bewährungsbataillon (1943) gearbeitet hatte. Brigitte klopfte eines Tages bei uns an die Tür um sich zu erkundigen, wo denn nun der Genosse Josef Kristen wohl eigentlich abgeblieben sei, nachdem er zum berüchtigten Bewährungsbataillon 999 einberufen worden war. Zur Erklärung: Nachdem die Deutsche Wehrmacht bei Stalingrad die Jacke voll gekriegt hatte, wurden die ehemaligen Häftlinge in das berüchtigte Bewährungsbataillon 999 eingezogen. Bis dahin hatten sie den so genannten „blauen Schein“, mit dem sie als „auf Dauer wehrwürdig“ eingestuft waren. Da nun der Wehrmacht die Reserven fehlten, stufte man sie zu „bedingt wehrwürdig“ um und zog sie umgehend in das genannte Strafbataillon ein. Ein interessantes kleines Büchlein, es heißt „Die mit dem blauen Schein“,¹ 1982 in Berlin erschienen, gibt über das alles Auskunft.

Meine Mutter hielt die Verbindung zu Brigitte aufrecht und wir erfuhren so, dass mein Vater illegale politische Verbindungen zu den verschleppten Ostarbeiterinnen hergestellt hatte. Brigitte sprach recht gut Deutsch. Sie hatte die Sprache schon zu Hause in der Schule gelernt. Im letzten Kriegsjahr fand sie im Betrieb einen Freund: Hans war ein deutscher „Halbjude“, der als Arzt von der Betriebsleitung vor dem Schlimmsten bewahrt worden war. Man brauchte ihn dringend für die Durchführung der Tierexperimente bei der Arzneimittelentwicklung im Betrieb. Diese beiden Menschen, die ich also schon vor Kriegsende 1945 kennen lernte, kümmerten sich nach Kriegsende sehr um mich und nahmen großen Ein-

¹ Hans Burkhardt; Günter Erxleben, Kurt Nettball: Die mit dem blauen Schein. Über den antifaschistischen Widerstand in den 999er Formationen der faschistischen deutschen Wehrmacht 1942 bis 1945. Berlin (DDR) 1982.

fluss auf meine politische Entwicklung. Übrigens war Brigitte nach ihrer Repatriierung schlimmen stalinistischen Repressalien ausgesetzt.

Bald nach der Besetzung kam ich mit einem jungen britischen Soldaten ins Gespräch, mit John Mailer aus Edinburgh. Ich sah ihn eines abends auf dem Deich sitzen mit Tränen in den Augen. Er litt sehr unter Heimweh, denn die Landschaft erinnerte ihn an seine schottische Heimat, wie er sagte. Ich nahm meine ganzen Englischkenntnisse aus der Schule zusammen und versuchte, mit ihm ein Gespräch anzufangen. Danach trafen wir uns öfter. Sergeant (Feldwebel) John hatte in Marschall Montgomerys Panzerinheit „Black Rats“ in Afrika gegen Rommel gekämpft. Er war als ganz junger Mann nach Kriegsbeginn freiwillig zur Armee gegangen, weil er eine jüdische Freundin hatte, die er unbedingt vor dem Eindringen der Deutschen nach England beschützen wollte. Nebenbei gesagt: Ich habe die britischen Soldaten, die ich kennen lernte, als außerordentlich kulant und angenehm in Erinnerung. Ich glaube, wir in der Britischen Zone sind in dieser Hinsicht nach 1945 am besten davongekommen.

Bald ergab sich eine Freundschaft zwischen Hans, dem schon genannten Arzt, der Russin Brigitte, dem Schotten John und mir. Hans lud uns abends zu sich in seine Behausung ein und wir haben zu viert wiederholt Diskussions- und Gesprächsrunden geführt, soweit unsere sprachliche Verständigung es zuließ. John sorgte für kleine Imbisse. Hans hatte durch die faschistische Verfolgung einen Linkstrend bekommen. Nachdem seine jüdische Mutter aus der holländischen Emigration zurückgekommen und ihr Haus in Krefeld zurückerhalten hatte, hat Hans dort versteckt gewesene Bücher und andere Literatur nach Schleswig-Holstein mitgebracht. Davon gab er mir zu lesen und versuchte auch, diese Literatur in unserem Kreis zu besprechen. So erfuhr ich etwas über Literatur und Autoren, von denen ich bis dahin noch gar nichts wusste, Anna Seghers, Bertolt Brecht, Emile Zola, Bruno Traven, Albert Maltz und andere. Die Bekanntschaft und die Zusammenkünfte in diesem Kreis waren für mich außerordentlich prägend.

In meiner Kleinstadt hatten kurz vor der endgültigen Kapitulation der Wehrmacht einige Arbeiter versucht, eine „Rote Arbeiterwehr“ ins Leben zu rufen. Das waren vorwiegend Sozialdemokraten. Kommunisten waren ja meist eingesperrt oder kaum zu Hause. Diese „Arbeiterwehr“ versuchte, ins politische Geschehen einzugreifen, bevor die Besatzung einrückte, kam aber bei dieser damit ganz schlecht an. Diese Genossen wandten sich auch an mich 15-Jährigen, weil sie meinten, ich müsse wegen der Geschichte meines Vaters zu ihnen gehören. So geriet ich auch hier, sagen wir mal, in Kontakt mit linken Kräften.

Mit Kriegsende 1945 war natürlich meine Mittelschule geschlossen. Ich hatte noch das letzte Schuljahr vor mir. Die Briten ordneten an, dass alle Jugendlichen meines Alters, wenn sie keine andere Arbeit nachweisen konnten, auf dem nahe gelegenen Fliegerhorst für die Briten Hilfsarbeiten verrichten mussten, Kartoffel

schälen oder anderes. Ich hatte Glück und bekam Arbeit als Laborhilfskraft bei den Nordmark-Werken, dem Arzneimittelbetrieb, von dem schon die Rede war. Dort bekam ich Kontakt zu Produktionsarbeitern und kam ins Gespräch mit Leuten, die ihre Gewerkschaftstätigkeit von vor 1933 wieder aufzunehmen versuchten. Ich traf auf ehemalige Sozialdemokraten und weiter links stehende Arbeiter, auch auf Kommunisten.

Dann fingen die Parteien an, sich zu organisieren. Ich habe außer an Gewerkschaftsveranstaltungen an vielen öffentlichen Versammlungen aller sich formierenden Parteien und besonders an Schulungsabenden eines sehr belesenen älteren KPD-Genossen teilgenommen. Es gab also viele Einflüsse, die mich schon 1945/46 als 16Jährigen in die Politik rutschen ließen, und so wurde ich als 20-Jähriger im Juli 1950 Gastdelegierter der KPD aus Schleswig-Holstein zum III. Parteitag der SED in Berlin.

Um dorthin zu gelangen, wurden wir Delegierten von einer in Schlutup bei Lübeck wohnenden Frau illegal über die Grenze geschleust. Es ging am dunklen Abend durch ein Kartoffelfeld, und auf der anderen Seite nahm uns eine vorbereitete sowjetische Patrouille in Empfang. Man verlud uns zunächst auf LKW, dann irgendwo auf einen Zug und nach einer fürchterlichen Fahrt fanden wir uns in Berlin wieder. Dort erlebte ich also diesen III. Parteitag, an dem mir vieles gewaltig imponierte und vieles Andere mich grenzenlos abstieß. Zunächst zu letzterem. Das Arrangement auf diesem Parteitag war so ganz und gar nicht nach meinem Geschmack, zum Beispiel das Auftreten blau uniformierter FDJ-Gruppen, oder der Einmarsch der kasernierten Volkspolizei oder das Auftreten von Gesangsgruppen der Jungen Pioniere. Das war mir alles zu uniform, zu militarisiert. Ich dachte, so etwas hätten wir Deutschen endlich hinter uns gelassen. Aber das war, wie gesagt, nur die eine Seite meiner Eindrücke.

Nun zur anderen Seite: Ich habe Teile der Rede von Walter Ulbricht in Erinnerung, die mich hell begeisterten. Er sprach u.a. über den Aufbau der DDR-Handelsflotte und darüber, wie diese Handelsflotte sich weiter entwickeln sollte. Dazu sagte er etwa folgendes: „Auf den Aufbau leistungsfähiger Häfen an der Ostseeküste der DDR wollen wir indessen verzichten, weil wir der Meinung sind, dass uns die leistungsfähigen Häfen in Hamburg, Kiel und Bremen wieder zur Verfügung stehen werden, wenn unsere Flotte voll funktionstüchtig geworden ist.“ Da sprach aus diesem Mann doch eine so ungeheure Zuversicht in der Richtung, dass die Spaltung Deutschlands bald überwunden werden könnte. Das imponierte mir sehr. Das muss ich sagen.

Im Februar 1946 wurde meine Mittelschule wieder eröffnet und ich konnte bis Ostern 1947 das letzte Schuljahr absolvieren. Ich schloss mit der Mittleren Reife ab und der Betrieb, in dem ich fast ein Jahr als Hilfskraft gearbeitet hatte, stellte mich als Laborantenlehrling wieder ein. Ich bekam einen Lehrvertrag mit

einer um ein Jahr verkürzten Lehrzeit, die normalerweise dreieinhalb Jahre betrug. So wurde ich Chemielaborant und die Arbeit machte mir unendlich viel Spaß.

Eines Tages schickte mich mein Laborleiter nach Hamburg-Eppendorf ins Physiologisch-Chemische Institut der Universität. Ich sollte dort in der Bibliothek etwas nachlesen, eine Information für eine bestimmte Forschungsaufgabe einholen. Darauf will ich hier nicht näher eingehen. Er hatte meine Aufgabe natürlich vorbereitet und die dortige Bibliothekarin hatte das Buch, in dem ich nachlesen sollte, herausgelegt. Sonst hätte ich mich wohl nicht zurechtgefunden. Ich kam zurück und hatte über meine Recherche in Hamburg meinen Bericht abzuliefern. Nachdem er meinen Bericht gelesen hatte und damit zufrieden war, sagte er: „Helmut, du müsstest studieren.“ Und das hat sich in mir festgesetzt. Dieser Gedanke beschäftigte mich. Aber das war für mich doch völlig indiskutabel. Ich stammte aus einer Arbeiterfamilie und dann noch aus einer verfolgten. In meiner ganzen Familie und in meinem häuslichen Umfeld gab es – außer dem genannten Arzt Hans – nicht einen einzigen Akademiker und in einem solchen Umfeld gibt es auch nur wenig Stimulation durch entsprechende Bücher. Das ist nun einmal so. Wie sollte ich einen Weg zu einer Uni finden? Ich bin schon der Meinung, dass der Mensch ein Produkt seiner Verhältnisse ist. Man wird von seinem Umfeld geformt, was einen allerdings nicht von der Verantwortung für sein eigenes Tun und Lassen im Leben freispricht.

Als Produkt meiner Verhältnisse, als der Sohn einer solchen Arbeiterfamilie, erscheint es mir ganz natürlich, dass ich in vieler Hinsicht und über manches anders dachte und denke, als zum Beispiel ein Sohn aus einer gehobenen sozialen Schicht, aus „besseren Kreisen“, gar aus einer bürgerlichen Gutsbesitzerfamilie. Solchem wird natürlich gewährleistet, dass er zum Abitur geführt und ihm so die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme eines Studiums geschaffen wird. Es gab also a priori fundamentale Unterschiede zwischen jungen Leuten so unterschiedlicher sozialer Herkunft. Von Chancengleichheit war keine Spur! Sieht es heute in Deutschland grundsätzlich besser aus?

Ich hielt ein Studium für mich für unmöglich, wie sollte das angestellt werden? Ich hatte ja nicht einmal Abitur. Aber dann eröffnete sich ein anderer Berufsweg: In den Jahren 1949/1950 entstanden wieder Geschäftsbeziehungen zwischen meinem Lehrbetrieb und einem Arzneimittelbetrieb in La Paz in Bolivien. Der dortige Partnerbetrieb war während des Krieges aus deutschen Händen enteignet und in Staatseigentum überführt worden. Jetzt, nach dem Kriege, wurde er reprivatisiert. Das Unternehmen in La Paz wünschte Arzneimittelwirkstoffe aus Westdeutschland zu importieren und diese vor Ort zu Pillen und Ampullen usw. zu formulieren (aufzuarbeiten). Dazu benötigte man natürlich Fachkräfte, die so etwas konnten. Und ich konnte so etwas!

So empfahl unser Direktor mich nach La Paz. Daraufhin schickte mir die „Drugeria Inti“ aus La Paz einen Fünfjahresvertrag, der mir zunächst außer-

ordentlich verlockend erschien. Aber als ich dann ob dieses Vorhabens das Gesicht meiner Mutter sah, sank mir die Courage. Konnte ich ihr und mir diese lange Trennung bis ans andere Ende der Welt wirklich antun? Bei mir überwog einfach die Angst vor dem Heimweh. Sie müssen bedenken, dass es noch keinen regulären Flugverkehr gab. Ich sollte daher mit dem Schiff nach Arica, einem chilenischen Pazifikhafen fahren, dann mit dem Zug durch Chile bis an den Fuß der Anden und dann mit einer Eselskarawane über die Anden nach Bolivien. Das waren um 1950 die Verkehrsbedingungen. Ich konnte mich nicht entschließen, das Angebot anzunehmen, obwohl der Vertrag attraktiv erschien. Laut diesem Vertrag hätte ich dort in den fünf Jahren so viel Geld verdienen können, um mir anschließend doch noch irgendwie ein Studium finanzieren zu können. Das bildete ich mir jedenfalls ein. Nachdem ich abgelehnt hatte, ist dann ein Kollege von mir dorthin gegangen. Für ihn ist es mit dem großen Geldverdienen allerdings nichts geworden, denn die Bolivianer besaßen damals die „Unverschämtheit“, ihre Zinngruben zu verstaatlichen. Das haben die Amerikaner ihnen ganz fürchterlich übel genommen und, wie üblich, den Wirtschaftsboykott verhängt. Es erging also in den 50er Jahren Bolivien so, wie es vielen anderen Staaten bis heute auch ergeht. Unter dem Einfluss der USA wurden und werden nationale und linksgerichtete politische Entwicklungen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zur Strecke gebracht. Ich könnte Beispiele genug nennen.

Für mich ergab sich für die weitere Berufsperspektive, zur gleichen Zeit dann aber eine ganz andere Chance. Ich erfuhr nämlich, dass in Hamburg eine Aufnahmeprüfung für die Arbeiter- und Bauernfakultät der Humboldt-Universität in Berlin abgehalten wurde. Zu dieser Aufnahmeprüfung habe ich mich sofort beworben. Rückschauend konstatiere ich, dass diese Möglichkeit mich in der Ablehnung des Bolivien-Angebotes bestärkt hat. Die Prüfung fand im damaligen Verlagshaus der Hamburger Volkszeitung statt. Das war die damals noch recht auflagenstarke Hamburger KPD-Zeitung. Dort unterzog ich mich dieser Aufnahmeprüfung, zu der der Direktor der Berliner ABF persönlich gekommen war. Man ließ uns einen Aufsatz schreiben: „Wie stelle ich mir den Kampf um die Wiedervereinigung meines Vaterlandes vor?“ Es waren auch Mathematiker unter den Prüfern, wir mussten also Mathematikaufgaben lösen und noch einiges andere. Wir waren aus dem nordwestdeutschen Raum ungefähr 30 Leute in meinem Alter, die an dieser Aufnahmeprüfung für die Berliner Universität in Hamburg teilnahmen.

Das alles ist für die heutige Generation, die nur das Zwei-Staaten-Deutschland kennen gelernt hat, unvorstellbar. Es war jungen Deutschen ja schon vor 30 Jahren, als die deutsche Spaltung so endgültig erschien, unvorstellbar. Aber 1950 war so etwas tatsächlich über die Zonengrenzen hinweg noch möglich. Nach der Prüfung hörte ich längere Zeit nichts über die Prüfungsergebnisse, aber im September kam der Bescheid, dass ich angenommen worden sei.

So hatte ich am 9. Oktober 1950 meine Koffer gepackt und fuhr guten Mutes mit einem Interzonenpass der britischen Militärbehörden in die sowjetische Zone, genauer nach Ostberlin. Solche Interzonenpässe von den Besatzungsbehörden brauchte damals jeder Deutsche, obwohl die BRD und die DDR schon zwei Jahre alt waren. Mein Pass galt nicht für die sowjetische Zone, sondern für Berlin. Das war eine Sonderregelung für die Viersektorenstadt.

Dort bekam ich folgerichtig nur eine Aufenthaltsgenehmigung für den „Demokratischen Sektor von Großberlin“, wie es im Osten offiziell hieß. Diesen Sektor durfte ich nicht in Richtung übrige DDR verlassen. Als ich einmal mit meiner Freundin, meiner späteren Frau, nach Angermünde, etwa 60 km nördlich von Berlin, zu ihren Eltern fahren wollte, haben mich die Grenzbewacher prompt aus dem Zug geholt und zurück geschickt. Ohne Einreisegenehmigung durfte ich nicht „einreisen“. Na, kurz und knapp, ich habe die Arbeiter- und Bauernfakultät in zwei Jahren absolvieren können, weil ich durch meine Mittelschule eine entsprechende Vorbildung hatte. Normalerweise waren Dreijahreslehrgänge zu durchlaufen. Mit der Hochschulreife in der Tasche begann ich in Halle an der Saale mit dem Chemiestudium. Dort blieb ich drei Jahre, sechs Semester, und wechselte dann nach Rostock. Der Hochschulwechsel gelang mir nur mittels eines ärztlichen Attestes, denn er war nicht gern gesehen in der DDR.

In Halle habe ich, um auf die von Herrn Krüger abgefragten speziellen Daten zurückzukommen, den 17. Juni 1953 erlebt. Ich bemühe mich zur Zeit so etwas wie eine Biografie für den Privatbedarf zu schreiben, also meine Lebensabenteuer zu Papier zu bringen und das, obwohl Marcel Reich-Ranicki gesagt haben soll: „Wer seine Biografie schreibt, hat etwas zu verbergen.“ Ich habe darin meine Eindrücke und Erlebnisse formuliert, die mir schon vor dem 17. Juni 1953 zu schaffen machten und die gewissermaßen die Vorgeschichte der Ereignisse verdeutlichen. Ich habe sie mitgebracht und hätte gern daraus vorgelesen, aber die Zeit ist zu knapp. Lassen Sie mich auf wenig eingehen. 1952 erlebte ich die Verwaltungsreform, die damals in der DDR stattfand. Hinter dieser Reform verbarg sich die Auflösung der Länder und die Schaffung von Bezirken. Dazu wurden die Bezirkstage „gewählt“. Zu dieser Bezirkstagswahl in Halle mussten wir Studenten, wenn wir Mitglied der Partei waren, aber auch andere aktive FDJ-ler, als Wahlhelfer in einem Wahllokal mithelfen. Wir haben am Vorabend der Wahl das Wahlbüro eingerichtet, mit Wahlkabinen und allem, was dazu gehört. Wunderbar, alles so, wie es sich gehört und wie ich es aus der Britischen Besatzungszone kannte. Wir waren zu dritt in unserer Wahlhelfergruppe, alle drei Absolventen der ABF in Berlin und nun Chemiestudenten, Klaus Kunze aus Hamburg, Waldemar Piefel aus Emden und ich.

Wir hielten als Wahlhelfer zusammen und erlebten, als wir am Wahltag morgens wieder in unser Wahllokal kamen, eine riesige Überraschung. Ich dachte, das kann doch wohl alles nicht ganz wahr sein! Von den Wahlkabinen war keine

Rede mehr, die waren über Nacht verschwunden. Es standen nur noch ein paar Tische da und darauf lagen Bleistifte. Dort hätte man sich vor aller Augen am Wahlzettel zu schaffen machen können, wenn man sich getraut hätte. Es traute sich kaum jemand. Die Zettel wurden nur gefaltet und in die Urne geworfen.

Im Laufe des Tages wurden dann die Wahlhelfer losgeschickt, um auch den letzten Wähler heranzuholen, damit sie sich unbedingt an der „Wahl“ beteiligten. Zu denen, die alt und krank waren, wurde man mit der „fliegenden Wahlurne“ geschickt. Diese Wähler durften dann an Ort und Stelle ihren Zettel falten und in die Urne stecken. Und so kamen die glorreichen Wahlsiege von 99 % für die Nationale Front des Demokratischen Deutschlands zu Stande. Das war ein fürchterlicher Schock für mich. Und ich habe darüber auch gemeinsam mit meinen anderen beiden Studienfreunden, dem Hamburger und dem Emdener, auf einer SED-Mitgliederversammlung einen erheblichen Skandal angefangen. Danach wäre es uns beinahe schlecht ergangen. Der Parteisekretär der Universität machte uns öffentlich fürchterlich die Hölle heiß, aber dann haute er uns raus, indem er schlicht so argumentierte: Die drei sind unsere Gäste und als solche sehen sie alles noch nicht richtig und haben noch zu lernen, wie wir hier in der DDR die sozialistische Demokratie entwickeln. So passierte uns eigentlich nichts. Dieser Mann begegnete mir sehr viel später wieder, als er Kaderchef im Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen geworden war. Ich bin ganz gut mit ihm zurechtgekommen.

So kriegte ich in Halle einen ersten Schock bezüglich des gesellschaftlichen Lebens in der DDR. Auch die Versorgungslage in der DDR und das allgemeine Lebensniveau empfand ich als katastrophal. An der ABF waren wir internatsmäßig untergebracht und hatten eigentlich wie unter einer Glocke gelebt – mit Vollverpflegung und so. Dazu war in Berlin die Versorgungslage deutlich besser als in Halle. Wir hatten also in Berlin eigentlich gar nicht mitgekriegt, wie der Lebensstandard in der DDR wirklich war und was sich gesellschaftlich abspielte im Lande.

Dieses Erlebnis mit der so genannten Wahl war für mich sehr ernüchternd. Ich war der Meinung, man hätte lieber auf so eine Wahl ganz verzichten sollen, als diesen Zirkus zu organisieren. Es gab weitere Schockmomente. Als 1953 Josef Stalin starb, wurde eine solche Trauer angeordnet, dass man dachte, die Welt müsse untergehen. Das war alles für mich wenig erfreulich. Aber dennoch sah ich in der DDR einen Staat im Aufbau, in dem es ganz konsequent antifaschistisch zugeht, in dem die Faschisten aus den Ämtern entfernt worden waren. Das wird ja heute, ich meine gewollt fälschlich, oft gern anders dargestellt. Immerhin waren die Großgrundbesitzer enteignet worden. Das hielt ich für ganz, ganz wesentlich. Denn auf den Gütern hatte sich schon in der Weimarer Zeit die schwarze Reichswehr etabliert, dort hatten sich die Freikorps gebildet, die von dort ihre Aufstände gegen die Weimarer Republik starteten. So sah und sehe ich es aus meinem

Geschichtsbild heraus. Diesem Treiben war in der DDR ein für alle Mal ein Ende gesetzt worden. Wir sagten uns, diese Kräfte haben zweimal die Führungselite gestellt für schlimme Kriege, die von Deutschland ausgingen. Denen ist hier das ökonomische Fundament entzogen worden. Das war für mich außerordentlich überzeugend und eine ganz notwendige politische Tat. Vieles andere, eben als Negatives genannte, war für mich Begleiterscheinung. Diese Erscheinungen passten mir zwar nicht, aber ich schluckte sie dennoch verhältnismäßig bereitwillig herunter.

Eine Eskalation vieler unglücklicher Entscheidungen der SED-Führung führte dann 1953 zu den schlimmen Ereignissen. Die SED-Führung war nach Stalins Tod verunsichert. Sie wusste nicht, was nun wohl geschehen würde. Malenkow, der in Moskau die Führung übernommen hatte, war eine eher schwache Figur. Ich denke, in Berlin vermutete man, dass in der Sowjetunion der ganze Sozialismus kippen könnte und infolge dessen auch hier. Jedenfalls wurde nun in aller Eile beschlossen, den „beschleunigten Aufbau des Sozialismus“ in der DDR zu organisieren. Das setzte bestimmte wirtschaftliche Maßnahmen voraus, erforderte eine Orientierung auf die Grundstoff- und Schwerindustrie usw. Als Folge davon kam es plötzlich zu Preiserhöhungen im Konsumbereich. So wurden Marmeladenpreise und die Brotpreise erhöht. So wurden die Arbeitsnormen verändert. Sie wissen vielleicht, was es alles an unpopulären Maßnahmen gab. Diese bildeten den Anlass dafür, dass sich der Volkszorn am 17. Juni Luft machte. Aber nach wie vor bin ich der Meinung, dass die Leute, die damals diese Demonstrationen, Streikbewegungen usw. gemacht haben, es nicht im Sinn hatten, den gesamten in der DDR eingeschlagenen Weg zu verlassen und das Regime vollständig zu stürzen. Ihr Zorn richtete sich auf Personen. Ein Plakat mit der Aufschrift „Spitzbart, Bauch und Brille sind nicht des Volkes Wille“ hing am Händeldenkmal auf dem Marktplatz in Halle. Gemeint waren Ulbricht, Pieck und Grotewohl.

Dann kam dazu, dass in Halle Geschäfte geplündert wurden, in Lebensmittelgeschäften die Fensterscheiben eingeschlagen wurden und so weiter. Aufständische beluden auf dem Bahnhof einen LKW mit Eisenbahnschienen, rammten damit gegen das Gefängnistor und holten unter anderen die Erna Dorn heraus. Diese, so hatte ich gelernt, sei eine KZ-Aufseherin gewesen, die zu 13 oder wie viel Jahren verurteilt worden war. Inzwischen wird es in der offiziellen bundesdeutschen Propaganda ganz anders dargestellt. Man behauptet, das sei eine Unterstellung, sie war gar keine KZ-Aufseherin, sondern eine Frau, die geistig gestört war. Die SED hätte das alles nur aufgebauscht mit dieser Erna Dorn. Ja, was soll man heute dazu sagen? Ich kann es nicht überprüfen. Ich bin schon der Meinung, dass es stimmt, wenn der George Orwell in seinem Buch „1984“² sagte: „Wer die

² George Orwell: 1984. Roman. Übers. von Michael Walter. 28. Auflage München 2006.

Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit“. Ich denke Sie verstehen, was damit gemeint ist. Eine geschichtliche Situation wird immer aus der Sicht derjenigen dargestellt, die in der Gegenwart die Macht haben. Dann sehen die Ereignisse anders aus, als wenn sie aus der Sicht derjenigen, die früher die Macht hatten, dargestellt werden. So ist es eben.

Ich schätze also insgesamt die Ereignisse um den 17. Juni nach wie vor abweichend von der heutigen offiziellen Beurteilung ein. Es waren Elemente des Volksaufstandes da, das will ich nicht bestreiten. Es wurde aber die ganze Geschichte kräftig geschürt – durch den RIAS und durch andere propagandistische Einflüsse, insbesondere in Berlin. Andererseits verliefen die Ereignisse weitgehend chaotisch. Man war vom Westen aus nicht in der Lage, das Ganze nun wirklich durchzuorganisieren. In Halle habe ich ganz schwachsinnige Geschichten beobachtet. Am Thälmannplatz, an dem ich wohnte, meine Studentenbude hatte, wurde das Straßenschild Thälmannplatz abgerissen und Riebeckplatz rangeschrieben. Der Platz hatte vor Kriegsende Riebeckplatz geheißen. Zur gleichen Zeit haben die Demonstranten an einer anderen Straße, der Wilhelm-Pieck-Straße, dieses Straßenschild abgerissen und Thälmann-Straße angenagelt. Es ging also wirklich recht turbulent zu.

Nun meine Meinung zum 23. Oktober 1956: Das war der Aufstand in Ungarn. Wenn ich an 1956 denke, denke ich aber zunächst daran, dass meine Frau und ich in den Semesterferien mit einem Interzonenpass in Uetersen bei meinen Eltern waren. In dieser Zeit, nämlich am 17. August, erfolgte das Verbot der KPD in der Bundesrepublik. Sofort drangen am gleichen Nachmittag zwei Polizisten bei uns ein und hielten solange eine Hausdurchsuchung, bis sie die KPD-Mitgliedsbücher meiner Mutter und meines Vaters gefunden hatten und mitnahmen. Mein Vater war gar nicht zu Hause, sondern noch zur Arbeit – dachten wir. Er kam erst abends verspätet. Die Polizei hatte ihn im Betrieb abgefangen und sogleich zu einer dreistündigen Vernehmung mit in die Kreisstadt genommen. Das Timing der Polizei war also „hervorragend“. Wie gesagt, das KPD-Verbot war am Morgen verkündet worden und sofort reagierte die Exekutive der Adenauer-Staatsmacht. Das sind zunächst meine persönlichen Erinnerungen an das Jahr 1956.

Natürlich denke ich auch daran, dass 1956 in Budapest ein Aufstand losbrach. Ich wusste natürlich, dass dort damals eine Art Entstalinisierung im Gange war, wie sie in den sozialistischen oder in den Ostblockländern – wenn man das Wort sozialistisch weglassen will – seit dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 erwartet wurde. Aber solche Prozesse verlaufen nicht unkompliziert, sondern sie werden leider oftmals blutig. So war es auch in Budapest. Dass der Mátyás Rákosi, er war damals ein führender Parteifunktionär, von der Führung verschwinden musste, entsprach schon ganz und gar meinem Empfinden und meiner Auffassung von der Sache. Aber dass es im Ergebnis der Ablösung von

Mátyás Rákosi dann zu einem Aufstand kam und in Budapest Kommunisten mit den Beinen nach oben an den Laternen hingen, das war die andere Seite der Medaille. Dieser antikommunistische Terror ist offensichtlich auch heute nicht zu leugnen. Als Reaktion darauf rollten die sowjetischen Panzer. Ich kenne ungarische Kollegen, die schlicht vom Krieg sprechen, wenn von 1956 die Rede ist.

Eindrücke dieser Art haben mich als damals jungen Mann, der ich mir eine alternative Gesellschaftsordnung wünschte, doch mit ständigen Zweifeln erfüllt und ich schätze diese vielen Jahre heute als eine Periode meines ewigen Zweifels ein. Ich war immer hin- und hergerissen zwischen diesen Ereignissen. Aber prinzipiell blieb es meine Auffassung, dass der eingeschlagene Weg, die Enteignung des Großgrundbesitzes, die Überführung der Großbetriebe in Volkseigentum, der richtige Weg war. Und das gilt bis heute.

Dann kam der 13. August 1961, um zum nächsten Termin überzugehen. Und der hat natürlich auch seine Vorgeschichte. Der Kalte Krieg war auf seinem Höhepunkt. Die „Roll-Back“-Politik des damaligen amerikanischen Außenministers John Foster Dulles war kaum noch zu überbieten. Die von Westdeutschland ausgehende Propaganda, ja Hetze, gegen den Sozialismus und die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR erreichte ungeahnte Ausmaße. Es wurde eine Psychose im Volk erzeugt und Tausende, ich weiß nicht, Zehntausende, Hunderttausende wanderten nach dem Westen ab. Sie wurden dort mit offenen Armen aufgenommen. Nach der Restauration der kapitalistischen Verhältnisse in Westdeutschland herrschte gerade Hochkonjunktur, und man brauchte in der Bundesrepublik viele qualifizierte Arbeitskräfte. Man holte sie damals ja aus Jugoslawien, aus Spanien und aus der Türkei. Damals begann die Einwanderung der Türken. Aber am liebsten nahm man natürlich deutsche Arbeitskräfte, besonders dann, wenn sie auf Staatskosten hier in der DDR gut ausgebildet worden waren. Diesen „Flüchtlingen“ hatte ihr Studium keinen Pfennig gekostet. Mehr noch, sie hatten fast alle 180 oder 150 Mark Stipendium bekommen. Für die DDR war es schon eine schlimme Geschichte mit dieser Massenflucht. Die Drahtzieher und Organisatoren, die dahinter standen, wussten natürlich, dass so eine wirtschaftliche Ausblutung die DDR schwächte.

Zur weiteren Erhellung des Mauerbaus will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die die Ausblutung der DDR im Kleinen veranschaulicht: Im damaligen Berlin hat jemand noch 20 Pfennig West in der Tasche. Damit geht er im Westen in eine Wechselstube und bekommt dafür 1 Mark Ost. Damit geht er über die Straße in den Ostsektor und kauft sich eine Flasche Bier: 48 Pfennig plus 30 Pfennig Pfand, macht 78 Pfennig. Er trinkt sein Bier, gibt die Flasche im Westsektor als Pfandflasche gegen 20 Pfennig (West) zurück. 30 Pfennig (Ost) hatte er als Pfand bezahlt. Er hat ein Bier getrunken, noch 22 Pfennig (Ost) in der Tasche und seine eingesetzten 20 Pfennig (West) wieder zur Verfügung, mit denen er den Zyklus reproduzieren kann. Dazu tauscht er sie gegen 1,0 Mark (Ost) usw. Am Abend ist

er total betrunken und hat die Taschen voller Geld: pro Flasche 22 Pfennig (Ost) „Rendite“.

So waren die realen Verhältnisse in Berlin, bevor die Mauer gebaut wurde. Das konnte kein Staat aushalten, schon gar nicht die DDR, die praktisch für ganz Deutschland die Reparationen an die Sowjetunion gezahlt und die Demontagen ertragen hatte und die auch aus der laufenden Produktion noch ständig Reparationen zu liefern hatte. So konnte es nicht gehen. Irgendetwas musste sich die Regierung einfallen lassen.

Hinter ihr stand der Warschauer Pakt. Dessen Regierungen unterstützten das Bemühen um die Beendigung dieses Ausblutens natürlich. Ich weiß nicht, wer eigentlich der „spiritus rector“ des Mauerbaus war. War es Chruschow, war es Ulbricht? Wir wurden jedenfalls hier eingemauert, und das war für mich fürchterlich. Ich fühlte mich ganz schlimm betroffen. Man hatte mich von meinen Eltern „abgemauert“, von meiner Mutter, die schon in den zwölf Jahren Nazizeit die wiederholte Trennung von meinem Vater hatte aushalten müssen – eine schlimme Geschichte. Andererseits verstand ich natürlich, dass staatlicherseits dem geschilderten Wirtschaftskampf gegen die DDR wirksam begegnet werden musste.

Aber auch Folgendes ist nicht zu leugnen: Es gab aus meiner Sicht nach dem Aufhören der Ausblutung in wenigen Jahren einen spürbaren wirtschaftlichen Aufschwung. Allerdings erfolgte zunächst infolge der Kollektivierung vorübergehend ein Einbruch in der landwirtschaftlichen Produktion mit schwerwiegenden Folgen für die Lebensmittelversorgung. Wie spürte ich persönlich den wirtschaftlichen Fortschritt? Nachdem ich Assistent und damit Gehaltsempfänger geworden war, hatte ich den Kauf eines Autos im staatlichen Autohandel beantragt. Die drei Jahre Wartezeit waren herum und wir bekamen im März 1961, also noch vor dem Mauerbau und drei Tage vor Geburt unseres Sohnes unseren Trabant geliefert. Man mag das Auto belächeln, aber zu der Zeit gab es auch in der BRD noch den Leukoplastbomber „Lloyd“.

Wir hatten weiterhin einen Kühlschrank bestellt, den damals üblichen sehr guten 60-Liter-Kühlschrank, der im Herbst 1961 geliefert wurde. Wir hatten weiterhin ein Fernsehgerät bestellt. So lief es eben in der Planwirtschaft der DDR, man musste bestellen und warten, bis geliefert wurde. Aber bis dahin hatte man auch angespart, konnte bezahlen und verschuldete sich nicht. Im Dezember 1961 nahmen wir das Gerät in Empfang und konnten zum Jahresende fernsehen.

Die Regierung hatte schon vor dem Mauerbau etwas unternehmen müssen, um die Abwanderung der Ärzte zu stoppen. Dazu waren bei den Wohnungsämtern so genannte „Ärztekontingente“ eingerichtet worden. Meine Frau war Zahnärztin und bekam zum 1. August 1961 aus dem Rostocker „Ärztekontingent“ eine kleine bescheidene Zweieinhalbzimmer-Wohnung zugewiesen. Endlich konnten wir zusammen mit unserem Sohn in eine eigene Wohnung ziehen und sie im gleichen

Jahr noch mit den genannten Geräten ausstatten. Vorher hatten wir unter wirklich ganz erbärmlichen Wohnverhältnissen hausen müssen. So gestaltete sich das Jahr 1961 in wirtschaftlicher Hinsicht zum erfolgreichsten meines bisherigen Lebens. Last but not least konnte ich am 21.12.1961 auch noch meine Doktorarbeit erfolgreich verteidigen. Aber es änderte nichts, ich war von meinen Eltern abgemauert. Zweifel also, immer wieder Zweifel an dem, was in der Gesellschaft geschieht und was mit mir geschieht und welchen Anteil ich selbst daran habe.

Nun zum nächsten Datum: Es näherte sich der 21. August 1968. Ich habe versucht, Ihnen die Entwicklung zu schildern, so wie ich sie sah. In all den Jahren überlegte ich natürlich immer, dass man diesen „Realen Sozialismus“, so wie er sich darstellte, in vieler Hinsicht ändern musste. So konnte es auf die Dauer nicht gehen. Andererseits hatte ich in gewissem Maße Verständnis für die Gegenmaßnahmen, die nach dem 17. Juni oder nach dem Aufstand in Ungarn getroffen worden waren. Auch die in Polen getroffenen Maßnahmen gegen wiederholte Unruhen hielt ich im Prinzip für akzeptabel.

Als sich 1968 die Verhältnisse in der ČSSR in Richtung auf den so genannten „Prager Frühling“ entwickelten, sah ich die Dinge aber anders. Dort war die Reformbewegung nicht gegen die KPČ entstanden, wie früher gegen die Führung der SED in der DDR oder gegen die politische Führung in Ungarn oder gegen die Arbeiterpartei in Polen usw. In der Tschechoslowakei war die auf die Veränderung des Systems gerichtete Bewegung also nicht von außen her gegen die Partei gerichtet, sondern sie entstand vielmehr aus der KPČ heraus. Es war also eine Entwicklung, die in der Partei durch Alexander Dubček und seine Anhänger eingeleitet worden war. Auf diese tschechischen Ereignisse setzte ich jetzt große Hoffnung und war gespannt auf das, was dort wohl weiter geschehen würde. Aber dann kam mit dem Einmarsch der sowjetischen Panzer die große Ernüchterung. Auch dort rückten die sowjetischen Panzer ein und ich fragte mich, ob eine Veränderung im Sinne einer Weiterentwicklung des bestehenden Systems grundsätzlich überhaupt möglich sei.

Offiziell waren die Truppen des Warschauer Vertrages einmarschiert und heute wird behauptet, dass die NVA beteiligt gewesen wäre. Ja, die DDR war politisch-moralisch beteiligt. Sie hat die beschlossenen Maßnahmen des Rates der Warschauer Vertragsstaaten mitgetragen und offiziell verlauten lassen: Wir, die Warschauer Vertragsstaaten, sind einmarschiert, um „den Sozialismus zu retten“.

Ich persönlich bin allerdings bis heute der Auffassung, dass real nicht ein einziger Soldat der Nationalen Volksarmee auf dem Boden der Tschechoslowakei gestanden hat. Wenn dort einer gewesen wäre, hätte die BILD-Zeitung oder wer auch immer, diesen längst ausfindig gemacht und ihn gegen gutes Geld seine Geschichten über das, was er dort gesehen oder getrieben hätte, erzählen lassen. Aber diesen Soldaten hat man nicht finden können, und deswegen konnte man ihn

nicht auftreten lassen. Nicht einen einzigen, der in der Tschechoslowakei dabei gewesen wäre, hat man meines Wissens bisher auftreten lassen können.

Noch einmal: Die tschechischen Ereignisse waren für mich außerordentlich ernüchternd. Von da an kam ich zu dem Schluss, dass wohl etwas Grundsätzliches am „Realen Sozialismus“ geschehen muss und ich habe mich oft gefragt, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, die Tür wirklich hinter mir zu zuknallen und mir meinen Stuhl vor die Tür zu setzen? Aber was hätte ich erreicht, wenn ich mich damals zum Märtyrer gemacht hätte? Mir war klar, dass meine Laufbahn an der Universität natürlich zu Ende gewesen wäre, wenn ich das Parteibuch abgegeben hätte.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse im „Realen Sozialismus“ entsprachen zwar in so mancher Hinsicht nicht meinen Vorstellungen und Träumen, aber meine Distanziertheit richtete sich in erster Linie gegen die stalinistischen Cliquen, welche immer noch die Macht usurpiert hatten. Meine Distanziertheit richtete sich gewiss nicht gegen ein anderes und von anderen Führungskräften mit anderen, demokratischen Methoden repräsentiertes sozialistisches System. Ich wollte nach wie vor unter gar keinen Umständen eine Restauration des Kapitalismus. Seit früher Jugend galten meine politischen Sympathien der Entmachtung der kapitalistischen Konzerne und der Großgrundbesitzer usw. Ich habe das vorhin bereits gesagt. Weil die DDR diese Grundsätze verwirklicht hatte, war ich doch immer für diesen Staat eingetreten. Musste ich deshalb jetzt nicht mithelfen, die unsinnigen und ungerechten undemokratischen Herrschaftsmethoden in diesem Staat zu überwinden? Wenn ich diese Art von „Realem Sozialismus“ schon mit angerichtet hatte, war es dann nicht meine moralische Pflicht und Schuldigkeit, ihn auch wieder zurecht zu rücken, ohne das Regime grundsätzlich in Frage zu stellen? Ich sagte mir, dass man mit Passivität gar nichts erreicht. Musste ich nicht eher aktiv sein und wenigstens in meinem kleinen Arbeits- und Lebensbereich versuchen, Einfluss auszuüben und für meine ursprünglichen Vorstellungen vom Sozialismus einzutreten? Insofern war ich immer ein Aktivist, ich war niemals ein Mitläufer. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, mich bis 1989 entsprechend dieser Devise zu verhalten.

Nach den Hoffnungen, die ich seinerzeit auf Dubček und seine Bewegung gesetzt hatte, hoffte ich in den 1980er Jahren auf Gorbatschow. Würde sogar das „Mutterland des Sozialismus“ endlich einen Weg einschlagen, wie es 20 Jahre zuvor in Prag schon einmal versucht worden war? Selbstverständlich habe ich von Anfang an meine Akzeptanz der Linie Gorbatschows öffentlich zu erkennen gegeben. Insbesondere die Parteimitglieder unter den Studenten wussten es in den Parteiversammlungen stets hoch zu würdigen, wenn ich in entsprechender Weise auftrat. Es war doch so, dass die meisten DDR-Bürger große Erwartungen in die Perestroika Gorbatschows hegten. Die Studenten bildeten da keine Ausnahme. Da Gorbatschow im eigenen Land, in der Sowjetunion, nach meinen Erfahrungen mit

Fachkollegen aus diesem Land wenig auf Gegenliebe stieß und nicht viel galt, habe ich damals formuliert: „In der UdSSR hat die richtige Führung das falsche Volk und in der DDR hat das richtige Volk die falsche Führung.“

In dieser Überzeugung habe ich dann zunächst auch die weitere Entwicklung gesehen. Dann begannen die so genannten Montagsdemonstrationen in Leipzig usw. und ich hatte immer noch die Hoffnung auf eine Reform und eine bessere Entwicklung der sozialistischen Verhältnisse. Meine Hoffnungen wurden bitter enttäuscht und ich musste begreifen, dass mein Vertrauen auf Gorbatschow ein schwerer Fehler war. Die Gegner des Sozialismus haben alle Register gezogen, um die notwendigen Reformbestrebungen zur Vernichtung des ihnen verhassten Systems auszunutzen. Konnte Gorbatschow das nicht erkennen oder wollte er das nicht erkennen?

Was er wirklich zustande gebracht hat, war nicht die Reform des sowjetischen Sozialismus, sondern dessen sofortige und bedingungslose Liquidierung. Meines Erachtens ist seine Politik, seine Scharlatanerie für diese Entwicklung verantwortlich. Ein kleines Beispiel der Scharlatanerie: Sein Alkoholverbot war nach allen Erfahrungen mit der Prohibition in den USA nicht nur dumm, sondern sträflich.

Was ist denn letzten Endes nach Gorbatschow herausgekommen? Eine Gesellschaft, in der man 15 Jahre später in Moskau einen Magnaten, einen Multimilliardär, den reichsten Mann Russlands (!) verurteilt und eingesperrt hat, weil er sich mit dem Öl oder mit der Energie grenzenlos bereichert und dann keine Steuern bezahlt hat. Ich frage Sie, was ist das für eine Gesellschaftsordnung, die dort im Ergebnis der Perestroika aus der Taufe gehoben wurde? 1989/90 hatten alle Sowjetbürger nichts, kein Eigentum, um davon zu leben oder gar andere auszu-beuten. Jeder besaß nur die Güter für das tägliche persönliche Leben. Dort herrschte „Kommunismus“ (in Anführungsstrichen). Und wie kann in den wenigen Jahren seither eine solch ungeheure soziale Differenzierung eintreten? Die deutsche Presse vergießt fleißig Krokodilstränen, wenn dieser Typ – Michael Chodorkowski –, der sich auf Kosten des Volkes die Milliarden angeeignet hat, heutzutage aus irgendeinem Grund von seinen Konkurrenten gleicher Qualität hinter Schloss und Riegel gebracht wird. Das ist doch alles ganz fürchterlich.

Heute halte ich Gorbatschow für alles andere als einen Wohltäter oder einen, der den Sozialismus befördern wollte. Vielmehr halte ich ihn heute schlicht und einfach für einen gekauften Verräter. Denn er hat in Massen westliches Geld angenommen, er lebt in Saus und Braus, er hat sich mit Orden und Ehrenzeichen überhäufen lassen und so weiter, und er hat seine Genossen in anderen Ländern des Ostblocks gnadenlos ihrem Schicksal überlassen.

Ich habe gerade ein kleines Büchlein des Spottless-Verlages von einem Justus Denkmann „Wahrheiten über Gorbatschow“³ gelesen. Ich muss in der Beurteilung ein bisschen vorsichtig sein, ich kenne weder den Verlag noch weiß ich, wer dort publiziert. Ich habe nur dies einzige Büchlein aus dem Verlag gelesen und ich weiß auch nichts über den Autor. In diesem Büchlein steht geschrieben, dass Gorbatschow, als er 1989 zum 40. Jahrestag der DDR mit dem Flugzeug in Berlin-Schönefeld gelandet war, den DDR-Verteidigungsminister, Heinz Keßler, gefragt hat: „Wie kommt ihr mit unseren Truppen zurecht, Genosse Keßler?“ Und dieser soll geantwortet haben: „Gut!“ Daraufhin riet Gorbatschow ihm dringend, dieses gute Verhältnis beizubehalten, denn: „Wir lassen Euch nicht im Stich.“ Als später dann hier die Siegerjustiz über ehemalige DDR-Größen Gericht hielt, hat kein Gorbatschow auch nur das Geringste zu deren Gunsten unternommen. Wobei man sich erinnern sollte, dass ohne die eindeutige Zustimmung, wenn nicht auf Veranlassung der Moskauer Führung das Grenzregime an der DDR-Westgrenze, dessen Keßler angeklagt war, nie möglich gewesen wäre. Wie viele ehemalige DDR-Bürger können nicht ein Lied darüber mitsingen, wie hier nach der „Wende“ mit ihnen umgegangen wurde.

Nun noch zum 9. November 1989: Als an diesem Tage die Mauer aufging, es war genau am 86. Geburtstag meines Vaters, saß ich mit meinen Verwandten in Uetersen vor dem Fernsehgerät und beobachtete, was in Berlin passierte. Ich hatte Tränen in den Augen, wie ich sah, mit welcher Begeisterung die Massen aus Ost und West sich gegenseitig in die Arme schlossen. Diese rührseligen Gefühle wurden leider bald getrübt. Bis dahin war in Leipzig und in anderen Großstädten der DDR unter der Losung demonstriert worden: „Wir sind **das** Volk.“ Ich stand emotional und rational hinter dieser Losung, ich stand weitgehend auf der Seite der Demonstranten.

Aber bald nach dem Fall der Mauer waren es in Dresden plötzlich nicht mehr DDR- und BRD-Fahnen, sondern ausschließlich nur noch die letzteren, unter denen man demonstrierte. Und die Losung hieß nicht mehr: „Wir sind **das** Volk,“ sondern „Wir sind **ein** Volk.“ Da wurde ich skeptisch und von meiner Rührung am 9. November blieb wenig übrig. Jetzt gaben Helmut Kohl und seine Mannen eindeutig den Ton an. Widerlich, wie man den Ministerpräsidenten Hans Modrow brüskierte und vorführte. Jetzt ging es nicht mehr darum, die DDR zu verändern, zu erneuern und zu verbessern, wie ich es gerne gesehen hätte. Jetzt ging es schlicht und einfach darum, sie abzuschaffen. Was anderes konnte die Losung „Wir sind **ein** Volk“ anderes zum Ziele haben? Kohl hat es auch ausgesprochen.

Was 40 Jahre hier gewachsen war, wurde dem Sieger des „Wettbewerbs zwischen Systemen“ ausgeliefert, dem wirtschaftlichen Sieger. Plötzlich galt die Losung: „Kommt die Westmark, bleiben wir, kommt sie nicht, gehen wir zu ihr.“

³ Justus von Denkmann: Wahrheiten über Gorbatschow. Berlin 2005 (Spotless-Reihe 183).

Darin sah ich übrigens schon immer das wesentliche Motiv der gesamten Flucht- und Auswanderungsbewegung aus der DDR. Natürlich waren hier manche Menschen in unberechtigter, unqualifizierter Weise Druck und Verfolgung ausgesetzt gewesen. Andere hatten nächste Verwandte in Westdeutschland, und ich kann voll verstehen, dass bei all diesen der Druck groß war, das Land zu verlassen und überzusiedeln. Aber die meisten, die der DDR den Rücken kehrten und ihrem Drange folgten, würde man heute in der offiziellen bundesdeutschen Politik als „Wirtschaftsflüchtlinge“ bezeichnen. Die meisten, die die DDR verließen oder zu verlassen trachteten, suchten das bessere Leben, das dolce vita mit der Westmark. Dabei ist ihr damaliges materielles Lebensniveau in der DDR natürlich überhaupt nicht mit der wirtschaftlichen Not der heutigen Flüchtlinge aus Osteuropa oder aus dem asiatischen und afrikanischen Raum zu vergleichen.

Noch schlimmer und unerträglich für mich war dann allerdings nach der „Wende“ das Verhalten vieler Menschen, die ich bis dahin für meine Freunde und für meine loyalen Kollegen gehalten hatte. Diese Wendehälse entdeckten plötzlich, dass sie „schon immer dagegen“ gewesen waren, für mich unvorstellbar. Und manche von diesen begriffen schnell, dass sie sich komfortabler betten konnten, wenn sie sich frühere Freunde unter die Füße traten. Rückschauend auf mein Berufsleben muss ich leider feststellen, dass es mit meiner Menschenkenntnis insgesamt schlecht bestellt war.

Heute liest man zum Beispiel in einer Biographie, wie jemand im Auftrage des DDR-Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen mit offiziellen Kommissionen ins Ausland gesandt wurde, aber politisch schon immer auf der anderen Seite stand. Für wie naiv hält der Autor den Leser? Bei einer seiner Auslandseinsätze trifft er in einem afrikanisches Land auf eine Gruppe von jungen Deutschen, die als Vertreter der FDJ dort Entwicklungshilfe leisten. Und er beurteilt diese seine Landsleute etwa folgendermaßen: „Sie waren natürlich alle gründlich auf Zuverlässigkeit überprüft. Sie hatten sich das Vertrauen der DDR-Oberen erworben, sonst hätte man sie nicht ins Ausland gelassen. Aber sie waren trotzdem intelligent und erfüllten ihre Aufgaben.“

Da möchte ich doch fragen, in welchem Maße hat erst der Autor selbst als ein Mitglied einer offiziellen Regierungsdelegation zu offiziellen Regierungsverhandlungen sich der Zuverlässigkeitsprüfung unterziehen und das Vertrauen der DDR-Oberen erwerben müssen. Jedenfalls muss er Vertrauen in weit höherem Maße genossen haben, als die FDJ-Studenten, die dort mit dem Spaten arbeiteten.

Ich persönlich kam für bestimmte Aufgaben nicht in Frage; ich hatte Westverwandtschaft. Erst ab etwa 1980 durfte ich wenigstens zu einigen wissenschaftlichen Veranstaltungen ins NSW (Nichtsozialistisches Währungsgebiet) reisen. Lassen Sie mich das Ganze vorerst beenden. Ich habe eine Stunde geredet und Sie wissen so etwa, wen Sie vor sich haben.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Sebastian Leder und Carl Christian Wahrmann

Kersten Krüger:

Das tut bestimmt niemandem leid. Es war erregend, es war aufregend, es war gewinnbringend. Wir haben jetzt noch die Ausspracherunde; und ich eröffne jetzt die Rednerliste für Rückfragen.

Sebastian Leder:

Ja, ich habe eine Frage. Sie sagten, Ihre Mutter habe während der zwölf Jahre Naziherrschaft sehr gelitten, weil Ihr Vater nicht da war und Sie stellten es dar, dass es auch sehr traurig gewesen war. Nun frage ich mich, warum haben Sie dann nicht überlegt, wieder nach Hause zu gehen. Wenn Sie hier in der DDR schließlich Chemie studierten. Sie haben zwar gesagt, die DDR, dieses System finden Sie gut, aber Familie ist ja trotzdem immer noch etwas anderes.

Helmut Kristen:

Ja, wie gesagt, als ich herkam war ich fest davon überzeugt, dass diese deutsche Spaltung so etwas Absurdes ist, dass sie nicht von Dauer sein kann. Für mich war es überhaupt keine Frage, dass Deutschland wieder vereinigt sein würde, wenn ich mit dem Studium fertig wäre und dass der Schwachsinn mit der Bizone, Trizone usw. dann bereits Geschichte ist. Meine Hoffnung war groß, insbesondere nach den Noten, die Stalin im März und April 1952 an die Westmächte geschickt hatte. Danach hätte es für Deutschland eine Lösung geben können wie für Österreich: Ein neutrales Deutschland, nicht in der NATO, ähnlich also, wie das später mit dem österreichischen Staatsvertrag 1955 geregelt wurde. Darauf richtete sich meine große Hoffnung, aber es zog sich hin und zog und zog sich hin und es gab keine Entscheidung.

Dann konnte ich 1958 mein Studium abschließen und mein Diplomvater bot mir eine Doktorarbeit an, worauf ich stolz war. Der DDR war und bin ich bis heute dankbar für die Studienmöglichkeit. So blieb ich hier. Hier habe ich einen wunderschönen Beruf, den des Diplomchemikers, studieren dürfen und habe interessante Arbeiten machen können, die mir Spaß machten. Ich hatte einen Beruf, in dem ich Erfüllung fand, der mich schon als Chemielaborant fasziniert hatte. Es gab hin und wieder Überlegungen zurückzugehen, aber die Verbundenheit mit der DDR überwog und daher ist der Rückkehrwunsch immer zurückgetreten. Ich wollte mich nicht einreihen bei denjenigen, die ein kostenloses Studium in Empfang nahmen und dann schnöde alles im Stich ließen und den Weg in den Westen antraten. Das hielt ich damals und halte es noch heute für unmoralisch.

Catharina Trost:

Meine Frage lautet: In Ihrer Biografie sind auch Auslandsaufenthalte zu finden, also Redereisen, Vorträge und so etwas. Wohin haben Sie die denn gemacht? Und wenn Sie die nach Westdeutschland gemacht haben, war dann nicht wirklich die Moral hintenan gestellt, schon fast? Also, das man dann sagte, Mensch, ich bin hier doch irgendwie zuhause?

Helmut Kristen:

Na ja, nach Westdeutschland wurden Reisen erst wieder in den letzten Jahren der DDR möglich. Zunächst konnte ich nur dienstliche Reisen ins sozialistische Ausland machen. Ich war in Ungarn, der ČSSR, Polen, Jugoslawien und der UdSSR.

Nach der Dritten Hochschulreform, wir kommen jetzt endlich auf dieses Thema, entwickelten wir zunächst einmal eine neue Arbeitsrichtung. Diese bedeutete einen Bruch mit dem bisherigen Forschungsgegenstand am Institut für Organische Chemie. Die Forschungsarbeiten über Kohlenhydrate wurden eingestellt. Wir Befürworter der Hochschulreform konnten das nicht verhindern und wollten es wohl auch nicht. Wir tragen also hier zumindest die Mitverantwortung, wobei sich unsere Haltung durchaus begründen lässt.

Erst nach ungefähr zehn Jahren, also ab Ende der Siebziger Jahre, konnten wir – und ich hatte inzwischen neue Einsichten gewonnen – in unserem Wissenschaftsbereich Organische Chemie mit einer gewissen Teilkapazität zur Kohlenhydratchemie zurückkehren, auf das Gebiet also, auf dem bis 1968 mein Doktorvater gearbeitet hatte, bis es nicht mehr ins Konzept der Hochschulreform passte.

Folgendes war eingetreten: Beim Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) gab es eine Arbeitsgruppe, die sich mit der Grundlagenforschung über Kohlenhydrate befasste. Der RGW wurde im Westen COMECON genannt. Mitglieder dieser Arbeitsgruppe waren unter anderen solche international bekannten Wissenschaftler wie die Professoren Bognar aus Budapest, Kochetkow aus Moskau, Zamoyski aus Warschau. Sie fragten sich, was eigentlich die DDR mit ihrer früheren Kohlenhydratchemie gemacht hatte. Ein mit diesen Wissenschaftlern bekannter DDR-Kollege, Prof. Philipp (Institut für Polymerenchemie, Potsdam-Seehof), war bei einem Treffen gebeten worden zu ergründen, warum man diese Arbeitsrichtung eingestellt habe. Er hat das in der Berichterstattung seinem Akademiepräsidium und dem Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen mitgeteilt. Danach wendete sich das Blatt: Donnerwetter! Sowjetische Wissenschaftler lassen anfragen, warum man in der DDR keine Kohlenhydratchemie mehr betreibt. Dann muss doch etwas daran sein. Folglich durften oder sollten wir uns wieder in diese Richtung orientieren.

Zu der Zeit war ich Sektionsdirektor und hatte gewisse Möglichkeiten, Forderungen anzumelden und teilte mit, dass wir uns für die Kohlenhydratchemie

unter der Bedingung interessieren würden, dass man uns in materieller und ideeller Hinsicht unterstützte. Das bedeutete primär: Wir brauchen Verbindungen zu den Zentren der Kohlenhydratchemie im internationalen Maßstab. Natürlich zunächst in die Länder des sozialistischen Lagers aber dann auch nach Westeuropa und darüber hinaus. So gelang es mir, 1982 eine Reisegenehmigung nach Amerika zu einem internationalen Kohlenhydratkongress in Ithaca zu bekommen, wobei die Finanzierung im Rahmen des Universitätsvertrages mit der Brown University in Providence R.I. erfolgte. In Ithaca lernte ich mehrere Fachkollegen kennen. Prof. Gomez-Sanchez lud mich zu einem Besuch seiner Arbeitsgruppe nach Sevilla in Spanien ein. Er hatte zufällig seinen Posterstand neben meinem, und 1989 konnte ich dorthin fahren.

Ferner konnte ich verschiedene westdeutsche Kollegen kennen lernen. Diese lud ich nacheinander zu Kolloquien nach Rostock ein. Mit Gegeneinladungen antworteten die Professoren Reinhard Brossmer (Heidelberg), Horst Kunz (Mainz), Richard R. Schmidt (Konstanz), Joachim Thiem (Münster) und andere. So kam es 1988 zu einer Vortragsreise durch die Bundesrepublik, was natürlich ein Erlebnis für einen DDR-Naturwissenschaftler war. Ich hatte inzwischen eine Vortragsreise in die Tschechoslowakei und nach Polen genutzt, um dort mühsam wieder unter Kohlenhydratchemikern Fuß zu fassen. Die Finanzierung der BRD-Reise wurde von den einladenden westdeutschen Instituten übernommen; den hiesigen Behörden war wegen des chronischen Devisenmangels eine Finanzierung nicht möglich. Bereits im Jahr zuvor war es mir gelungen, gemeinsam mit meinem damaligen Kollegen Dr. Peseke eine Kohlenhydrattagung in Darmstadt zu besuchen (Juli 1987). Das alles geschah fast zwei Jahrzehnte nach der Hochschulreform und bezüglich der notwendigen internationalen Kontakte fing manches an, sich zu normalisieren. Dieses waren die Dienstreisen, die mich in die BRD führten.

Hilde Michael:

Meine Frage schließt sich an das, was Sie gerade gesagt haben, an: Ausreisen in die BRD. War es dennoch möglich, dass Sie danach dort Kontakte knüpfen konnten, die sie auch im DDR-Regime weiter führen konnten? Wenn ja, unter welchen Bedingungen fand das statt? Fühlten Sie sich in irgendwelcher Richtung eingeschränkt?

Helmut Kristen:

Na ja! Ich war bei dieser Reise, von der ich sprach, natürlich in Uetersen bei meinen Eltern; das steht jedoch nicht in meinem damaligen Reisebericht, wie Sie sich denken können. Aber Ihre Frage bezieht sich wahrscheinlich auf Kontakte zu wissenschaftlichen Einrichtungen oder zu Wissenschaftlern in der BRD.

Ich nannte vorhin schon einige westdeutsche Kollegen, zu denen ich Kontakte entwickeln konnte und es entstanden auch neue. Diese Kollegen waren in der

Regel wirklich bereit, uns in vielerlei Hinsicht zu helfen. Die Prozedur lief in der Regel so ab, dass zuerst von mir Einladungen an diese Kollegen geschrieben wurden. Diese kamen dann nach Rostock, hielten einen Vortrag, unterhielten sich ein paar Stunden mit den Diplomanden und Doktoranden am Arbeitsplatz und am Ende wurde der hiesige Gastgeber zu einem Gegenbesuch eingeladen. Und einige, nicht alle, durften dann diesen Gegeneinladungen folgen. Ich durfte in den genannten Fällen.

Damals war eine Laboratoriumsmethode – nur um ein Beispiel zu zeigen – aktuell geworden, die so genannte Hochdruckflüssigchromatographie (HPLC). Diese Methode brauchten wir unbedingt in der jetzt betriebenen Kohlenhydratchemie – man sagt auch Zuckerchemie –, wenn wir leidlich modern arbeiten wollten. Wir hatten aber die erforderlichen Gerätschaften nicht zur Verfügung und wir konnten solche Geräte hier auch nicht kaufen. Prof. Schmidt aus Konstanz hat ein solches Gerät eingepackt und wollte es uns mitbringen, als er zum Vortrag nach Rostock kam. Beim Grenzübertritt in Thüringen, bei Hof, kam er in die Zollkontrolle. Man sieht, dass er da so eine Gerätschaft – eine Glasapparatur - im Auto hat. Die wird natürlich erst einmal ausgeladen und es gibt einen großen Skandal. Er versucht zu erklären, dass er das den Rostocker Kollegen schenken will, die brauchen das für ihre Arbeit und so weiter. Es nützte nichts, das Gerät wurde zunächst sichergestellt, denn er hatte keine Einfuhrgenehmigung. Dann ist er nach Halle weitergefahren und hat dort seinen Vortrag gehalten und sich über unsere dortigen DDR-Kollegen mit dem Zoll in Verbindung gesetzt. Er kriegte die HPLC-Apparatur tatsächlich wieder ausgehändigt, durfte sie mit nach Rostock bringen, aber musste unterschreiben, dass er sie wieder ausführt, eben weil es die Einfuhrgenehmigung nicht gab.

Er ist nach Rostock gekommen, hat seinen Vortrag gehalten, hat uns das Gerät im Labor vorgeführt, hat mit Tränen in den Augen gesagt: „Ich muss es leider wieder mitnehmen, denn wie komme ich sonst zurück über die Grenze?“ So lief es damals. Nach der Demonstration durch Prof. Schmidt gingen unsere pfiffigen und geschickten jüngeren Mitarbeiter sofort an die Eigenkonstruktion einer Hochdruckflüssigchromatographie. Der jetzige Prof. Christian Vogel am Chemischen Institut hat sich damals als Habilitand sehr verdient gemacht und die Methode in unseren Labors eingeführt. Aber solche Schwierigkeiten brachten uns immer wieder in Zeitverlust.

Auch mit anderen modernen physikalisch-chemischen Messmethoden, die man in der Naturwissenschaft braucht und die sich in dieser Zeit frappierend schnell entwickelten und enorm an Bedeutung gewannen, erging es uns ähnlich. Da wir aus dem erwähnten Devisenmangel dem technischen Fortschritt nicht folgen konnten, haben uns die Kollegen oft beigestanden. So haben sie Substanzproben für uns vermessen, wozu wir ihnen dann die Probefläschchen mitgaben, wenn sie zurückfuhren. Oder unsere Reisenden haben sie mitgenommen, alles an

der Grenze der Legalität. Solche Proben wurden dann dort für uns untersucht und die Resultate, die aufgenommenen Spektren, das sind Kurven auf Papier gezeichnet, kamen per Post zurück oder wurden von weiteren Reisenden mitgebracht. Die Hamburger Chemikerkollegen haben in beachtlichem Umfang zum Beispiel NMR-Spektren für uns gemessen, weil unsere technischen Möglichkeiten zu begrenzt waren.

Daniel Münzner:

Ja, ich habe gleich Fragen, weil Sie zwei sehr interessante Anknüpfungspunkte gerade geliefert haben. Das eine ist: Offenbar haben von westlicher Seite die Wissenschaftler dort großes Interesse gehabt, auch die ostdeutsche Wissenschaft zu unterstützen. War das eine Frage, die mehr persönlich gesteuert war? Ich hätte mir durchaus vorstellen können, dass man von staatsoffizieller Seite gar nicht so begeistert war, wenn moderne Technologien einfach in den Osten mitgenommen wurden.

Helmut Kristen:

Von westdeutscher Seite?

Daniel Münzner:

Ja, also ich kann mir gut vorstellen, dass es von westdeutscher Seite staatlich keine besondere Begeisterung gab, die ostdeutsche Forschung zu fördern; und die zweite Frage: Es war für Sie ja so, dass erst über Kohlenhydrate geforscht werden konnte, als von sowjetischer Seite angefragt worden war, eine Sache, die unserem heutigem Wissenschaftsverständnis fundamental widerspricht: Was gerade aktuell ist, was geforscht wird, das muss man selbst entscheiden. War das eine Sache, die mit der Dritten Hochschulreform kam oder zu welchem Zeitpunkt hatte sich etabliert, dass sich, so hab ich das bisher verstanden, von staatsoffizieller Seite gesagt wurde: „Also, wir brauchen jetzt das und das. Da braucht jetzt nicht geforscht werden. Wir haben zwar eigentlich keine Ahnung. Wir sind zwar eigentlich keine Chemiker, aber wir oberen Herren entscheiden jetzt mal, was ihr zu forschen habt!“

Helmut Kristen:

Ja, es war eine Konsequenz aus der Dritten Hochschulreform, dass Einfluss auf die Forschungsthematik an den Instituten genommen wurde. Aber das geschah in der Regel nicht ganz so unqualifiziert, wie ihre Frage es impliziert und ich hielt es, wie schon gesagt, in vielen Fällen für berechtigt. Zum zweiten Teil der Frage: Es stimmt schon, dass von offizieller westlicher Seite kein Interesse daran bestand, uns zu unterstützen. Sehen Sie mal, ich hab da was aus dem Internet gezogen. Ich war auf so eine Frage eigentlich ein bisschen vorbereitet: COCOM (aus Wikipe-

dia, der freien Enzyklopädie) hieß: „Coordinating Committee on Multilateral Export Controls“. Auf der COCOM-Liste stand alles, für das ein Embargo galt, was also nicht in die Ostländer exportiert werden durfte.

Die Dinge von denen ich sprach, gehörten jedoch nach meiner Meinung nicht dazu. Wir konnten sie aus Gründen des Devisenmangels nicht importieren. Manche BRD-Kollegen hätten uns, wenn sie ihren Bestand erneuerten, gern ihre ältere Gerätegarnitur geschenkt, wie ich es schon am HPLC-Gerät erklärte.

Anders ging es ja nicht. Sie hatten natürlich auch ihre finanziellen Grenzen. Denjenigen, zu denen ich meine Kontakte aufbauen konnte, ging es in erster Linie um die wissenschaftliche Kommunikation, um den wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Und sie erkannten natürlich, dass wir in vielerlei Hinsicht große materielle Probleme hatten und versuchten oft, uns zu helfen. Nein, bei unseren im wesentlichen Grundlagenforschungsproblemen waren die Restriktion von offizieller westlicher/westdeutscher Seite verhältnismäßig gering. Unsere Wünsche richteten sich in der Regel nicht auf gegenständliche Dinge, sondern eher auf Hilfeleistungen bei bestimmten modernen Untersuchungsmethoden an den von uns synthetisierten neuen Stoffen, um diese genauer charakterisieren zu können, wie ich am Beispiel der NMR-Spektren zeigte. Bei Chemikalien war das schon anders. Bestimmte Chemikalien durften nicht importiert werden. Und natürlich durften auch keine elektronischen Geräte, die in Richtung Computer zeigten, in den Osten verkauft werden. Derartige Geräte standen auf der COCOM-Liste.

Ich habe eben schon einen Satz dazu gesagt, wie es mit der Einflussnahme auf die Forschung nach der Hochschulreform aussah. Ich gehe noch etwas ausführlicher auf dies Problem ein: Ich hatte 1961 meine Doktorarbeit abgeschlossen. Dann war ich zwei Jahre Oberassistent am Institut für Organische Chemie. Leider gab es verschiedene Kontroversen mit meinem Doktorvater, wie sie oft auch andere Kollegen erlebten. Er war ein schwieriger Fall. Dennoch habe ich die Rede bei seinem Begräbnis gehalten, denn ich habe ihn immer respektiert, habe ihn auch oft besucht, als er schon schwer krank war. Aber damals, 1961, stand es nicht rosig zwischen uns und deshalb hatte ich mich nach einer Stelle in der Industrie umgesehen und wollte die Universität Rostock verlassen. Von einem Mann, den Sie hier schon kennen gelernt haben, von Prof. Heidorn, der in der Leitung der Universität tätig war, wurde ich daraufhin streng zur „Ordnung“ gerufen. Er fragte mich, wie ich als gewähltes Mitglied der Universitätsparteileitung dazu käme, ohne Absprache solche Schritte einzuleiten. Ich könne doch nicht selbstherrlich die Universität verlassen und ob ich von Parteidisziplin noch nie etwas gehört hätte usw. Ich musste also meine Bewerbung zurückziehen und habe es nie bereut. Ehrlich gesagt bin ich Prof. Heidorn für den damaligen „Rüffel“ bis heute dankbar. Denn bald ergab sich die Möglichkeit, dass ich hier an der Universität das Institut wechseln konnte. Ich trat in das Institut für Tierernährung und Landwirtschaftliche Chemie an der Landwirtschaftlichen Fakultät ein. Dort wurde

ich für die Ausbildung in Landwirtschaftlicher Chemie zuständig, konnte meine Habilitationsarbeit zu Fragen der Eiweißversorgung landwirtschaftlicher Nutztiere erarbeiten und den Weg zum Hochschullehrer ins Auge fassen.

Dann kamen 1968 mit der Dritten Hochschulreform die Strukturveränderungen. Dazu gehörte, dass alle diejenigen, die sich an der Universität mit der Ausbildung auf dem Gebiete der Chemie befassten, mit Wirkung vom 1. September 1968 der Sektion Chemie zu unterstellen waren. „Erbitte Vollzugsmeldung am 1. September 13 Uhr“ stand auf dem Schreiben, das die Sektionsdirektoren vom Rektor bekamen. So wurde ich mit einer kleinen Arbeitsgruppe Angehöriger der Sektion Chemie. Ich hatte zwar einen Forschungsvertrag mit der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (AdL) in Vorbereitung und wollte in diesem Rahmen über ein bestimmtes Enzym in einer Getreideart arbeiten, um Wege zur Erhöhung der Verdaulichkeit dieses Futtermittels bei Schweinen zu erschließen. Das war für die DDR durchaus von ökonomischem Interesse. Heute nennt man solche Vertragsforschungsvorhaben „Einwerbung von Drittmitteln“. Und es sprach zunächst auch nichts dagegen, diese Arbeiten als Angehöriger der Sektion Chemie zu betreiben. Aber dann kam schon bald eine neue Orientierung vom Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen. Die hieß: „Kompromisslose Konzentration der Forschung“, und davon war ich jetzt natürlich auch betroffen.

Wir Chemiker in Rostock waren im Zuge der Forschungskonzentration nun – unabhängig von der bisherigen Forschungsthematik – angehalten, uns mit der Sparte Pflanzenschutz- und Schädlingsbekämpfungsmittel der Chemischen Industrie zu verbinden. In deren Auftrag sollten wir Suchforschung nach neuen Wirkstoffen für einen solchen Einsatz betreiben.

Da ich es prinzipiell für richtig hielt, alle Lehrkapazitäten für das Fach Chemie und auch alle Forschungskapazitäten in einer einzigen Struktureinheit, der Sektion Chemie, zusammenzufassen, konnte ich mich nicht widersetzen. So musste ich auf das ins Auge gefasste Thema verzichten und es wurde eine Groborientierung vorgeschrieben. Aber innerhalb derselben konnte ich natürlich die konkrete Thematik frei wählen. Allerdings war die Organische Synthesechemie eine Arbeitsrichtung, die mir im Grunde seit Studienbeginn nahe lag. Ich sah also keinen Grund, mich zu widersetzen. Ich war auch überzeugt davon, dass eine Konzentration von Forschungskapazitäten im Interesse der ökonomischen Entwicklung der DDR lag. Die Industrieforschung im Lande war unzureichend entwickelt. Ihre Kapazitäten waren sehr begrenzt. Sie war mit viel zu wenigen Leuten besetzt, verfügte über unzureichende technische Möglichkeiten und anderes mehr. Die universitäre und die Akademieforschung in deren Dienst zu stellen, hielt ich daher für ökonomisch vernünftig. Heute denke ich, dass ich im ersten Jahrzehnt nach der Hochschulreform die Grundlagenforschung unterschätzt habe.

An den Universitäten gab es manche, die gegen die Konzentration der Forschung im Zuge der Hochschulreform polemisierten. Zu denen wollte ich nicht

gehören. Mit ihnen konnte ich mich nicht in eine Reihe stellen und gegen die „Bedingungslose Konzentration der Forschung“ protestieren, obwohl meine Interessen betroffen waren. Ich folgte also diszipliniert der vorgegebenen Linie und arbeitete mich wieder in die Synthesechemie ein. Das war nach vierjähriger Unterbrechung nicht so einfach und brachte für meine wissenschaftliche Entwicklung Zeitverlust. Das Ziel bestand, wie gesagt, in der Suche nach neuen Wirkstoffen für Pflanzenschutz- und Schädlingsbekämpfungsmittel. Auf dieser Strecke arbeitete ich bis etwa 1980. Dann kam, wie schon gesagt, aus der Arbeitsgruppe Kohlenhydrate des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe die Anregung, in der DDR die Forschung auf diesem Naturstoffgebiet wieder aufzunehmen. Sie sehen an dieser Schilderung, wie die „Einmischung“ des Staates in die Forschungsbelange nach der Dritten Hochschulreform konkret aussehen konnte.

Lars Tschirschwitz:

Sie sagten, dass Sie zeitlebens von der Idee des Arbeiter- und Bauernstaates überzeugt waren. Mir ist nun nicht ganz klar, wie Sie zu Ihrer Kritik an Herrn Gorbatschow kommen konnten. Man kann ja von ihm denken, was man möchte, doch glauben Sie, dass man hätte anders handeln können?

Helmut Kristen:

Ja, das ist eine Gewissensfrage. Dazu bin ich nicht kompetent genug. Ich weiß nicht, wie man in Moskau diesen Sozialismus hätte ins richtige Gleis bringen müssen. In der Jugend und auch noch in den 1980er Jahren habe ich dazu eher zu leichtfertig geredet. Heute sehe ich, dass es sich bei solchen Umgestaltungen um äußerst komplizierte gesellschaftliche Prozesse handelt.

Wissen Sie, es gab einmal ein Grundsatzpapier zwischen SED und SPD. Das hieß zum „Streit der Ideologien“. Dieses Papier ist merkwürdigerweise in der ganzen offiziellen deutschen Propaganda nach der Wiedervereinigung sehr hinten gerückt worden. Ich halte es für etwas ganz Wichtiges. Nach seinem Erscheinen war es im „Neuen Deutschland“ vollständig abgedruckt. Von da an hatte ich die Möglichkeit, in SED-Parteiversammlungen meine Meinung zu den anstehenden Problemen offensiver zu äußern, zum Beispiel meine Akzeptanz der Gorbatschow-Politik offen zu bekunden und entsprechende Veränderungen auch in der DDR anzumahnen. Und darüber hatte ich durchaus gewisse Vorstellungen. Aber wie man in der UdSSR Perestroika und Glasnost eigentlich hätte machen müssen, um zu verhindern, dass das ganze System kippt, das weiß ich bis heute nicht.

1968 waren meine Hoffnungen auf Prag gerichtet. Bestand vielleicht auch damals schon die Gefahr, dass am Ende kein besserer Sozialismus herauskommt, sondern der Kapitalismus restauriert wird? Denn genau das wurde letztlich das Ergebnis der Politik Gorbatschows, entsprach aber natürlich nicht meinen politi-

schen Vorstellungen. Dies Ergebnis ist der Grund, weshalb ich heute mein damaliges Bekenntnis zur Gorbatschow-Politik für einen großen Fehler halte.

Lars Tschirschwitz:

Aber Sie sind schon der Meinung, dass es anders gegangen wäre?

Helmut Kristen:

Das meine ich eigentlich immer noch, weil die jetzt entstandene Gesellschaftsordnung in Deutschland für mich keine Alternative ist. Ich kann nicht akzeptieren, dass ein Direktor der Deutschen Bank, Ackermann, 20 Millionen Euro einheimsen kann und dann wegen „unklarer Rechtslage“ gegen ein Trinkgeld von drei Millionen nach Hause gehen darf. Und diese Gesellschaft hat sich aufgeregt, dass Honecker einen Landsitz besaß, den mancher simple mittelständische Unternehmer sich in Westdeutschland auch leisten konnte (Nebenbei: Seine Ambitionen bezüglich seiner so genannten „Staatsjagden“ fand ich unverschämt und eines Arbeiterführers unwürdig). Und in Russland? Welche Gesellschaftsordnung ist denn dort nach der Perestroika zustande gekommen? Auf die Story des „Öl-Oligarchen“ habe ich schon hingewiesen.

Also: Den konkreten Weg, der damals in der SU notwendig gewesen wäre, den weiß ich auch nicht. Bezüglich der DDR hatte ich allerdings zumindest gewisse Vorstellungen.

Kersten Krüger:

Wir können von der Geschichte schon verlangen, dass wir ihr ihre offene Zukunft zurückgeben müssen – als Historiker. Wir müssen sehen, dass es immer Alternativen gab.

Steffen Bockhahn:

Ich habe zwei Fragen. Die erste dürfte ganz schnell gehen: Für wie wertvoll haben Sie es erachtet, dass Studierende hier an der Universität Rostock eine Ausbildung in Marxismus-Leninismus bekommen haben und zweitens: Für wie bedeutsam haben Sie Ihren Fachbereich, Ihre Sektion an der Universität Rostock vor 1989 gehalten und für wie bedeutsam halten Sie ihn heute, vor allem auch im internationalen Maßstab?

Helmut Kristen:

Zunächst zum zweiten Teil Ihrer Frage: Im Chemischen Institut ist heute wissenschaftlich viel mehr machbar, als unsere Möglichkeiten damals hergaben. Ich hätte einmal solche Arbeitsbedingungen haben mögen, wie sie meine jetzt dort tätigen Kollegen haben: Ein fantastischer Neubau, mit einer fantastischen Ausstattung. Alle Geräte und Ausrüstungen, über die ich vorhin sprach und die uns fehlten,

stehen jetzt zur Verfügung. Es ist eine leistungsfähige Bibliothek da. Es gibt die Vernetzung zwischen den Bibliotheken usw. Es ist alles viel leistungsfähiger geworden. Das ist überhaupt keine Frage. Und das alles gönne ich den Mitarbeitern dort von Herzen.

Dazu kommt noch, dass nebenan das Leibniz-Institut für Organische Katalysatorforschung (IfOK) steht, welches eine bemerkenswerte Entwicklung aufweist. Es ist schon imponierend, was dort z. Zt. geschieht. Da waren wir mit der miserablen materiellen Situation unseres Chemischen Institutes, mit unseren Arbeitsmöglichkeiten, leider weit hinterher.

Aber dennoch meine ich, dass wir selbst unter den damaligen miserablen Bedingungen wissenschaftliche Ergebnisse erreicht haben, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Die bis 1968 betriebene Kohlenhydratchemie wurde international anerkannt. Ähnliches gilt auch für die Forschungsergebnisse in den anderen Teildisziplinen unseres Faches. Nach der Hochschulreform gab es Veränderungen in den Arbeitsrichtungen. Mit großem Eifer wurde an den neuen Themen erfolgreich gearbeitet, was wiederum die Anerkennung durch Fachkollegen besonders von Heterocyclen-Chemikern auch aus dem Ausland einbrachte.

Lassen Sie mich exemplarisch auf die Leistungen in der Synthesechemie hinweisen. Es wurden hunderte neue Verbindungen aus verschiedenen Stoffklassen synthetisiert und der Testung auf PSM-Wirksamkeit zugeführt. Die Bereitstellung derselben für die biologische Testung bildete die Grundlage unserer Forschungsfinanzierung. Forschen kann man nur in dem Maße, in dem man Geld dafür einwirbt. Grob schätzte ich, dass nach 1968 an die 300 Erfindungsbeschreibungen für neue Synthesen, Verfahrenspatente beim Patentamt der DDR und zum Teil im Ausland hinterlegt wurden. Die Publikation in den Fachzeitschriften der DDR und in den internationalen Journalen erfolgte in der Regel nach den Patentanmeldungen.

Nun zum ersten Teil Ihrer Frage, zur Ausbildung in Marxismus: Ich habe nichts dagegen gehabt, soweit sie nicht als einseitige und stupide Indoktrination betrieben wurde. Hier in Rostock habe ich hochqualifizierte Lehrkräfte auf diesem Gebiet kennen gelernt, besonders in Philosophie, aber auch in Soziologie und in Geschichte. (In Einzelfällen gab es, wie überall, auch weniger fähige Vertreter.) Ich habe auch deshalb nichts gegen die Vermittlung eines materialistischen Weltbildes gehabt, weil in Schulen früher der Religionsunterricht auch mehr oder weniger obligatorisch war. Leider sehe ich den Tag kommen, wo es wieder soweit ist. Eine Vermittlung marxistischen Gedankengutes im Rahmen eines klug angelegten „Studium Generale“ oder „Studium Universale“ würde ich begrüßen und meine, dass es von den meisten Studenten akzeptiert werden würde.

Kersten Krüger:

Vielleicht können Sie zur Dritten Hochschulreform noch einige Ausführungen machen.

Helmut Kristen:

Ich persönlich bin der Meinung, dass die Dritte Hochschulreform, zu diesem Zeitpunkt, 1968 und danach, vor dem Hintergrund dreier Faktoren der damaligen geschichtlichen Situation durchgeführt wurde:

1. Natürlich ging das Bestreben der politischen Führung der DDR dahin, das Hochschulwesen und die Akademieforschung „in den Gesamtbereich des gesellschaftlichen Systems des Sozialismus zu integrieren“, wie es offiziell formuliert wurde. Das heißt, die Forschungseinrichtungen sollten konsequent zur ökonomischen Stärkung der DDR herangezogen werden und dazu beitragen, Probleme mit der Industrieforschung zu kompensieren bzw. diese zu unterstützen. Weiterhin mussten die erforderlichen Hochschulabsolventen bereitgestellt werden, die in das Staatssystem passten, die das System stützten. Eliteschulen in Frankreich oder in England bilden auch keine hochqualifizierten Leute aus, die das dortige System nicht akzeptieren oder es sogar überwinden wollen. Auch dort werden Leute zur Stützung, Erhaltung und Entwicklung des Systems ausgebildet, das ist doch klar. Bezüglich der DDR erscheint mir das entsprechende Ausbildungs- und Erziehungsziel durchaus akzeptabel. Leider kam es in diesem Prozess nicht selten zu Versuchen übertriebener politischer und ideologischer Indoktrination.

2. Die Partei- und Staatsführung widmete sich in dieser Zeit verstärkt der politischen Situation unter der akademischen Jugend. Man wollte sie auf Probleme im akademischen Leben, auf die Veränderung der Situation an den Universitäten orientieren. Damit sollte sie gleichzeitig von den außenpolitischen Vorgängen abgelenkt werden, abgelenkt vom Nachdenken über die Reformer um Dubček und deren Ziele und darüber, was wohl wäre, wenn sich die Reformer in Prag hätten durchsetzen können. Die politische Führung in der DDR hatte natürlich erkannt, dass die Entwicklung dort viel Sympathie bei der Bevölkerung und auch bei der akademischen Jugend der DDR fand. Mit Spannung wurde verfolgt, was sich im Nachbarland entwickelte. Der Einmarsch der Warschauer Vertragsstaaten stieß, außer bei ganz Linientreuen, kaum auf wirkliche Zustimmung. So wurde mit der Hochschulreform versucht, die Aufmerksamkeit der Studentenschaft der DDR auf Probleme zu lenken, die mit ihrem eigenen Leben an den Universitäten unmittelbar zu tun hatten, um sie von den Ereignissen in Prag abzulenken.

3. Gleichzeitig erreichte die 68er-Bewegung in Westeuropa und in Westdeutschland zu dieser Zeit ihren Höhepunkt. Nach wie vor wirkte an den Universitäten „unter den Talaren, der Muff von tausend Jahren“. Diesen abzuschaffen bemühten sich die 68er, und diese Bewegung fand hierzulande bei jüngeren Universitätsangehörigen viel Sympathie. Denn auch hier wurde es für wünschens-

wert erachtet, den „Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ zu überwinden. Das entsprach voll und ganz auch meinen eigenen Wünschen und Vorstellungen und war ein weiterer Grund, mich mit Eifer für die Hochschulreform einzusetzen. Vor dem Hintergrund, dass tatsächlich auch an unseren Universitäten etwas reformbedürftig war, wurde versucht, der FDJ neues Leben einzuflößen. Die Mitgliedschaft in der Jugendorganisation war zu einer mehr oder weniger formalen Angelegenheit verkommen und wenig mit Leben erfüllt. In vielen anderen Massenorganisationen sah es übrigens genau so aus. Mit der Aufgabe, die Strukturen und das akademische Leben an den Universitäten umzugestalten, gelang es, allerdings nur sehr vorübergehend, die FDJ-Arbeit zu reaktivieren.

Vor diesen drei Hintergründen wurde meines Erachtens 1968 die Hochschulreform forciert. Ich sehe es so, obwohl ich nicht weiß, ob ich diese erschöpfend dargestellt habe. Noch ein Wort zu dem „Muff von tausend Jahren“: Die Überwindung der klassischen „Ordinarienuniversität“ war in meinen Augen etwas ganz wichtiges, um den an den Universitäten herrschenden Geist zu modernisieren. Der Trend ging zur „Gruppenuniversität“.

Die Ordinarien, so wie ich sie kennen gelernt habe, hatten in der Regel ein enormes Sendungsbewusstsein. Sie hielten sich für die herausgehobenen wahren Gelehrten. Sie redeten von *meinem* Institut und verhielten sich oft wie Paschas. Berechtigte Auffassungen jüngerer Wissenschaftler wurden wenig gehört. Das fand ich nicht sehr demokratisch und an der Zeit, es zu beenden. Aber als Chemiker kann ich nur meinen Eindruck aus dem naturwissenschaftlichen Bereich wiedergeben. Vielleicht sah es bei den Historikern schon ganz anders aus.

Außerdem war ich der Meinung, dass für moderne Wissenschaft eine kollektive Zusammenarbeit erfolgversprechend ist. Kollektivarbeit innerhalb und zwischen den Disziplinen, das war ein erklärtes Ziel der Dritten Hochschulreform. Ob wir diese Art der wissenschaftlichen Forschungsorganisation in dem notwendigen Ausmaß erreichten, ist eine andere Frage. Es gelang in manchen Fällen, in anderen nicht.

Der erreichte Entwicklungsstand der Wissenschaft hatte auch die Zeit für eine vernünftige Studienreform reif gemacht. Wir brauchten entsprechende neue Studienpläne. Heute wird auch viel über Studienplanreform geredet. Ich bin nicht mehr involviert, habe aber den Eindruck, dass es um andere Ziele geht als damals. Für das Fach Chemie entstanden die neuen Pläne nach vielen Diskussionen und in mühevoller Arbeit. Diese Arbeit an den Studienplänen war eine wissenschaftliche Aufgabe und wurde im Prinzip durch echte Kollektivarbeit bewältigt, aber eben nur im Prinzip. Es gab auch selbstherrliche Entscheidungen, die von vielen Fachvertretern nicht akzeptiert werden konnten. Und es wurde auch viel leeres Stroh gedroschen.

In der DDR bestimmten die verbindlichen Studienpläne den Ablauf des Studiums. Solche galten schon ab der Zweiten Hochschulreform in den frühen

50er Jahren. Der Student hatte den Studienplan inhaltlich und zeitlich zu erfüllen, was durch terminlich festgelegte Zwischenprüfungen kontrolliert wurde. Nur bei Einhaltung der Zeitpläne konnte es Stipendien geben. Heute würde man sagen, dass die Regelstudienzeit einzuhalten ist. Ja, selbstverständlich, darum ging es. Die Studenten wurden doch nahezu alle vom Staat unterhalten. Das Studium war ausnahmslos für alle kostenlos. Wir konnten doch nicht zulassen, dass für ein auf zehn Semester konzipiertes Studium dann 16 und 18 Semester gebraucht würden. Die Studenten sollten gefälligst auch in den zehn Semestern fertig werden. Wie lange sollte man sie sonst durch Stipendien aushalten? Oder gibt es heute etwa für 18 Semester BAFöG? Na bitte!

Das alles stand mit der Hochschulreform im Zusammenhang. Manch älterer Hochschullehrer sah leider in dem Zwang zur Studiendisziplin einen Verstoß gegen die akademische Freiheit und denunzierte eine disziplinierte Einhaltung des Studienplanes als „Verschulung“ der Universitäten.

Der erreichte Stand der Wissenschaften erforderte, auch die Lehrmethoden zu entwickeln, unter anderem das Verhältnis von Vorlesung, Seminar, Praktikum, Literaturarbeit usw. zueinander zu verändern. Leider ist vieles in den Ansätzen stecken geblieben. Für unsere Disziplin weiß ich, dass die modernen Methoden, die die Elektronik bot, sowie die Ausbildung an modernen Geräten einen viel breiteren Raum hätten einnehmen müssen. Auch in der Informationstechnik blieben wir weit zurück. Lassen Sie mich auf weitere Beispiele verzichten.

Andererseits gab es lächerliche Überspitzungen „von oben“ und auch von Einzelnen vor Ort. Ich denke zum Beispiel an einen Herrn, der sich 1989 plötzlich als großer „Universitätserneuerer und -demokratisierer“ darstellte, indem er ein neues Universitätsstatut entwarf und zur Diskussion stellte. Es wurde nichts daraus, weil die bundesdeutsche Gesetzgebung übergestülpt wurde. Dieser Mann veranlasste nach 1968, dass in einem Hörsaal die Rückenlehnen der Sitzplätze deutlich lesbar nummeriert und den Studenten feste Plätze zugeteilt wurden. So konnte er in der Vorlesung sofort sehen, wer anwesend war und wer nicht. Ich persönlich habe Studiendisziplin so nie verstanden.

Damals war das Kerblockkartensystem zu einem wichtigen Hilfsmittel in der Datenerfassung und -verarbeitung geworden. Das war ein Fortschritt. Im Bemühen, regelmäßige Leistungskontrollen bei großen Studentenzahlen zu rationalisieren, versuchte der erwähnte Herr, das Kerblockkartensystem zu nutzen. Jeder Student erhielt (auf Uni-Kosten) eine Kerblockzange und musste damit die Antworten auf die an die Wand projizierten Multiple-choice-Fragen einlochen. Die Karten wurden nach der Lehrveranstaltung eingesammelt und bei der VVB Schiffbau im dort vorhandenen leistungsfähigen Rechner ausgewertet. So kam er schnell zu einer Zensurenübersicht der „Prüfungs“ergebnisse, wobei eine mühsame Durchsicht von Klausuren entfiel. Man erzählte sich allerdings, dass das Rechnerprogramm zunächst fehlerhaft war und nicht ausweisen konnte, wer denn nun

welche Note bekommen hatte. Vielleicht war das eine etwas bösertige Anekdote? Mein Bemühen war dagegen stets auf einen engen persönlichen Kontakt zu den Studenten gerichtet und niemals auf eine derartige Formalisierung des Studenten-Hochschullehrer-Verhältnisses.

Eine der angeordneten unsinnigen Überspitzungen war folgende: Man versuchte, das Chemiestudium von einem Fünf- auf ein Vierjahresstudium zu reduzieren. Wir Rostocker Chemiker haben alle protestiert. Unser sehr erfahrener „bürgerlicher“ Professor Schott hat uns jüngeren Akteuren der Reform gesagt: „Wenn Sie nach Berlin zum MHF fahren, dann bestellen Sie bitte dort einen schönen Gruß: Ich, Günther Schott, sei der Meinung, dass man so nur chemische Klugscheißer aber keine Chemiker erzieht, die etwas können.“ Das Vierjahresstudium wurde nach zwei Jahren sang- und klanglos wieder abgeschafft, hatte uns aber viel Arbeitszeit und Nerven gekostet.

Eine ganz unsinnige Regelung sah ich darin, dass man die Disziplinen Anorganische und Organische Chemie abschaffen wollte. Natürlich gibt es in der modernen Chemie Überschneidungen und ein Verwischen der Grenzen zwischen den klassischen Disziplinen. Aber das ist doch etwas ganz anderes, als aus rein didaktischen Gründen eine gewisse Stoffeinteilung zu praktizieren. Ich hielt das disziplinäre Muster für unverzichtbar. Es war schon peinlich, wenn Nichtchemiker uns derartige Maßnahmen begründen mussten. Leider gab es auch Leute, die versuchten, auf der Reformwelle mitzuschwimmen, um sich selbst zu profilieren und die Reformen für die eigene Karriere zu nutzen. Und es gab auch manche, die plötzlich das Parteiabzeichen trugen, als sie 1968 merkten, wie die Karre läuft.

Das alles hat man erlebt. Man erlebte Erfolge und Misserfolge, Erfreuliches und Unerfreuliches. Zu dem Unerträglichsten meiner Berufsjahre zähle ich bis heute, dass sich Kollegen, die sich ehemals durchaus loyal gegeben hatten, dann 1989/90 ganz schnell konvertierten und sich zu Widerstandskämpfern ernannten, die sie „schon immer gewesen“ sein wollten. Ich habe vorhin schon darauf hingewiesen. Solche Wendehälse gab es auf allen Ebenen, in allen Bereichen, unter allen Chargen. Ekelhaft.

Mir hat 1946 unser Hauswirt, ein früherer Nazifunktionsträger, in einem längeren politischen Gespräch gesagt: „Helmut, weißt Du, ich bin seinerzeit aus Überzeugung Nationalsozialist geworden, aber das einzige, was mir nach diesen zwölf Jahren geblieben ist, das ist der Glaube an die menschliche Unzulänglichkeit. An diesen Ausspruch habe ich seit 1989/90 und bis heute oft denken müssen, obwohl mir mehr geblieben ist als nur solcher Glaube.“

Kersten Krüger:

Das war vielleicht ein ganz gutes Schlusswort, eine gewisse Betroffenheit oder Trauer über die menschliche Unzulänglichkeit. Aber ich denke, es ist heute auch deutlich geworden, dass es Auswege daraus gibt. Wenn es darum geht, man solle

wagen, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen; so sind Sie, Herr Kristen, ein sehr eindrucksvolles Beispiel für uns. Sie haben eingangs gesagt, es kommt auf die Ehrlichkeit an. Was wir heute gehört haben, war grundehrlich, das ist meine Überzeugung. Wir sind Ihnen dankbar für die Geduld, die Sie mitgebracht haben, für die Bereitschaft hierher zu kommen, um uns an Wissen zu bereichern.

Das Fach Geschichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis 1989

Von Hilde Michael

Nach der Entnazifizierung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahm die Universität Rostock zum Sommersemester 1946 ihren Lehrbetrieb wieder auf. Es begannen auch wieder historische Studien, die sich unter der Leitung des 1946 zum Geschichtsprofessor berufenen Heinrich Sproemberg befanden. Integrität hatte auch der Althistoriker Ernst Hohl während des Naziregimes bewahrt. Er leitete zeitweilig auch nach der Wiedereröffnung das Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte.¹ 1952 war die Arbeit am Historischen Institut beinahe zum Erliegen gekommen. Erst 1956 wurde das geschichtswissenschaftliche Seminar als Institut für Mittlere und Neuere Geschichte und für Historische Hilfswissenschaften wiedereröffnet.² Die Jahre 1956-1961 dienten als Aufbauphase des Instituts für die stattfindenden Forschungen und die Lehre und besonders der sozialistischen Propaganda sowie der Organisation des benötigten Personals und Arbeitsmaterials. In den sechziger Jahren bemühte man sich vor allem um eine Schaffung eines wissenschaftlichen Leistungsniveaus.³

Am 8. November 1968 wurden das Historische Institut und das Institut für Altertumswissenschaften mit der Abteilung für klassische Archäologie samt ihrem Mitarbeiterstab zur Sektion Geschichte vereint. Für wenige Jahre wurde auch das Fach Musikwissenschaften der Sektion angegliedert.⁴ Diese Organisationsstruktur der als Sektion Geschichte bezeichneten Einrichtung blieb bis zum Ende der DDR bestehen.⁵

Doch nicht nur der Aufbau des Institutes / der Sektion soll skizziert werden, sondern es soll auch notiert werden, mit welchen Aufgaben und wissenschaftlichen Schwerpunkten sich diese Sektion der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock

¹ Mögen viele Lehrmeinungen um die eine Wahrheit ringen. 575 Jahre Universität Rostock. Hrsg. Vom Rektor der Universität Rostock, Rostock 1994, S. 116 f.

² Helga Schultz, Gerhard Heitz, Karl-Friedrich Olechnowitz: Die Entwicklung Geschichtswissenschaftlicher Studien an der Universität Rostock seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe Heft 5 (1970), S. 374.

³ Lothar Elsner, Gerhard Heitz: 25 Jahre Historisches Institut / Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität-Rostock 1956-1981. Zur Entwicklung von Lehre, Studium und Forschung auf geschichtswissenschaftlichem Gebiet. Rostock 1981, S. 22 ff.

⁴ Ebenda, S. 24 ff.

⁵ Mögen viele Lehrmeinungen, S. 116 ff.

beschäftigte. Als seine wesentliche Aufgabe sah das Institut / die Sektion die Ausbildung von Geschichtslehrern für die Mittel- und Oberstufe der Allgemeinbildenden Schule an.⁶ Zu den wissenschaftlichen Beschäftigungsfeldern in der Sektion Geschichte gehörten zum Beispiel die Geschichte der Hanse, die Agrargeschichte, die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte sowie die Historie der sozialistischen Jugendbewegung. Das Hauptforschungsgebiet der Alten Geschichte lag auf dem Gebiet des Römischen Rechtes. Die Ur- und Frühgeschichte war mit Forschungen über das Sediner Königsgrab befasst und die Archäologie unternahm Forschungen auf dem Gebiet der Schwarzmeerarchäologie in Rumänien.⁷

Es bestand auch mit Universitäten anderer Nationen – insbesondere mit den Universitäten Riga, Debrecen und Torun – ein ausgebautes Kommunikationsverhältnis.⁸

Bei der Ausbildung der Studenten an der Sektion Geschichte wurde zwischen der Lehrer- und der Diplomhistorikerausbildung unterschieden. Es galt aber für alle lehrenden, studierenden und forschenden Personen ein gemeinsames Ziel: Es sollte ein marxistisch-leninistisches Geschichtsbild und Geschichtsbewusstsein entstehen und gepflegt werden. Es galt ein historisches Wissen und ein sozialistisches Bewusstsein bei jedem werktätigen Bürger zu gewinnen und zu fördern.⁹ Die Geschichtswissenschaft war also sehr durch die DDR-Ideologie beeinflusst worden.

Am Ende der DDR lieferte die Geschichts- und Altertumswissenschaft der Universität Rostock ein Positionspapier, in dem unter anderem zugesichert wurde, dass in Zukunft eine vorbehaltlose, nicht von DDR-Ideologie durchdrungene Wissenschaft stattfinden soll. Es wurde eingeräumt, dass bei einigen wissenschaftlichen Untersuchungen, zum Beispiel zur Geschichte der FDJ, nicht kritisch, sondern der DDR-Ideologie und Propaganda entsprechend vorgegangen worden sei. Auch sei die Auswahl der Forschungsthemen stark eingeschränkt gewesen.¹⁰

Zu den Lehrkräften der Sektion Geschichte gehörte auch Prof. Dr. Georg Moll, der sich in folgendem Zeitzeugeninterview selbst vorstellt und zu seinem Wirken an der Sektion Geschichte und weiterer Tätigkeitsfelder Fragen beantwortet.

⁶ Schultz u. a., S. 374 f.

⁷ Elsner und Heitz, S. 30-48.

⁸ Ebenda.

⁹ Schultz u. a., S. 374f.

¹⁰ Positionen der Geschichts- und Altertumswissenschaftler der Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Rostock, 12. 03. 1990. Universitätsarchiv Rostock.

Guntau, Martin

Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001618)
 vom 12.11.2007



<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. sc. phil. Dipl.-Min.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1976-81 Hochschuldozent für Wissenschaftsgeschichte 1981-92 o. Professor für Wissenschaftsgeschichte
<i>Fakultät:</i>	Sektion Geschichte (1968-1990) Philosophische Fakultät (1990-)

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 12.10.1933 in Gilgenau (Kreis Osterode, Ostpreußen)
<i>Konfession:</i>	keine
<i>Vater:</i>	Arthur Guntau, Lehrer
<i>Mutter:</i>	Gertrud Guntau, geb. Dembeck
<i>Kurzbiographie:</i>	
1953	Abitur, Ludwigslust
1953-58	Studium der Mineralogie und Geologie, Bergakademie Freiberg, HU Berlin
1958-61	Wiss. Mitarbeiter für Mineralogie, Bergakademie Freiberg
1961-64	Aspirant für Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaften, HU Berlin
1964-76	Kustos der Geowissenschaftlichen Sammlungen; Lehre und Forschung zur Geschichte der Naturwissenschaften, Bergakademie Freiberg
1976-92	Dozent, ab 1981 ordentlicher Professor, Univ. Rostock; Aufbau des Wissenschaftsbereiches Wissenschaftsgeschichte an der Sektion Geschichte
1992	Frührentner wegen der Aufhebung des Lehrstuhls Wissenschaftsgeschichte an der Univ. Rostock

Akademische Abschlüsse:

- Studienabschluss: 1958 Dipl.-Mineraloge, Bergakademie Freiberg
 Promotion: 1964 Dr. phil., HU Berlin
 Habilitation: 1976 Dr. sc. phil. (Wissenschaftsgeschichte), HU Berlin
-

Akademische Selbstverwaltung:

- 1986-89 Direktor der Sektion Geschichte

Funktionen:

- 1976-83 Vorsitzender des Arbeitskreises für Geschichte und Philosophie der Geologischen Wissenschaften in der Gesellschaft für Geologische Wissenschaften der DDR (GGW)
 1976-84 Generalsekretär von INHIGEO (International Committee on the History of Geological Sciences)
 1989-92 Präsident von INHIGEO

wissenschaftliche Mitgliedschaften:

- Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik (DGGMNT)
 Deutsche Gesellschaft für Geowissenschaften (DGG)
 History of Science Society (HSS)
 History of Earth Science Society (HESS)
 International Commission on the History of Geological Sciences (INHIGEO)

Ehrungen:

- 1967 Ehrennadel der Bergakademie Freiberg
 1980 Abraham-Gottlob-Werner-Ehrendadel der Gesellschaft für Geologische Wissenschaften der DDR (Berlin)
 1984 Silber-Medaille des Ministeriums für Geologie der UdSSR (Moskau)
 1993 History of Geology Award der Geological Society of America (USA)
 1997 Sue Tyler Friedman Medal der Geological Society of London
-

Werke (Auswahl):

- Der Aktualismus in den geologischen Wissenschaften. Versuch einer philosophischen Analyse der Auffassungen zum Aktualismus in der Geschichte der geologischen Wissenschaften.-94 S., (Freiberger Forschungshefte, Reihe D, 55) Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie Leipzig 1967.
 Abraham Gottlob Werner.-120 S., (Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner, 75. Bd.) BSB. B. G. Teubner Verlag Leipzig 1984.
 Die Genesis der Geologie. Studie zu den kognitiven Prozessen und gesellschaftlichen Bedingungen bei der Herausbildung der Geologie als naturwissenschaftliche Disziplin an der Wende vom 18. Zum 19. Jahrhundert.-131

S., (Schriftenreihe für Geologische Wissenschaften, Heft 22) Akademie Verlag Berlin 1984.

Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen. Hrsg. mit Hubert Laitko.-406 S., Akademie-Verlag Berlin 1987.

Mecklenburger im Ausland. Historische Skizzen zum Leben und Wirken von Mecklenburgern in ihrer Heimat und in der Ferne. Hrsg.-252 S., 157 Abb., Bremen: Edition Temmen 2001.

Quellen:

eigene Angaben

Weitere Literatur:

Friedhelm Golücke: Martin Guntau. In: Verfasserlexikon zur Studenten- und Hochschulgeschichte. Ein bio-bibliographisches Verzeichnis (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen 13). Köln, SH-Verlag, 2004, S. 124-125.

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1992, 16. Ausg., S. 166.

Hubert Laitko: Martin Guntau als Wissenschaftshistoriker. In: Geohistorische Blätter, Berlin 2 (1999) 2 (4), S. 165-176.

Ursula B. Marvin: Martin Guntau. In: TODAY, Geological Society of America (USA), March 1994, pp. 80-81.

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Martin Guntau am 5. Januar 2007

Von der Mineralogie zur Wissenschaftsgeschichte

Kersten Krüger:

Wir eröffnen diese Zeitzeugensitzung und begrüßen insbesondere unseren Gast, Herrn Prof. Dr. Martin Guntau. Herr Guntau gehört zu den Vertretern des Faches Geschichte in Rostock, die vor allem die Wissenschaftsgeschichte aufbauten und damit ein ganz spezielles Lebenswerk erbracht haben. Herr Guntau, jetzt haben Sie das Wort.

Martin Guntau:

Meine Damen und Herren, zunächst wünsche ich Ihnen ein freundliches, erfolgreiches und gesundes Jahr. Das ist wohl eine der ersten Lehrveranstaltungen in diesem Kalenderjahr und ich wünsche Ihnen, dass im Studium alles gut läuft, bei den Examen, bei den schriftlichen Arbeiten und natürlich auch im persönlichen Leben.

Herrn Krüger möchte ich für die Einladung zu dieser Veranstaltung danken, die mir die Gelegenheit gibt, Ihnen etwas über meinen Werdegang in der wissenschaftlichen Arbeit zu erzählen und dann um auch das Eine oder Andere in diesem Zusammenhang gemeinsam zu diskutieren.

Es geht um einen – meinen – Lebenslauf, so kann man es wohl sagen, wenn man schon 70 Jahre hinter sich gelassen hat. Bevor ich zu der Arbeit in meiner Rostocker Zeit komme, möchte ich doch einige Dinge zu meinem Werdegang davor beschreiben. Mein Geburtsjahr ist 1933. Ich bin kein Mecklenburger von der Geburt her, sondern Ostpreuße. 1944 bin ich noch in Osterode/Ostpreußen in das Gymnasium aufgenommen worden. 1945 haben meine Mutter und ich einige sehr, sehr harte Monate durchgemacht, in denen wir die Furchtbarkeiten des Krieges erleben und aushalten mussten. Am Ende der Flucht kamen wir nach Mecklenburg und sind hier auch geblieben. Bis 1949 bin ich in Grabow/Mecklenburg zur Schule gegangen und besuchte dann in Ludwigslust die Oberschule, wo ich 1953 das Abitur gemacht habe. Die Schule war für mich insofern mehr als nur von allgemeiner Bedeutung, weil sich in dieser Zeit auch meine fachlichen Interessen herausbildeten. Sehr früh schon habe ich mich mehr für Naturwissenschaften interessiert als für Sprachen. Denn ich hatte schon in Grabow einen Chemielehrer (Gerd Ninnemann), der mich einlud, ihm als „Famulus“ bei der Vorbereitung des Chemieunterrichts zu unterstützen, was ich gerne tat. Ich erwähne das deshalb, weil ich dabei das erste Mal etwas mit Mineralen zu tun bekam. Die Mineralsammlung des ehemaligen Realgymnasiums war durch Umlagerungen

in den Kriegswirren arg in Unordnung gekommen. Es gelang mir, einige Teile davon in Ordnung zu bringen. Auch in Ludwigslust war es nicht viel anders. Im Chemieraum der Oberschule befand sich die Mineralsammlung aus dem großherzoglichen Schloss, um die ich mich kümmern durfte. Ich war so mit diesen etwas exotischen Dingen der Natur in Kontakt gekommen und das hat mich begeistert.

Ich spreche darüber, weil mich die Minerale in meinem Leben bis jetzt nicht losgelassen haben und mir nach dem Abitur ein Problem bereiteten. Studieren wollte/sollte ich, nachdem ich ein recht anständiges Abitur fertig gebracht hatte. Sie kennen das ja auch: Der richtige Studienweg muss gefunden werden. Und mich interessierte einerseits die Mineralogie, auf der anderen Seite aber auch die Geschichte. Ich war in Ludwigslust vier Jahre im Internat der Oberschule, wo das politische Leben in der FDJ eine große Rolle spielte. Dort haben sich meine politischen Auffassungen entwickelt und auch meine Bereitschaft, politische Funktionen (in der FDJ) zu übernehmen. Aus dieser Sicht fand ich ein Studium der Geschichte ebenso fesselnd, zumal zwei meiner Mitschüler (Ingo Materna und Fritz Jürss) aus älteren Jahrgängen dieses Studium an der Universität Berlin gewählt hatten. Nach gründlicher Überlegung habe ich mich für die Mineralogie entschieden und bin damit in die Naturwissenschaften gegangen. Obwohl man das Fach an den Universitäten in Berlin oder sogar in Rostock hätte studieren können, bin ich an der Bergakademie Freiberg (Sachsen) angenommen worden. Diese Hochschule hat seit dem 18. Jahrhundert weltweit einen sehr guten Ruf und unterstand in den ersten Jahren der DDR dem Ministerium für Schwerindustrie, weshalb es dort ein höheres Stipendium als an den Universitäten gab. Ich habe dort von 1953 bis 1958, mit Ausnahme eines „Wandersemesters“ (1956) an der Humboldt-Universität in Berlin, Mineralogie studiert. In dieser Zeit wurde ich Mitglied der SED aus wirklicher Überzeugung unter den politischen Bedingungen, wie sie damals in Deutschland existierten. In der DDR besetzten Antifaschisten oder Emigranten (während der Nazizeit) entscheidende staatliche Funktionen; wohingegen in der Bundesrepublik ehemalige Mitglieder der NSDAP in wichtigen Ämtern wirkten. Auch in meiner Studienzeit habe ich mich politisch engagiert, vor allem in der FDJ.

Nach dem Studium war ich einige Jahre (1958-1961) wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mineralogischen Institut der Bergakademie in Freiberg, vor allem als Lehrbeauftragter für Fernstudenten, die in der Industrie tätig waren, gleichzeitig aber ein Studium absolvierten. Ich hatte Seminare zur Allgemeinen und Speziellen Mineralogie, zur Lagerstättenlehre und zur Petrographie zu geben.

Ich muss sagen, dass mich schon während des Studiums und auch in den Jahren danach das Interesse an Fragen der Geschichte und Philosophie nach wie vor nicht losgelassen hatte, dabei jedoch nunmehr unter Fragen der Naturwissenschaften und insbesondere der Mineralogie und Geologie. Am Anfang der 60er

Jahre wurde an der Humboldt-Universität Berlin, am Institut für Philosophie, ein Lehrstuhl für philosophische und historische Probleme der Wissenschaften unter Leitung von Professor Hermann Ley¹ gegründet, an dem Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner zusammen mit Philosophen arbeiten konnten. Hermann Ley, vor allem Historiker der Philosophie, ursprünglich Mediziner, hat in der Nazizeit über mehrere Jahre im Zuchthaus gesessen, war bekannt für eine sachliche und offene Atmosphäre in seiner Umgebung. So konnte man dort auch als Doktorand seine Dissertation zu einem entsprechenden Thema für die Promotion erarbeiten. Diese Institution war nach meinem Empfinden eine Reaktion auf die Gedanken des Engländers Charles Percy Snow, der 1959 sein Buch über die zwei Kulturen² veröffentlichte, wonach die Probleme zwischen der Literatur, Philosophie, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften auf der einen Seite sowie Naturwissenschaften, Technik und Medizin auf der anderen Seite diskutiert wurden. Der Lehrstuhl von Ley war eine hoch interessante Chance, die ich mir nicht entgehen lassen wollte. Nach meinem Antrag wurde ich dort auch angenommen.

So gingen wir mit meiner Frau, wir hatten gerade geheiratet, für drei Jahre (1961-1964) nach Berlin. Ich beschäftigte mich mit philosophischen und historischen Themen insbesondere der Geologie, konnte aber vor allem Vorlesungen und Seminare zur Philosophie und Wissenschaftsgeschichte besuchen. Wir waren eine Gruppe von 20 bis 25 Aspiranten (Doktoranden) aus ganz verschiedenen Disziplinen, unter denen neben den Lehrveranstaltungen sehr interessante und anregende Debatten geführt wurden. Das alles vollzog sich in einer wunderbaren Atmosphäre mit unendlich vielen Ideen, gründlichen Beweisen und harten Kritiken, natürlich auf der Basis der Arbeiten von Marx, Engels und Lenin zu diesen Themen, aber nicht weniger von Kant, Hegel und anderen Philosophen, die sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt haben. Das Thema für meine Dissertation musste ich mir selbst suchen und vor der Gruppe der Aspiranten begründen und verteidigen. Ich habe meine Arbeit zur Thematik „Aktualismus und das Gesetz in den geologischen Wissenschaften“³ geschrieben, in der es um einige erkenntnistheoretische Probleme in diesen Disziplinen vor allem im 19. Jahrhundert ging. Im Mittelpunkt stand die Relation von Gegenwart und Vergangenheit bei den Epochen des Naturgeschehens in der Erdgeschichte. Nach der erfolgreichen Verteidigung der Disser-

¹ Vgl. Laitko, Hubert: In memoriam Hermann Ley. In: Rauh, H. C. und Ruben, P. (Hrsg.): Denkversuche. DDR-Philosophie in den 60er Jahren. Berlin 2005.

² Vgl. Snow, Charles Percy: The two cultures and the scientific revolution. Cambridge 1959.

³ Guntau, Martin: Der Aktualismus in den geologischen Wissenschaften. Versuch einer philosophischen Analyse der Auffassungen zum Aktualismus in der Geschichte der geologischen Wissenschaften. Leipzig 1967 (Freiberger Forschungshefte D 55).

tation – Gutachter waren die Philosophen Hermann Ley und Herbert Hörz sowie der Paläobotaniker Rudolf Daber – ging ich wieder zurück nach Freiberg.

1964 hatte man mich an der Bergakademie in Freiberg als Kustos der Mineralsammlung angestellt. Diese Arbeit, die ich mit großer Freude aufnahm, war meiner Meinung nach ideal für einen Mineralogen. Dabei konnte ich außerdem meine historischen und philosophischen Interessen weiterhin verfolgen. Die Sammlungen der Bergakademie wurden 1765 gegründet, über die Zeit gepflegt und erweitert, so dass man sie heute zu den besten in der Welt zählen kann. Gegenwärtig bereitet man sich auf die Übernahme einer riesigen Mineralsammlung aus der Schweiz vor. Da für eine solche Sammlung an der Bergakademie keine Räumlichkeit vorhanden ist, wird auf Kosten des sächsischen Staates das Schloss in Freiberg rekonstruiert, um dort die Minerale und auch das Bergarchiv mit allen Unterlagen des Bergbaus und Hüttenwesens von Sachsen seit dem 16. Jahrhundert unterzubringen. Für mich war die Arbeit in den Sammlungen des Mineralogischen Instituts jedenfalls von großem Wert, weil ich dort mineralogische und gesellschaftswissenschaftliche Aufgaben verknüpfen konnte. Dazu ist anzumerken, dass in den meisten naturwissenschaftlichen Museen und Sammlungen wie in Deutschland auch in Ländern wie Frankreich, England, Polen, Russland, USA etc. die Kustoden in der Regel gleichzeitig auf historischen Gebieten ihres Faches tätig sind. Und das trifft auch noch in der Gegenwart zu.

Mein damaliger Institutsdirektor Professor Hans Jürgen Rösler hat historische Arbeiten sehr unterstützt und ich habe gleich 1964 eine Vorlesung zur Geschichte der Mineralogie für Studenten angeboten, die auch angenommen wurde. Für die etwa 25 Wissenschaftler des Instituts fanden regelmäßig philosophische Gespräche, Kolloquien oder Kaminabende statt, bei denen Themen wie historische Ereignisse des Faches, Gegenstandsbestimmungen (Mineralogie, Geochemie, Petrologie usw.), Begriffe (Mineral, Pseudomorphose, Paragenese und andere) diskutiert wurden. Das waren Debatten zu Themen, die wirklich zwischen den „beiden Kulturen“ standen, konkret zum Beispiel zwischen Logik und naturwissenschaftlichem Verständnis.

Neben den mineralogischen Arbeiten in den Sammlungen (auf die ich hier nicht weiter eingehen kann) hatte ich als Sekretär die Aufgabe, für das Jahr 1967 eine internationale Tagung aus Anlass der 150. Wiederkehr des Todestages von Abraham Gottlob Werner (1749-1817) zu organisieren. Werner hatte einen großen Anteil an dem guten Ruf der Bergakademie schon um 1800 und gehörte zu den Begründern der Mineralogie und Geologie als wissenschaftliche Disziplinen auch noch im gegenwärtigen Verständnis. Für dieses Ereignis entstand eine umfangrei-

che Publikation⁴ mit Autoren aus der DDR, aber auch aus den USA, der UdSSR, Schottland und Spanien, die auch an der Konferenz teilnahmen.

Neben dieser erfolgreich gelungenen Tagung gab es 1967 für mich persönlich ein weiteres wichtiges Ereignis. Kurz nach meiner Rückkehr nach Freiberg 1964 informierte mich mein Institutsdirektor, der gerade vom 22. Internationalen Geologenkongress aus Indien zurückkam, dass man dort die Gründung eines internationalen Komitees zur Geschichte der Geologischen Wissenschaften beschlossen hatte. Die UdSSR hätte den Auftrag übernommen, dieses Gremium praktisch ins Leben zu bringen. Das war interessant, schien aber für mich weit entfernt. Sehr überrascht war ich dann jedoch, von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR eine Einladung zur Teilnahme an der Gründung dieses Gremiums in Jerevan (Armenien) zu erhalten. Über die Gesellschaft für Geologische Wissenschaften der DDR, in deren Vorstand ich 1966 gewählt worden war, erhielt ich von der Akademie der Wissenschaften in Berlin den Auftrag, in Jerevan die DDR zu vertreten. Mit einer eindrucksvollen Zeremonie wurde das „International Committee on the History of Geological Sciences“ (INHIGEO) gegründet.⁵

Eine erste Konferenz mit etwa 120 Historikern der Geologischen Wissenschaften aus 15 Ländern mit zahlreichen wissenschaftlichen Beiträgen war für mich ein herausragendes Ereignis, vor allem schon wegen der Kontakte zu Wissenschaftlern aus den verschiedenen Ländern. Ich ahnte nicht, welche Konsequenzen sich für mich aus diesem Anfang ergeben sollten. Die zweite Veranstaltung von INHIGEO war schon 1968 im Rahmen des 23. Internationalen Geologenkongresses in Prag geplant und vorbereitet. Der Weltkongress wurde eröffnet, am zweiten Tag marschierten die Truppen des Warschauer Vertrages in Prag ein, der Kongress wurde abgebrochen und das INHIGEO-Symposium fiel aus.

Die nächste Tagung, die ich dann in Freiberg vorzubereiten hatte, wurde für 1970 an die DDR zu dem Thema „Geschichte der Lagerstättenlehre“ vergeben. Mit 80 Teilnehmern aus 18 Ländern und über 50 Beiträgen war dies eine erfolgreiche Tagung.⁶ In der folgenden Zeit wurde meine Mitarbeit im INHIGEO-Komitee fortgesetzt. Das schloss – dann schon in meiner Zeit in Rostock – auch die Wahrnehmung von verantwortlichen Funktionen in diesem Gremium als Generalsekretär (1976-1984) und Präsident (1989-1992) ein. Diese Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte der Geologischen Wissenschaften waren für mich

⁴ Werner, Abraham Gottlob: Gedenkschrift aus Anlass der Wiederkehr seines Todestages nach 150 Jahren am 30. Juni 1967. Hrsg. v. Rektor der Bergakademie Freiberg. Leipzig 1967 (Freiberger Forschungshefte C 223).

⁵ Tichomirov, V.V. u.a. (Hrsg.): History of Geology. [russisch und englisch] Yerevan: Academy of Science of the Armenian SSR 1970, S. 7-16 und 351-359.

⁶ Die Beiträge wurden veröffentlicht in der Zeitschrift GEOLOGIE (Berlin: Akademie-Verlag), Jg. 20 (1971), H. 4-7, S. 329-809.

persönlich sehr wichtig, weil sie vor allem von den Fachwissenschaftlern anerkannt wurden und ich darüber hinaus Kontakte zu vielen Wissenschaftshistorikern im Ausland anbahnen konnte, die für die weitere Arbeit von erheblicher Bedeutung waren.

Im Verlauf der Jahre an der Bergakademie Freiberg nahmen meine Arbeiten auf den Gebieten der Wissenschaftsgeschichtsgeschichte und Philosophie einen solchen Umfang an, dass sich das mit den Aufgaben in der mineralogischen Sammlung und nach der Dritten Hochschulreform (1968) mit der Verantwortung sogar für die gesamten Sammlungen der Geowissenschaften nicht mehr verbinden ließ. Für die Studenten der Geologischen Wissenschaften im 6. und 7. Semester hatte ich den Lehrauftrag für die Vorlesung zur Geschichte der Geowissenschaften (im Lehrplan der Fachrichtung) und auch die philosophisch-naturwissenschaftlichen Seminare (im Lehrplan der Sektion Marxismus-Leninismus). 1973 setzte ich meine Arbeit als Oberassistent am Lehrstuhl für Geschichte der Produktivkräfte und Technik an der Sektion Betriebswirtschaft bei Professor Eberhard Wächtler⁷ fort. Neben den Lehraufgaben konnte ich dort auch meine zweite Dissertation für die Habilitation über die Genese der Geologie als Wissenschaft unter kognitiver und sozialer Sicht anfertigen⁸ und 1976 wiederum an der Humboldt-Universität erfolgreich verteidigen.

In der ersten Hälfte der 70er Jahre gab es in der DDR Debatten und Initiativen, die Wissenschaftsgeschichte im Land insgesamt zu stärken und zu entwickeln. Diese Diskussionen und Bemühungen gingen von der Abteilung Wissenschaften beim Zentralkomitee der SED und dem Ministerium für Hochschulwesen aus. Das Ziel bestand darin, für alle Fächer der Natur- und Technikwissenschaften Lehrveranstaltungen zur Geschichte der jeweiligen Disziplin in den Ausbildungsgang einzubeziehen, wie das bei den Medizinern bereits üblich war. Dabei ging es nicht um eine allgemeine Wissenschaftsgeschichte sondern um die historische Entwicklung der einzelnen Disziplinen als eigene Fächer. So wurde im Ministerium für Hochschulwesen ein Beirat für die Wissenschaftsgeschichte unter Leitung des Mathematik-Historiker Hans Wußing (Leipzig) gegründet, in dem ich von 1974 bis zur Wende mitgearbeitet habe. Dieses Gremium erarbeitete Programme für die Lehrveranstaltungen zur Geschichte der einzelnen Fächer als Orientierungsmaterial und bemühte sich auch um die Ausbildung von Lehrkräften für die Realisierung des Programms. Die Situation der Wissenschaftsgeschichte war an

⁷ Wächtler, Eberhard: Bibliographie 1952-2004. Freiberg: Medienzentrum der TU Bergakademie 2004.

⁸ Guntau, Martin: Die Genesis der Geologie als Wissenschaft. Studie zu den kognitiven und gesellschaftlichen Bedingungen bei der Herausbildung der Geologie als naturwissenschaftlichen Disziplin an der Ende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Akademie-Verlag Berlin 1984 (Schriftenreihe für Geologische Wissenschaften H. 19).

den Universitäten und Hochschulen sehr verschieden. In Leipzig, Berlin und Jena gab es sehr erfolgreiche Gruppen; in Halle, Rostock oder Greifswald gab es höchstens Ansätze für einzelne Disziplinen. So wurde ich in Berlin gefragt, ob ich evtl. von Freiberg nach Rostock gehen würde, um die Entwicklung der Geschichte der Naturwissenschaften an der dortigen Universität zu unterstützen. Das war natürlich eine echte Chance, wenn die Rostocker Universität einer Umberufung meiner Dozentur (1976) zustimmen würde. Ich war bereit, nach Rostock zu gehen, obwohl es mir nicht leicht fiel, das Zentrum für die Geowissenschaften in Freiberg zu verlassen, da ich mich diesen Disziplinen immer sehr verbunden fühlte und – bis zur Gegenwart – verbunden fühle. Doch die Rostocker Universität stimmte zu und die Bedingungen für die zu lösenden Aufgaben waren günstig.

Zunächst gab es an der Universität Rostock Überlegungen, wo die Wissenschaftsgeschichte eingegliedert werden sollte. An den anderen Universitäten waren sehr verschiedene Lösungen gefunden worden, so zum Beispiel in Berlin in der Sektion Wissenschaftsorganisation, in Jena in der Biologie, in Freiberg in der Betriebswirtschaft. In Rostock nahmen die Historiker die Wissenschaftsgeschichte auf, was in der DDR einmalig war (und auch in Deutschland ist die Wissenschaftsgeschichte nur in Stuttgart bei den Historikern).

Die Aufnahme an der Sektion Geschichte war freundlich mit deutlichem Interesse, wie sich denn die Arbeit auf dem neuen Gebiet der Wissenschaftsgeschichte in Lehre und Forschung entwickeln würde. Ich hatte absolut freie Hand, erhielt aber auch Beistand vor allem bei der Orientierung in der mir noch nicht bekannten Universität und insbesondere in den Bereichen der Naturwissenschaften. Von großer Bedeutung waren vor allem die Altbestände der Universitätsbibliothek, in der die vom 16. bis 19. Jahrhundert für die Naturwissenschaften reichen und zum Teil sehr wertvollen Werke für die Arbeit zur Verfügung standen. Diese Situation ergab sich aus dem Alter der Universität und ihrer Bibliothek, in der sich viele Werke im Verlauf der Jahrhunderte angesammelt hatten. Weniger greifbar waren dagegen die Werke und Zeitschriften zur Wissenschaftsgeschichte, die vor allem im 20. Jahrhundert entstanden waren. Es konnten grundsätzlich alle in der DDR entstandenen Publikationen angeschafft werden, Titel aus dem westlichen Ausland waren fast nur durch Tausch erreichbar. So gab es für die wissenschaftshistorische Arbeit in Rostock einerseits günstige Quellen für die Forschung, andererseits mangelte es aber an neuerer Literatur zur Orientierung über den Forschungsstand insbesondere im Ausland. Diese Situation war aber nicht allein in Rostock gegeben, die anderen Universitäten der DDR waren in der gleichen Lage.

Hier im Folgenden nun einige Gedanken zur Zielsetzung wissenschaftshistorischer Arbeit auf den Gebieten der Lehre und Forschung, neben ihrer Rolle als Brückenfunktion zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften. Es geht darum, auf welche Weise wissenschaftshistorische Studien vor

allem im Zusammenhang mit theoretischen, erkenntnistheoretischen und methodischen Arbeiten in der Gegenwart von Wert sein können. Dabei spielen folgende Aspekte eine Rolle:

1. Die historische Analyse der Erkenntnisse einzelner Disziplinen in der Geschichte ergänzt und vertieft die wissenschaftliche Problemsicht im aktuellen Denken. Jede wissenschaftliche Arbeit basiert auf die eine oder andere Weise auf Vorleistungen, die in ihrer Dimension oder Bedeutung sehr unterschiedlich sein können. Im 19. Jahrhundert formulierte Bernhard von Cotta, dass jede Wissenschaft „ein Resultat ihrer Geschichte (ist), es gehört deshalb das Studium der letzteren zum vollen Verständnis der ersteren.“⁹

Die Vermittlung historischen Wissens (richtigem oder auch falschem) kann zum tieferen Verständnis aktueller Probleme und ihrer Lösung einen Beitrag leisten. Darüber hinaus ist es auch wichtig, die Wurzeln neuer Ideen in der Geschichte herauszuarbeiten, da natürlich bei aller Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit in unseren Jahren bereits in der Vergangenheit grundlegende Vorleistungen erbracht worden sind. Dadurch gelingt es, die Dynamik des Erkenntnisprozesses in seiner historischen Entwicklung zu erklären und sowohl orthodoxen oder dogmatischen Tendenzen im Denken als auch ungerechtfertigten Überbewertungen neuer theoretischer Konzepte entgegenzuwirken.

2. Unter den Zielen zur wissenschaftshistorischen Arbeit spielen in besonderem Maße Fragestellungen mit erkenntnistheoretischem Charakter eine wichtige Rolle, die sich aus verschiedenen kognitiven Problemsituationen in den einzelnen Disziplinen ergeben. Das sind Fragen unter anderem folgender Art: Von welchen Wissenschaftlern wurden die wesentlichen Erkenntnisse zu welchen Themen unter welchen Bedingungen gewonnen? Wie vollzog sich die Entwicklung und Gliederung von gewonnenem Wissen im Verlauf der Geschichte einer Wissenschaft? Wie hat sich die wissenschaftliche Erkenntnis eines Gebietes unter welchen Voraussetzungen zu einer Disziplin entwickelt? Welche Erkenntnisse, Begriffe oder Ideen einer Disziplin erwiesen sich in der Geschichte als vergänglich bzw. verloren ihre Aktualität? In welcher Weise hat sich der Inhalt wissenschaftlicher Begriffe, Termini oder auch Symbole in der Geschichte verändert? Wann, warum und wie veränderten sich Bedeutung und Wert wissenschaftlicher Aussagen im Verlauf der Geschichte? Welche Methoden der Erkenntnis setzten sich in der wissenschaftlichen Arbeit einer Disziplin wann, warum und wie durch? Welche Wirkungen ergaben sich aus gewonnenem wissenschaftlichem Wissen auf anderen Gebieten der Erkenntnis oder auch anderen gesellschaftlichen Tätigkeitsberei-

⁹ Cotta, Bernhard von: Geologisches Repertorium (mit einem vollständigen Index). Leipzig 1877, S. 3.

chen? Zur Beantwortung dieser und anderer Fragen reicht in der Regel das allgemeine historische Wissen allein nicht aus. Dazu sind spezielle Kenntnisse aus den jeweiligen Natur-, Human- oder Technikwissenschaften nötig, wenn zu den Inhalten der Kernprozesse der einzelnen Disziplinen wissenschaftshistorische Beiträge geleistet werden sollen.

3. Wichtige Themen wissenschaftshistorischer Arbeit sind die gesellschaftlichen Ziele und Bedingungen für die Arbeit der Wissenschaftler in der Vergangenheit. Das betrifft auch die persönlichen Beziehungen der Wissenschaftler zur Gesellschaft. Von besonderem Interesse ist dabei das humanistische Anliegen der Tätigkeit der Wissenschaftler in der Geschichte und ihrer spezifischen Verantwortung gegenüber der menschlichen Gesellschaft.

Die Tätigkeit eines jeden Wissenschaftlers ist zunächst eine individuelle, die er entsprechend seinen Neigungen, seiner Ausbildung, seinen Wünschen und objektiven Möglichkeiten zu gestalten versucht. Dieses Wirken ist aber immer in die verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen eingebunden, die das Leben und die Arbeit eines Wissenschaftlers in der Geschichte bestimmten und auch in der Gegenwart determinieren. Deshalb stellte die Historiographie der Wissenschaften die Wechselwirkung zwischen wissenschaftlichen Tätigkeiten und den politischen, ökonomischen, technischen aber auch philosophischen und religiösen Bedingungen dar. Diese Zusammenhänge werden vor allem in den biographischen Arbeiten zu Wissenschaftlern dargestellt. Etwa 50 % aller wissenschaftshistorischen Publikationen haben biographischen Charakter.

4. Zu den wissenschaftshistorischen Arbeiten gehören auch Darstellungen der Geschichte von Gesellschaften, Akademien, Forschungseinrichtungen, Institutionen und Bildungseinrichtungen der Wissenschaften. Auf diese Weise werden Grundlagen für die Pflege von Traditionen durch die Mitglieder dieser Einrichtungen geschaffen. Die Darstellungen der Geschichte dieser Einrichtungen würdigen vor allem die wissenschaftlichen Arbeiten und Erfolge in der Vergangenheit, die Persönlichkeiten mit besonderen Leistungen oder Haltungen und auch die politischen und finanziellen Bedingungen, unter denen die Ergebnisse erreicht werden konnten – oder auch nicht. In den historischen Darstellungen von Universitäten oder Hochschulen werden herausragende Wissenschaftler gewürdigt, die bei ihnen ausgebildet wurden. Forschungseinrichtungen erinnern in historischen Darstellungen an herausragende Leistungen der Entdeckung oder Erfindung, aber auch schwierige Situationen oder Fehlentwicklungen. Alle derartigen historischen Arbeiten haben den Charakter, zunächst Dokumentationen der Vergangenheit zu sein; ebenso sind sie aber auch Grundlagen für ein Bewusstsein der Tradition und möglicherweise auch für Stolz. Nicht selten werden deshalb zu Jubiläen von

Institutionen historische Darstellungen in Gestalt von Festschriften erarbeitet, woran die Wissenschaftshistoriker in der Regel maßgeblich beteiligt sind.

Auf dem Hintergrund dieser Ziele der wissenschaftshistorischen Arbeit stand für mich als erste Aufgabe, die Lehre der Geschichte der naturwissenschaftlichen Disziplinen aufzubauen. Diese Lehrveranstaltungen gehörten zu den Studienplänen und mussten deshalb auch angeboten werden. Die Naturwissenschaftler der Universität Rostock waren sehr offen gegenüber dieser meiner Initiative und nahmen entsprechende Vorschläge an. Das galt vor allem für die Physiker, Chemiker und Mathematiker. In einigen Fachrichtungen wurden die Vorlesungen zur Geschichte ihres Faches von eigenen Mitarbeitern gehalten, so nach anfänglichem Wechsel dann aber sehr engagiert und kontinuierlich in der Mathematik von Frau Dr. Dietlinde Lau und in der Biologie von Frau Dr. Brigitte Steyer. Ich selbst übernahm die Geschichte der Chemie, zumal diese Disziplin der Mineralogie am nächsten steht und ich während des Studiums vier Semester chemische Vorlesungen und Praktika hatte. Bald übernahm Herr Dr. Peter Jakobowski die Geschichte der Physik. Etwa um 1980 war für alle naturwissenschaftlichen Fächer die Lehre der Geschichte gesichert. Am Ende der 80er Jahre boten auch Herr Dr. Michael Meyer eine Vorlesung zur Geschichte der Technik und Technikwissenschaften in den technischen Sektionen und Frau Dr. Kerstin Kosche für die Historiker eine Lehrveranstaltung zur Geschichte der Geschichtswissenschaft an. Und in den 80er Jahren wurde von mir dann eine Vorlesung zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte für Studenten der Geschichte angeboten, woraus auch eine Reihe von Diplomarbeiten entstanden und sich die Wissenschaftsgeschichte auf diese Weise in die Geschichtswissenschaften „eingeschlichen“ hatte.

Neben der „Kernaufgabe Lehre“ musste man gleichzeitig darüber nachdenken, wie ein Gebiet wie die Wissenschaftsgeschichte in das Leben der Universität einbracht werden kann. Natürlich war den Wissenschaftlern bekannt, was die Wissenschaftsgeschichte ist. Jedoch hatte es an der Rostocker Universität noch keine Institutionalisierung dieses Gebietes gegeben. Nun aber sollte gezeigt werden, was dieses Fach zu bieten vermag. Natürlich sind Tagungen und Kolloquien bewährte Formen zur Diskussion und Verbreitung von interessierenden Themen. Aber derartige bewährte Formen brauchen auch einen Inhalt, der die Hauptsache ist. Es geht dabei um eine Idee, die neu und überzeugend ist, über die man diskutieren und arbeiten kann, zu der Vertreter möglichst verschiedener Wissenschaften Beiträge leisten können, aus der man Forschungsthemen ableiten kann, für die man leicht Publikationsmöglichkeiten findet und natürlich vielleicht auch ein Stück von allgemeinem Interesse anregt. Und da habe ich versucht, aus meiner Dissertation B, die ich gerade an der Humboldt-Universität zur „Genese der Geologie als Wissenschaft“ verteidigt hatte, verallgemeinerte Thesen zu Prozessen der Entstehung von Einzelwissenschaften zu formulieren und zur

Diskussion anzubieten. Das war eine begründete Idee, die Resonanz fand. In jeder Einzelwissenschaft oder Disziplin wird gefragt: Wann und wie sind wir eigentlich entstanden? Und gibt es auch heute noch Entstehungsprozesse von Disziplinen? Und gab es Einzelwissenschaften, die es heute nicht mehr gibt?

Antworten auf derartige Fragen und zu weiteren Problemen der Genese von Wissenschaften wurden in zehn Thesen zusammengefasst, in vielen Gesprächen diskutiert und dann als Angebot bzw. Diskussionsbasis für eine Tagung gedruckt, die 1977 in Rostock mit großer Beteiligung von Wissenschaftshistorikern aus der DDR aber auch vielen Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen der eigenen Universität stattfand. In den Debatten ging es um die Definition des Begriffes Einzelwissenschaft oder Disziplin, dann aber um die Phasen der Herausbildung dieses „Bausteins“ im System Wissenschaft wie der Vorgeschichte, der Emanzipationsphase und der Konsolidierung. Für die weitere Arbeit war es sehr hilfreich, dass alle Beiträge der Tagung in einer neu gegründeten Schriftenreihe „Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte“¹⁰ veröffentlicht wurden und in den folgenden Jahren weitere Arbeiten zu dieser Thematik aber auch zu anderen wissenschaftshistorischen Themen publiziert werden konnten. Das Thema „Disziplingenese“ regte mit der Zeit zahlreiche Dissertationen an, ausgehend von Rostock auch in Berlin, Leipzig und (auch) Dresden. In Rostock hat auch Gyula Pápay¹¹ unter sehr günstigen Bedingungen seine Dissertation B (Habilitation) zur Herausbildung der Kartographie als Wissenschaftsdisziplin ausarbeiten und verteidigen können.

Eine produktive Kooperation gab es bei den Arbeiten zur Entstehung der Disziplinen mit anderen Gruppen in der DDR. So entwickelten sich nützliche Beziehungen zu dem ebenfalls gerade an der Technischen Universität Dresden gegründeten Zentrum zur Geschichte der Technikwissenschaften unter Leitung von Prof. Rolf Sonnemann, weil sich gerade auf dem Gebiet der Technik aktuell neue Wissenschaften – wie etwa die Informatik, die Kybernetik oder die Bionik und andere Disziplinen – bildeten. Eine noch produktivere Kooperation ergab sich zu dem Bereich Wissenschaftsgeschichte im Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin, den Prof. Hubert Laitko leitete. Dort entstanden Arbeiten vor allem zur Herausbildung von „Sub-Disziplinen“ in den sich zergliedernden großen Feldern

¹⁰ Die „Rostocker Wissenschaftshistorischen Manuskripte“ wurden von der Universität Rostock mit 21 Heften von 1978 bis 1992 herausgegeben (Sign. 28: ZA 4919). Die Hefte 1,2, 8 u. 10 enthalten die Beiträge zur Disziplingenese. Das Heft 21 (Geschichte der Wissenschaften in Lateinamerika), 255 S., wurde übersetzt (portugiesisch) und in Sao Paulo 2000 als Buch herausgegeben.

¹¹ Prof. Dr. Gyula Pápay, Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001509

der Naturwissenschaften wie Physik und Chemie. Mit den Kollegen in Berlin gab es viele anregende Debatten insbesondere zu Fragen des Entstehens oder auch des Beendens von Disziplinen. Eine zweite gemeinsame Tagung 1982 in Rostock „Zur Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen“ sollte die Diskussionen abrunden. Aus der gemeinsamen Arbeit von Wissenschaftshistorikern aus Rostock und Berlin ist dann ein Sammelband mit 20 Studien zur Entstehung von wissenschaftlichen Disziplinen entstanden (1987),¹² mit dem dieses Thema einen relativen Endpunkt erreicht hatte.

Wir hatten in den Jahren von 1977 bis 1990 insgesamt acht größere Tagungen zu Themen wie der sozialen Stellung und Wirkung von Gelehrten in der Gesellschaft während verschiedener historischer Epochen, der Rolle wissenschaftlicher Gesellschaften in der Geschichte, Wissenschaftler und Techniker in der Kulturgeschichte Mecklenburgs, Wissenschaftler und Studenten im Antifaschismus, die wissenschaftliche Erforschung Mecklenburgs in der Geschichte, zu den Wissenschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Beiträge zur Geschichte der Informatik und andere. Von Bedeutung war dabei, dass an diesen Veranstaltungen nicht nur Wissenschaftshistoriker teilnahmen, sondern auch immer viele Wissenschaftler anderer Fächer dabei waren, weil sie sich für Themen zur Geschichte interessierten. Das galt auch für die „Rostocker Wissenschaftshistorischen Kolloquien“, zu den bis 1992 vom Wissenschaftsbereich eingeladen wurde und die auch angenommen wurden. Das waren im Verlauf der Jahre über 70 Veranstaltungen, in der Regel mit einem Vortrag von Rednern aus Rostock, von auswärts und auch aus dem Ausland. Mit diesen Initiativen haben die Wissenschaftshistoriker neben der Lehrtätigkeit versucht, am wissenschaftlichen Leben der Universität teilzunehmen und den Ausbau von Beziehungen zwischen den verschiedenen Disziplinen zu unterstützen.

Ich muss nochmals auf meine Arbeit in der INHIGEO-Kommission (früher „Komitee“) zurückkommen, da sie mich über Jahre beschäftigt hat. Das Amt als Generalsekretär, meine Wahl war auf Vorschlag von Seiten der UdSSR auf dem 24. Internationalen Geologenkongress 1976 in Melbourne erfolgt, brachte ich von Freiberg nach Rostock mit. Diese Funktion war nicht allein für die Visitenkarte, sie forderte harte Arbeit. Jährlich wurden von INHIGEO internationale Symposien oder Konferenzen zur Geschichte der Geologischen Wissenschaften irgendwo in der Welt veranstaltet, und die Vorbereitung war durch den Generalsekretär zu begleiten. Alle zwei Jahre wurden neue Mitglieder aus den verschiedenen Ländern in die Kommission gewählt und der Vorgang war aus Rostock vorzubereiten und durchzuführen. Jährlich war ein Newsletter herauszugeben, zunächst in Englisch und Russisch, dann in Englisch und Deutsch, schließlich nur in Englisch, weil der

¹² Guntau, Martin und Laitko, Hubert: (Hrsg.): Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen. Berlin 1987.

Umfang immer stärker wurde. In jedem Jahr waren Berichte an die International Union of Geological Sciences und die Union of the History of Sciences zu geben, die vorher mit den sieben Mitgliedern des Board von INHIGEO abzustimmen waren. Und viele weitere Aufgaben gab es darüber hinaus, die ich alle als Sekretär über acht Jahre zu erledigen hatte. Zeitgleich wurde 1976 als Präsident von INHIGEO Professor Reijer Hooykaas (Niederlande) gewählt, der mein Chef war. Er war schon ein älterer Herr und Senior der Wissenschaftsgeschichte in seinem Land. Schon 1965 auf dem XI. Internationalen Kongress für die Wissenschaftsgeschichte in Warschau hatten wir eine sehr schwierige Auseinandersetzung zu meinem dort vorgetragenen Beitrag zum Aktualismus. Auch in Jerevan trafen wir uns 1967 zur Gründung des INHIGEO-Komitees. Unser Verhältnis war anfänglich höflich, aber nicht gerade freundlich. Nun musste ich von 1976 bis 1984 jedes Jahr zu meinem Präsidenten nach Utrecht reisen, um die Arbeiten unseres Gremiums zu beraten. Jährlich war ich auch in Moskau, um von Professor V.V. Tichomirov (von ihm war die Initiative 1964 zur Gründung von INHIGEO ausgegangen) dessen Vorschläge und Meinungen zu erfahren. Ich muss daran erinnern, dass damals die internationale Arbeit auch der Wissenschaften noch unter der Atmosphäre des Kalten Krieges geleistet wurde.

Unter diesen Bedingungen gab es Situationen, in denen ich eine Art von Pendelpolitik zu praktizieren hatte. Das ging deshalb, weil sich mit Herrn Hooykaas im Laufe der Jahre eine sehr vertrauensvolle und gute Zusammenarbeit entwickelt hatte und ich von ihm in dieser Zeit sehr viel gelernt habe, wofür ich ihm bis heute dankbar bin. Nach den Arbeiten als Generalsekretär wurde ich dann Direktor der Sektion Geschichte an der Universität. In dieser Zeit hatte ich auch die Möglichkeit, über das amerikanische Büro für den Austausch von Wissenschaftlern mit den sozialistischen Ländern IREX (International Research & Exchange Board) drei Monate in den USA in der Regel in Bibliotheken zu arbeiten. Dort traf ich vor allem Historiker, die ich über INHIGEO kennen gelernt hatte. Von dieser und britischer Seite wurde ich dann 1989 für die Kandidatur zur Wahl als Präsident von INHIGEO vorgeschlagen, was in der DDR vom Ministerium für Hochschulwesen bestätigt wurde. Ich wurde dann während des 28. Internationalen Geologenkongresses 1989 in Washington auch gewählt und habe das Amt über die Wende in der DDR bis zum Ende der Wahlperiode 1992 ausgeübt. 1991 haben wir mit INHIGEO-Mitgliedern aus Sachsen noch ein Internationales Symposium zur Geschichte von Museen und Sammlungen zu den Geowissenschaften in Dresden erfolgreich durchgeführt. An der Wahl des nächsten INHIGEO-Präsidenten und zur Übergabe des Amtes in Kyoto konnte ich zusammen mit der Wahrnehmung von Einladungen zu Vorträgen an Universitäten in Tokio dabei sein. Die INHIGEO-Kommission entwickelt gegenwärtig eine immer intensivere Arbeit mit über 200 Mitgliedern aus 43 Ländern von allen Kontinenten.

Unbedingt sind noch einige Worte zur Stellung der Wissenschaftsgeschichte in der Sektion Geschichte zu sagen. Seit der Eingliederung gab es eine gute Zusammenarbeit mit den Historikern, die zwar mit Interesse die Entwicklung dieses Bereichs beobachteten, aber keinen Einfluss auf die Arbeit der Wissenschaftshistoriker nahmen. In zahlreichen Fällen wurde wirkungsvolle Unterstützung gegeben. Im Verlauf der Jahre gab es auch Lehrveranstaltungen zur Wissenschaftsgeschichte für Geschichtsstudenten, es wurden auch Themen für Diplomarbeiten vergeben und auch Forschungsstudenten (Doktoranden) nach einem erfolgreichen Geschichtsstudium betreut. Es war natürlich, dass von mir auch erwartet wurde, Aufgaben und Funktionen in der Sektion zu übernehmen. So war ich zweimal Stellvertreter des Sektionsdirektors für Forschung und hatte damit allerlei Bürokratie und Papierkram für alle Forschungsgruppen zu bewältigen. Daneben war ich, wie schon erwähnt, mit dem Amt in der INHIGEO-Kommission beschäftigt, was eben viel Zeit brauchte und man von den Ergebnissen zwar etwas im Ausland merkte, in Rostock dagegen aber weniger. 1981 wurde ich zum ordentlichen Professor berufen und in diesem Zusammenhang für die Wissenschaftsgeschichte in der Sektion ein eigener Wissenschaftsbereich konstituiert.

Die Verpflichtungen nahmen zu, was aber auch aus heutiger Sicht durchaus normal war. In der Sektion Geschichte war der Direktor in der Regel vier Jahre im Amt und wurde dann von einem anderen Hochschullehrer abgelöst. 1985 zeichnete sich ab, dass im nächsten Jahr ein Wechsel des Sektionsdirektors bevorstand und der Nachfolger vorzubereiten war. Niemand war begeistert, eine solche Funktion zu übernehmen. Sie umfasste die Sicherung der Ausbildungsprozesse und anspruchsvolle Bedingungen zur Erbringung von Forschungsleistungen, Personalfragen und die Verteilung der immer karger werdenden Mittel. Dafür und für viele andere Probleme hatte der Sektionsdirektor die Verantwortung zu tragen. Das alles kostete viel Kraft, Nerven und Zeit bei geringeren Möglichkeiten für die eigene wissenschaftliche Arbeit. In einem Gespräch mit dem Sektionsdirektor und dem Parteisekretär der Sektion, der bei solchen Personalfragen immer eine Rolle spielte, wurde mir die Übernahme des Direktorats ab 1986 vorgeschlagen. Ich brachte meine Bedenken vor, da ich ja nun kein richtig ausgebildeter Historiker war und eigentlich von der Seite dazu gekommen war. Aber ich musste eben auch zugestehen, dass die Reihe an mir war, nach zehn Jahren in der Gemeinschaft der Historiker diese Verantwortung zu tragen. Ich habe dann unter der Bedingung, die Funktion des Sektionsdirektors für nur drei Jahre von Februar 1986 bis Februar 1989 zu übernehmen, mein Einverständnis erklärt. Dem wurde zugestimmt und so wurde das auch realisiert.

Bei aller Bereitschaft hätte ich damals lieber die Leitung einer Sektion in den Geowissenschaften übernommen als eine bei den Historikern, weil ich mich bei den Naturwissenschaftlern sicherer gefühlt hätte. Tatsächlich waren dann wirklich

die drei Jahre für mich als Sektionsdirektor die komplizierteste und schwierigste Zeit in meinem Berufsleben. Aber sie wurden durchgestanden.

In der Sektion Geschichte gab es am Ende der 80er Jahren sechs ordentliche Professoren und sieben Forschungsgruppen: Agrargeschichte, Geschichte der Jugendbewegung, Fremdarbeiterpolitik im Imperialismus, Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Geschichtsmethodik, Frühgeschichte und Altertumswissenschaften, Wissenschaftsgeschichte. In der Lehre und in der Forschung arbeiteten 35 wissenschaftliche Mitarbeiter (so genannte wissenschaftliche Assistenten). Dazu kamen 25 Doktoranden (mit Stipendium), davon nach dem seinerzeitigen Verständnis 20 Forschungsstudenten und fünf Aspiranten. Letztere waren Historiker, die schon außerhalb der Sektion ein Arbeitsverhältnis hatten und nun an einer Dissertation für die Promotion A oder B (Habilitation) arbeiteten. Nicht zu vergessen sind die sechs technischen Mitarbeiterinnen, mit denen zusammen die Sektion 70 Angehörige hatte.

Bewusst möchte ich hier nichts über Einzelheiten zur Lehre und Forschung der Geschichte an der Sektion sagen, weil es dazu kompetentere Zeitzeugen gibt. Vielleicht sind aber einige Dinge von Interesse, die mich in meinem Amt als Sektionsdirektor weniger oder auch mehr beschäftigt haben, aber typisch waren für die Zeit der DDR. Dazu gehören einmal die materiellen Bedingungen für die Arbeit in der Sektion, die für Historiker eigentlich bescheiden waren, wenn man die Ausrüstung eines Instituts für Mineralogie mit Geräten schon damals für Millionen zum Vergleich heranzieht. Für die Historiker spielte die Schreibkapazität zu jener Zeit eine große Rolle. Es wurden viele und auch lange Texte erarbeitet, nicht nur von den Professoren, sondern auch den Mitarbeitern im Rahmen der Forschungsarbeit. Die Möglichkeiten, diese Texte mit Schreibmaschinen für die Publikation vorzubereiten oder auch zu vervielfältigen, waren in der Sektion begrenzt. Also waren die Sekretärinnen noch vollständig mit dem Schreiben von Manuskripten beschäftigt. Und was heute unwahrscheinlich klingen mag: es besaß tatsächlich niemand von den Sektionsangehörigen vor der Wende einen PC. Nachdem ich im westlichen Ausland die segensreiche Funktion eines PC begriffen hatte, war ich entschlossen, auch für die Sektion Geschichte wenigstens einen Computer zu beschaffen, zumal in den technischen und naturwissenschaftlichen Sektionen natürlich längst damit gearbeitet wurde. Die jüngeren Historiker mussten mit dieser Technik vertraut gemacht werden, so dass bald jeder von uns seine Manuskripte auf diese Weise sehr leicht selbst zu schreiben in der Lage wäre. Also habe ich bei dem Prorektor der Universität, der für die Vergabe der Computer an die verschiedenen Einrichtungen zuständig war, ein solches Gerät für die Sektion Geschichte beantragt. Mein Antrag löste Erstaunen aus mit der Frage: „Wozu brauchen die Historiker einen Computer?“ Und auch nach einer Erklärung wurde dieser Antrag mit nur wenig Hoffnung auf Lieferung angenommen. Erst im Ergebnis vieler weiterer Nachfragen erhielten wir nach einem Jahr (1988) einen

Computer (Typ BC 5120), womit auch in die Sektion Geschichte die Büroelektronik ihren Einzug hielt, was vor allem von jüngeren Kollegen ausgiebig genutzt wurde.

Für die Historiker gewann die wachsende Rolle der Auslandsbeziehungen in den 80er Jahren zunehmend an Bedeutung, weil damit auch Kontakte zu den westlichen Ländern leichter wurden. Natürlich gab es viele Verbindungen zu Historikern in der Sowjetunion, zu Polen, zur ČSSR, Ungarn und anderen sozialistischen Ländern. Mit den Historikern der Universität in Jerevan (Armenien) gab es seit der Mitte der 80er Jahre in jedem Sommer einen Exkursionsaustausch für Geschichtsstudenten. Die Universität hatte aber auch noch weitere vertragliche Kontakte in anderen Ländern, so zum Beispiel mit der großen Brown University in Providence (Rhode Island) in den USA. Über diese Brücke kamen viele Studenten für ein Semester oder kürzer nach Rostock und belegten hier Lehrveranstaltungen zur Literatur, Religion, Biologie usw., haben aber niemals die Vorlesung zur Geschichte der DDR in unserer Sektion ausgelassen. Wir sagten damals, dass die Studenten von Brown nach Rostock kommen, um „den Kommunismus zu besichtigen“. Die Gäste aus den USA waren an vielen Diskussionen mit Studenten und Wissenschaftlern interessiert, was gewiss für beide Seiten von Wert war. Auch aus Brasilien und Italien waren 1989/90 Doktoranden im Bereich Wissenschaftsgeschichte.

Offensichtlich war die Sektion Geschichte für Ausländer interessant. Mir ging es aber auch darum, die besseren Möglichkeiten für jüngere Mitarbeiter, Doktoranden sowie Geschichtsstudenten zu nutzen, d.h. in westliche Länder zu kommen und auch dort die Arbeit von Historikern kennen zu lernen. Das war nun möglich, und so waren jüngere Kollegen wenigstens jeweils einige Monate in Dänemark, Schottland, England, Spanien, Nicaragua und auch der Bundesrepublik. Zudem gelang es uns, zwei Studierende der Geschichte unserer Sektion für ein Semester an die Brown University zu bringen. Allerdings gab es zunächst mit der Studentin Carla Siegert Probleme. Die Herren aus diesem Haus (MfS) besuchten mich als Sektionsdirektor und meinten, dass es nicht die richtige Entscheidung wäre, sie für ein Semester in die USA zu schicken und ich möchte doch bitte meinen Antrag zurückziehen. Ich habe keinen Grund gesehen, unsere Meinung zu ändern. Carla Siegert ging nach Providence und hatte dort einen nützlichen Aufenthalt.

Nachdem ich das Amt des Sektionsdirektors an meinen Nachfolger Professor Georg Moll im Februar 1989 übergeben hatte, konnte ich mich wieder intensiver der Wissenschaftsgeschichte in Lehre und Forschung widmen. Bald zeichnete sich die Wende ab und dann auch der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. Mit letzterem Schritt machte sich die Umgestaltung der Universitäten nach Muster der Bundesrepublik erforderlich. Ab 1991 wurde durch „Strukturkommissionen“ geprüft, welche Bereiche fortgeführt werden und welche zu schließen

seien. Zugleich wurde das Personal evaluiert und festgestellt, wer an der Universität bleiben konnte oder für wen das Arbeitsverhältnis – aus welchem Grund auch immer – endete. Dazu gab es vor allem für Hochschullehrer und leitende Mitarbeiter eine „Ehrenkommission“, die in einem Ehrenverfahren untersuchte, wie das politische Verhalten der betreffenden Universitätsangehörigen in der Zeit der DDR zu bewerten ist. Ich hatte kein Problem, mich in dieser Kommission vorzustellen und befragen zu lassen. Ich habe dort erklärt, dass ich ein bewusster Bürger der DDR war und sie auch im In- und Ausland vertreten habe. Mein Verhalten wurde von der Ehrenkommission mit einer „Missbilligung“ bewertet; das war die mildeste Stufe der ausgesprochenen Urteile. Mein Fehlverhalten war meine Mitgliedschaft als Sektionsdirektor in der SED-Parteileitung der Sektion Geschichte, weil dadurch „eine erhebliche Beeinträchtigung freier Forschung und Lehre“ gegeben war (01.07.1992). Einige Monate später wurde mir von der Kultusministerin Steffie Schnoor per Brief meine „Überleitung“ zum HRG-Professor mitgeteilt. Das gleiche Schreiben enthielt auch die Nachricht, dass eine „Übernahme“ für mich leider nicht möglich sei. Die „Strukturkommission“, auch zuständig für die Geschichte, hatte sich gegen eine Fortführung der Wissenschaftsgeschichte ausgesprochen. Eine Evaluation oder offizielle Begründung gab es nicht. Mir blieb nichts anderes übrig, als um die Auflösung meines Arbeitsverhältnisses zu bitten, damit ich noch ein Altersübergangsgeld beziehen konnte. Meine Abberufung erfolgte zum 01.10.1992.

Damit hatte die Wissenschaftsgeschichte an der Rostocker Universität ein Ende. Zum 71. (und letzten) Rostocker Wissenschaftshistorischen Kolloquium sprach am 18. Juni 1992 Professor Bernhard vom Brocke (Marburg) zu dem Thema „Das Elend der Wissenschaftsgeschichte in Deutschland.“¹³

Danach gab es in Rostock allerlei Initiativen außerhalb der Universität (aber auch mit ihr) zur Geschichte der Wissenschaften und Technik. 1993 wurde die Ernst-Alban-Gesellschaft für Mecklenburgisch-Pommersche Wissenschafts- und Technikgeschichte e.V. gegründet, in deren Rahmen auf der Basis verschiedener Projekte Tagungen und Buchpublikationen realisiert werden konnten. Seit 1994 gibt es eine neue Reihe „Rostocker Wissenschaftshistorischer Kolloquien“ mit der 100. Veranstaltung in diesem Jahr und einer Tagung zur „Geschichte der wissenschaftlichen Arbeit im Norden der DDR“. Sie sehen, Möglichkeiten gibt es immer, wenn gute Ideen, Engagement und Konsequenz vorhanden sind. Aber das ist ein anderes Thema.

Ich danke Ihnen für Ihr großes Interesse.

¹³ Brocke, Bernhard vom: Das verschenkte Erbe. Über die Vernachlässigung der Wissenschaftsgeschichte in Deutschland. In: Mannheimer Forum. Ein Panorama der Naturwissenschaften, Hrsg. v. Ernst- Peter Fischer. München 1996, S. 109-155.

Diskussion

Protokoll und Transkription: Juliane Brunner, Kersten Krüger, Christian Wedel

Hilde Michael:

Sie sagten, dass sie auch Studenten aus dem nichtsozialistischen Ausland zu Gast hatten, wie Sie formulierten, um den Kommunismus kennen zu lernen bzw. zu studieren. Können Sie darauf vielleicht etwas näher eingehen? Erforderte es bestimmte Maßnahmen? Welche Möglichkeiten gab es?

Martin Guntau:

Vor allem in den 80er Jahren wurden von der DDR neben den Beziehungen zu den sozialistischen Ländern auch Kontakte zum Westen entwickelt. Eine bedeutende Rolle spielte dabei die Aufnahme diplomatischer Beziehungen vieler Länder zu der DDR im Jahr 1973. An der Brown University in Providence, Rhode Island (USA), hatte man unter anderem Interesse an Arbeiten zur Literaturgeschichte in der Rostocker Germanistik, insbesondere durch die Publikationen der Professoren Hans-Joachim Bernhard und Joseph Pischel. So kamen vor allem am Ende der 80er Jahre Studenten der germanistischen Literaturwissenschaft, der Geschichte, aber auch der Biologie oder Theologie nach Rostock. Die Geschichte war gewiss kein Schwerpunkt, aber es war für die Gaststudenten sicher interessant sich anzuhören, wie in der DDR Geschichte dargestellt wurde.

In den gleichen Jahren sind von Rostock vor allem Mediziner und Physiker nach Providence gegangen, während die anderen Bereiche weniger berücksichtigt wurden. Das hat uns ein bisschen geärgert, weil wir mit den amerikanischen Studenten die Seminare und Debatten gemacht hatten. Es kamen nun auch nicht so viele Gaststudenten, also nicht so viele gemessen an den heutigen Dimensionen, vielleicht waren es vier, acht oder gar zwölf. Alle waren aber immer sehr an Diskussionen interessiert. Ich erinnere mich noch an eine jüdische Studentin Goldstein, die ihr Rabbistudium in den Staaten machte und sehr daran interessiert war, wie die Verhältnisse für Juden in der DDR waren und wie mit ihnen umgegangen wurde.

Alle diese Kontakte haben sehr geholfen, auch die Sicht unserer Studenten zu weiten. Deshalb haben wir immer versucht, den Studenten beste Gelegenheiten für Zusammenkünfte zur Unterhaltung und zum Gedankenaustausch zu ermöglichen.

Heiko Marski:

Die Geschichte ist ja seit ihrer Geburt mehr oder weniger Machtinstrument, das heißt, ich kann über die Darstellung von Geschichte Herrschaftsansprüche ausdrücken oder auch bestimmte Ideen transportieren. Inwiefern waren Sie in ihrer Arbeit für diese allgemeine Geschichtswissenschaft gebunden an M.-L. und

inwiefern hat man versucht, ihnen da hineinzureden. Also: Wurde Ihre wissenschaftliche Arbeit durch politische Ideologie beeinflusst?

Martin Guntau:

Diese Frage ist wichtig. Es war in allen Bereichen der Gesellschaftswissenschaften selbstverständlich, dass auf der Basis der Marxismus-Leninismus gelehrt und geforscht wurde. Das galt in hohem Maße für die Geschichte, die Philosophie oder auch die Wirtschaftswissenschaften, weil diese Disziplinen vor allem den Menschen und die Gesellschaft zum Gegenstand haben. Mit der Wissenschaftsgeschichte ist das aber ein bisschen komplizierter, weil sie die Natur und ihre Gesetze als bestimmende Teile ihres Gegenstandes hat. Deshalb gibt es auch keine marxistisch-leninistische Chemie oder Mathematik. Ich habe deshalb in der ersten Vorlesung zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte immer die sichere Tatsache verdeutlicht, dass 2×2 immer 4 ist, und zwar in Hamburg genauso wie in Rostock. Daran kann kein Klassenstandpunkt, keine marxistische Erkenntnis oder kein religiöser Glaube etwas ändern. Denn es sind die kognitiven Elemente, die den Kern oder die Inhalte der Naturwissenschaften ausmachen und auch den Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte bilden. Berücksichtigt man aber bei der wissenschaftshistorischen Arbeit die politischen Bedingungen und Resultate der Forschungsarbeit, die Gelehrten und ihre soziale Rolle in der Gesellschaft oder auch die Entwicklung von Ausbildungsformen, bekommen derartige Aspekte natürlich gesellschaftliche Bedeutung. Und so waren dann diese Themen auch in der Wissenschaftsgeschichte zu berücksichtigen, zu Zeiten der DDR gewiss aus marxistischer Sicht. Die Frage ist nun, welcher Aspekt der wesentliche ist, der kognitive oder der soziale?

Im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen wurden die Lehrprogramme zum Beispiel für die Geschichte der Mathematik oder Chemie im Beirat für Wissenschaftsgeschichte vorgestellt, bestätigt und auch gedruckt. Und natürlich gab es in den Programmen auch Bezüge zum Marxismus-Leninismus, nicht nur als politisches Bekenntnis, sondern auch sachlich, wenn es denn Sinn machte. Warum eigentlich nicht? Ich muss sagen, dass ich diese Auffassung in einigen Zusammenhängen nach wie vor sehr vernünftig finde, aber darauf müsste man tiefer eingehen. Das hat meines Erachtens nichts mit Beeinflussung der wissenschaftlichen Arbeit durch politische Ideologie zu tun.

Insgesamt gab es jedoch keine klare Bestimmung oder ein klares Verständnis, wie man eine marxistisch-leninistische Wissenschaftsgeschichte machen sollte oder könnte. Ich kenne nur eine einzige Arbeit über die Beziehung der Wissenschaftsgeschichte zum Marxismus, die aber vergleichsweise sehr zart ist, wenn man sich die wissenschaftshistorischen Arbeiten in den USA ansieht, die sich als gesellschaftsbezogene Wissenschaftsgeschichte zeigen. Ich habe nirgends den Terminus „marxistische Wissenschaftsgeschichte“ gefunden, aber durchaus Mar-

xisten, die Wissenschaftshistoriker waren oder sind. Ich bin der Meinung, das Entscheidende für die Wissenschaftsgeschichte ist die inhaltlich-sachliche, die wissenschaftliche Substanz. Dabei konnte und kann man aber die gesellschaftlichen Umstände nicht ignorieren, sie sind dann aber immer zu erklären. Viele Kollegen in Moskau haben das in der Regel anders gesehen und sind auf die gesellschaftlichen Bedingungen für die Erkenntnisprozesse weniger eingegangen. Diskussionen zu diesen Themen waren leichter mit Kollegen in der Bundesrepublik oder auch den USA zu führen als mit den sympathischen Partnern in der Sowjetunion.

Die allgemeine Wissenschaftsgeschichte kann man auch sinnvoll an der Kulturgeschichte orientieren und wissenschaftliche Arbeiten unter bestimmten Bedingungen dort eingliedern. Die Kulturgeschichte ist gesellschaftlich und durch historische Bedingungen geprägt. Dort hat der Marxismus zu seiner Zeit auch seinen Platz. Die Träger dieser gesellschaftlichen Bewegung waren mit anderen Gelehrten Teil der wissenschaftlichen, sozialen, kulturellen u.a. Entwicklungen in dieser Zeit. Dazu gehörten unter anderem die Interessen von Marx und Engels an den Naturwissenschaften, was wiederum auch Wissenschaftshistoriker zur Kenntnis nehmen. Tatsächlich waren beide neben ihren politischen, philosophischen und ökonomischen Arbeiten auch auf Gebieten der Naturwissenschaften tätig. Friedrich Engels hat an seiner umfänglichen „Dialektik der Natur“¹⁴ – wenn auch nicht fertig beendet – gearbeitet, in der viel zur Wissenschaftsgeschichte gesagt wird. Marx beschäftigte sich sehr intensiv mit chemischen, agrarwissenschaftlichen, mathematischen und auch mit geologischen Arbeiten¹⁵ seiner Zeit. In einer Reihe von Exzerptheften mit geologischen Texten hat Marx bemerkenswerte eigene Zeichnungen von Gesteinen, Fossilien, Strukturen stratigraphischer Horizonte und geologischen Profilen hinterlassen.

¹⁴ Die wesentlichen Arbeiten von Friedrich Engels zu den Naturwissenschaften „Dialektik der Natur“ und „Anti-Dühring“ sind veröffentlicht im 20. Band der Marx-Engels-Werke. Berlin 1962.

¹⁵ Diese bisher noch nicht veröffentlichten handschriftlichen Arbeiten von Karl Marx befinden sich im Archiv des „Internationalen Instituts für Sozialgeschichte“ in Amsterdam, die nach der Machtergreifung der Faschisten in Deutschland in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammen mit dem Parteiarchiv der SPD aus dem Land gebracht wurden. – Vgl. auch: Krüger, Peter: Innovationen in der Geologie um 1860 und die späten Geologie-Exzerpte von Karl Marx. In: Karl Marx – zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, Hrsg. v. A. Griese und H. - J. Sandkühler. Bern u.a. 1997, S. 151-188.

Juliane Brunner:

Meine Fragen gehen in eine ähnliche Richtung, und zwar zum Einen haben Sie gesagt, dass Sie tatsächlich aus wirklicher politischer Überzeugung Mitglied in der SED geworden sind und auch sehr engagiert mitgearbeitet haben.

Martin Guntau:

Ja.

Juliane Brunner:

Gab es da einen Bruch im Laufe der Zeit oder nahm dieses Engagement ein bisschen ab oder gab es Konflikte, in die Sie vielleicht mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit geraten sind? Und dann die zweite Frage geht in eine ähnliche Richtung und zwar meinten Sie in ihren Ausführungen, dass Sie Mitte der 70er Jahre, also als Sie aus Freiberg nach Rostock gekommen sind, bei der Entstehung dieser neuen Fragestellung – der Entstehung der Wissenschaften und der Wissenschaftsgeschichte – Konflikte bemerkt haben und dass es schon die eine oder andere Grenze ihres freien Handelns und Forschen gab? Sie hatten das vorhin so ausgedrückt, dass man nicht ganz frei sofort loslegen und über jeden Wissenschaftler und über jede Fragestellung forschen konnte.

Martin Guntau:

Was meine SED-Mitgliedschaft anbetrifft: Ich bin in der DDR groß geworden und ich muss sagen, ich habe das Gefühl gehabt und habe es auch heute noch, dass ich die Möglichkeit hatte, mich zu entfalten. Ich habe mich nirgends eingeschränkt gefühlt. Natürlich, Disziplin gibt es überall und irgendwo stößt man immer auch an Wände. Die können finanzieller Art, können auch politischer Art sein, und es gibt andere. – Mit meinem Übergang von Freiberg nach Rostock hatte ich bei meiner Arbeit keine Probleme. Meine Auffassungen zur Genese oder Entstehung der Wissenschaften hatte ich schon in Freiberg entwickelt und konnte sie in Rostock erfolgreich ausbauen und vor allem verbreitern.

Natürlich diskutierte man untereinander über verschiedene Themen. Aber diese Auseinandersetzungen hatten – so kann ich das sagen – keinen politischen Charakter. Meiner Meinung nach ist es in jeder wissenschaftlichen Situation bei der Forschungsarbeit sehr positiv, wenn bei Diskussionen manchmal die Fetzen fliegen. Aber es können natürlich in solche Diskussionen auch Aspekte hineinkommen, die einfach stören oder begrenzen. Das ist bei uns nicht der Fall gewesen. Es war möglich, mit der Arbeit sofort zu beginnen.

Catharina Trost:

Herr Guntau, Sie sind ja nun beruflich viel herumgereist und da stellt sich mir die Frage, ob man da nicht auch eventuell Jobangebote aus anderen Ländern be-

kommt. Und wenn ja, haben Sie diese aus moralischen Gründen nicht angenommen, oder – wie Sie gerade zuvor schon meinten – weil Sie hier eine Möglichkeit zur Entfaltung hatten, die sie an anderer Stelle nicht gehabt hätten?

Eine zweite Frage wäre, warum wollten Sie die Studenten ins westliche Ausland schicken und nicht nach Polen oder Russland, was waren da Ihre Beweggründe? Und im Anschluss daran, haben Sie eventuell als Sektionsleiter Überprüfungen der Studenten verfassen müssen oder mussten Sie sich anderweitig damit auseinandersetzen?

Martin Guntau:

Zu der ersten Frage. Ja, solche Einladungen hat es gegeben, jedoch konnte ich sie nicht ernst nehmen und ich hätte sie auch nicht angenommen. Ich muss ganz ehrlich sagen, dazu war ich zu sehr mit der DDR verbunden. Dieses ist aber nur ein Aspekt. Es kommen auch immer noch persönliche und familiäre Gesichtspunkte dazu.

Die zweite Frage, warum die Studenten in den Westen reisen sollten. Durchaus sollten sie zunächst auch in den Osten fahren, wie etwa im Rahmen des Studentenaustausches mit Armenien. Was die anderen Auslandsreisen anbetrifft, hatte ich meine persönlichen Erfahrungen. Seit den 60er Jahren hatte ich Verbindungen über die „International Commission on the History of Geological Sciences“ und habe so nicht nur viel gesehen, sondern auch viel gelernt. Daher war ich der Meinung, wenn ein Historiker die Geschichte eines Landes wie Frankreich, Spanien oder England studiert oder sogar wissenschaftlich darüber arbeitet, sollte er diese Länder doch wenigstens auch einmal betreten haben. Ich habe immer bedauert, dass in vielen Fällen immer nur die Herren Professoren (oder wieder der Guntau) gefahren sind und die anderen nicht. Dabei wäre es oft gerade für die Anderen und deren Entwicklung wichtiger gewesen.

Was die Auswahl der Studenten betrifft – wenn ich die Frage richtig verstanden habe – haben wir ausgewählt. Primär war dabei, wer als Student die Rostocker Universität zu vertreten in der Lage war. Dies war fachlich und auch politisch gemeint. Dass sich damit dann auch noch andere Institutionen, wie das MfS, beschäftigt haben und die eine oder andere Angelegenheit überprüfte, was meine Sache nicht war. Aber die Verantwortung hatte ich schon. Auf solchen Reisen hätte ja schließlich sonst etwas passieren können, und so war es für mich normal, dass der Sektionsdirektor die Verantwortung zu tragen hatte.

Kersten Krüger:

Zunächst eine Anmerkung zum Diskussionsbeitrag von Heiko Marski: Ihre Position muss ich zurückweisen. Geschichte ist niemals nur und ausschließlich Herrschaftsinstrument. Wenn Sie mir das nachweisen, gebe ich sofort meinen Beruf auf!

Heiko Marski:

Das habe ich so nicht behauptet! Geschichte wird *auch* dazu genutzt!

Kersten Krüger:

„Auch“, das ist richtig! Aber Geschichte hat eben auch etwas Emanzipatorisches, eine emanzipatorische Möglichkeit – ich denke, da wird mir Herr Guntau auch zustimmen – es ist also nicht nur das Eine.

Aber die Frage geht jetzt an Herrn Guntau, nach den Unterschieden der Fächer. Wir haben immer wieder gemerkt, dass zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften doch der altväterliche Unterschied in der Erkenntnistheorie gilt, das heißt die Nähe zur Philosophie ist bei den Geisteswissenschaften und der Geschichte größer als bei der Wissenschaftsgeschichte. Gibt es für Sie eine spezifisch bürgerliche und eine spezifisch marxistische Wissenschaftsgeschichte?

Personell, wenn Sie sich mit meinem alten Freund Bernhard vom Brocke haben vertragen können – der in meiner Erinnerung Sozialdemokrat und Nationalkonservativer zugleich war und ist –, gab es da Grenzen des Konsenses? Auf der wissenschaftlichen Ebene konnte ich mich famos mit ihm unterhalten, aber in anderen Fragen ging das gar nicht.

Eine Zusatzfrage betrifft mögliche Berührungsprobleme innerhalb der Sektion Geschichte. Waren diese vielleicht auch darauf zurückzuführen, dass die Wissenschaftsgeschichte als fremd empfunden wurde und auch nicht in die Lehre ganz fest integriert war? Man musste sie zwar haben, aber so ganz beliebt war sie nicht, oder?

Martin Guntau:

Die Wissenschaftsgeschichte in der Sektion Geschichte hatte schon etwas andere Aufgaben als die anderen Bereiche, weil sie ihre Lehrveranstaltungen vor allem in anderen Sektionen der Universität durchzuführen hatte. Trotzdem war die Atmosphäre gut und man kam in allen grundlegenden Fragen miteinander aus. Auch bei Unterschieden konnte man gut zusammenarbeiten. Wie bereits gesagt, ich bin nicht der Meinung, dass es eine marxistische und eine bürgerliche Wissenschaftsgeschichtsschreibung gibt, was sich auch an einfachen Tatsachen zeigt. Es mag falsch sein, doch möchte ich es trotzdem zur Sprache bringen. Ich habe den Eindruck, dass Teile der Historiker von West und Ost den Klassenkampf immer noch fortführen. Die Wissenschaftshistoriker haben keinerlei derartige Probleme, wobei ich in diesem Zusammenhang etwa an Christoph Meinel¹⁶, Bernhard Frit-

¹⁶ Vgl. Meinel, Christoph: Die Bibliothek des Joachim Jungius: Ein Beitrag zur Historia litteraria der frühen Neuzeit. Göttingen 1992.

scher¹⁷ oder Wolfhard Weber¹⁸ denke. Die Kooperation ist nach der Wende natürlich intensiver geworden. Die Wissenschaftsgeschichte ist an einigen Universitäten in den neuen Bundesländern fortgeführt worden, doch in Leipzig existiert das Leitinstitut nicht mehr, mit Ausnahme der Medizingeschichte. Rostock ist nicht mehr da, Greifswald ist auch nicht mehr da. In den alten Bundesländern geht das gleiche los, die Lehrstühle für die Wissenschaftsgeschichte an der Universität München werden auslaufen und nicht wieder besetzt.

Juliane Brunner:

Ich möchte jetzt vom Marxismus-Leninismus wegleiten und nachfragen, ob Sie sich ihr Gebiet selbstständig und alleine aufgebaut haben. Also als hätte es keine großen Vorläufer in der Wissenschaftsgeschichte gegeben, als hätten Sie sich gerade hier in Rostock alles selbst aufgebaut. Gab es da einen besonders wichtigen Kollegen, einen Mäzen, der Sie auf ihrem Weg gefördert oder begleitet hat oder mit dem Sie besonders eng zusammengearbeitet haben?

Martin Guntau:

Seit der Gründung der Universität Rostock, soweit ich das übersehe, gab es noch keine institutionelle Wissenschaftsgeschichte. Eine ganze Reihe von wissenschaftshistorischen Arbeiten liegen aber vor, die von Wissenschaftlern zur Geschichte ihrer Disziplin an ihrer Universität aber auch zu umfassenderen Themen veröffentlicht wurden. Viele Beiträge entstanden im Zusammenhang mit der Vorbereitung des 550jährigen Jubiläums der Rostocker Universität 1969, die nicht in die Festschrift aufgenommen wurden und in der Wissenschaftlichen Zeitschrift gedruckt worden sind. Zu den Autoren dieser Beiträge gehörten zum Beispiel der Geologiehistoriker Professor Kurd von Bülow¹⁹ wie auch Hochschullehrer der Medizin, Mathematik, Chemie oder Physik. Gerade diese Professoren waren gegenüber den Initiativen der Wissenschaftsgeschichte sehr aufgeschlossen. Das war eine große Unterstützung.

Die Wissenschaftsgeschichte selbst musste aufgebaut werden. Die Historiker haben diesen Prozess begleitet und die Zusammenarbeit war auch bei diesem Vorgang gut. Die stärkste Unterstützung erhielten wir vom damaligen Rektor,

¹⁷ Vgl. Fritscher, Bernhard: Vulkanismusstreit und Geochemie. Die Bedeutung der Chemie und des Experiments in der Vulkanismus-Neptunismus-Kontroverse. Stuttgart 1991.

¹⁸ Vgl. Weber, Wolfhard; Lutz Engelskirchen: Streit um die Technikgeschichte in Deutschland 1945-1975. Münster, New York, München, Berlin 2000 (Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt Bd. 15).

¹⁹ Vgl. Bülow, Kurd von: Geschichte des Geologisch-paläontologischen Instituts der Universität Rostock. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Math.- Nat. Reihe, 15. Jg. (1965), H. 7/8, S. 867-874.

Professor Wolfgang Brauer²⁰, der Germanist ist und sich für unsere Arbeiten interessierte. In der Sektion Geschichte waren wir eine beachtliche Gruppe von Historikern, die auch innerhalb der Geschichtswissenschaften in beträchtlichem Umfang in Lehre und Forschung hinreichend ausgelastet tätig waren. Historiker konnten zum Beispiel kaum Physik- oder Chemiegeschichte lesen. Und auch aus den naturwissenschaftlichen Disziplinen war nicht jedermann für die Arbeit auf dem Gebiet der Geschichte der eigenen Wissenschaft zu gewinnen. Konnte man jemand interessieren, gab es keine Stelle. Unter den Historikern fand sich für uns keine Möglichkeit, den Bedarf zu decken. Diese Situation stellte sich gerade bei der Geschichte der Informatik ein. Der Rektor half mit einer allseits befriedigenden Lösung, die auch rasch Früchte trug: Noch im Herbst 1989 fand auf Initiative von Manfred Möhring in Ribnitz-Damgarten das erste „Informatikhistorische Kolloquium“²¹ in der DDR statt.

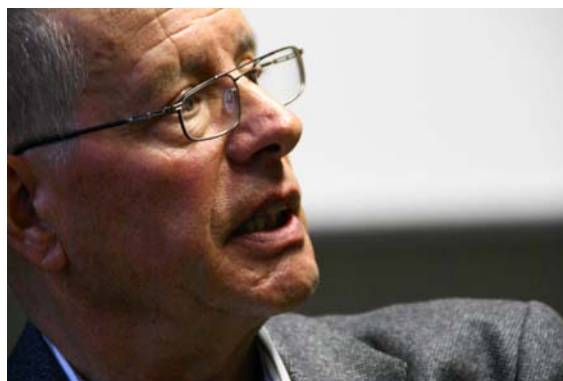
Kersten Krüger:

Wir dürfen uns bedanken, eine Schlussbemerkung darf ich hinzufügen. Herr Guntau hat darauf verwiesen, dass im Zuge der Neustrukturierung der Universitäten Gründungskommissionen tagten. Daran habe ich nicht mitgewirkt, kann mich aber des Eindrucks nicht erwehren – polemisch gesagt –, dass im Fach Geschichte partiell eine Art Klassenkampf stattfand, in dem pauschal einiges aussortiert wurde, was im Grunde ein Kristallisationskern für eine durchaus erneuerte und tragfähige Geschichtswissenschaft hätte sein können. Das ist aus meiner Sicht zu bedauern. Wir dürfen uns vor allem bei unserem Gast bedanken, dann bei allen Anwesenden und Diskutanten. Vielen Dank.

²⁰ Vgl. Brauer, Wolfgang: Festreden aus Anlass der feierlichen Investitur am 20. 1. 1989. Rostock 1989. (Rostocker Universitätsreden 1/1989).
Siehe auch: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285

²¹ Guntau, Martin: 1. Ribnitzer Informatikhistorisches Kolloquium (RIK). Rostock (Universität, Abt. Wissenschafts-Publizistik) 1990.

Moll, Georg



Auszug aus dem
Catalogus Professorum Rostochiensium
(http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001733)
vom 12.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1970-81 Hochschuldozent für Theoretisch-methodologische Grundlagen der Geschichtswissenschaft 1981-83 Hochschuldozent für Geschichte der Neuzeit 1983-87 ao. Professor für Geschichte der Neuzeit 1987-91 o. Professor für Deutsche Geschichte der Neuzeit
<i>Fakultät:</i>	Sektion Geschichte (1968-1990) Philosophische Fakultät (1990-)

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 05.09.1935 in Güstrow
<i>Konfession:</i>	konfessionslos
<i>Vater:</i>	Dr. iur. Nikolaus Moll, Jurist
<i>Mutter:</i>	Luise Moll, geb. Hoyer, Krankengymnastin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1954	Abitur, Bad Doberan
1955-60	Studium der Fächer Germanistik und Geschichte, Univ. Rostock (Staatsexamen)
1960-63	Assisten, Aspirant, erneut Assistent am Historischen Institut, Univ. Rostock
1964-65	Oberassistent am Historischen Institut, Univ. Rostock
1965-67	FDJ-Sekretär, Univ. Rostock
1967-70	wiss. Mitarbeiter am Historischen Institut; Oberassistent an der Sektion Geschichte, Univ. Rostock
1970-81	Hochschuldozent für Theoretisch-methodologische Grundlagen der Geschichtswissenschaft, Univ. Rostock
1972-75	Direktor für Internationale Beziehungen, Univ. Rostock
1981-87	Hochschuldozent (ab 1983 ao. Professor) für das Fachgebiet Geschichte der Neuzeit, Univ. Rostock

- 1987-91 o. Professor für Deutsche Geschichte der Neuzeit, Univ. Rostock
 1989-90 Direktor der Sektion Geschichte, Univ. Rostock
 01.01.1992 Abberufung durch den Kultusminister des Landes Mecklenburg-Vorpommern

Akademische Abschlüsse:

- Studienabschluss: 1960 Staatsexamen (Germanistik, Geschichte), Univ. Rostock
 Promotion: 1963 Dr. phil. Univ. Rostock
 Habilitation: 1981 Dr. sc. phil. (Deutsche Geschichte), Univ. Rostock
-

Akademische Selbstverwaltung:

- 1986-88 Leiter des Wissenschaftsbereiches Mittelalter / Neuzeit
 1989-90 Direktor der Sektion Geschichte
 1989-91 Mitglied des Fakultätsrates

Funktionen:

- 1965-67 FDJ-Sekretär, Univ. Rostock
 1984-90 Mitglied des Wiss. Beirates für Geschichtswissenschaften beim Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR

Ehrungen:

- 1975 Verdienstmedaille der DDR

Politische Tätigkeiten:

verschiedene ehrenamtliche Funktionen innerhalb der SED-Parteiorganisation, Univ. Rostock

Werke (Auswahl):

- Georg Moll: Die kapitalistische Bauernbefreiung im Klosteramt Dobbertin (Mecklenburg). Zum "preußischen Weg" der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft, Rostock 1968, 206 S.
 Georg Moll: Kapitalistische Bauernbefreiung und industrielle Revolution. Zur Rolle des "Loskaufs", in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1972, Teil I, S. 269-275.
 Georg Moll: Agrarfrage und bürgerliche Umwälzung in Deutschland, in: ZfG, 30. Jg., 1982, H. 10 / 11, S. 943-956.
 Georg Moll: "Preußischer Weg" und bürgerliche Umwälzung in Deutschland, Weimar 1988, 331 S.
 Georg Moll: Hardenbergs Agrarreformen, in: "Freier Gebrauch der Kräfte". Eine Bestandsaufnahme der Hardenberg-Forschung, hrsg. von Thomas Stamm-Kuhlmann, München 2001, S. 93-106.

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Georg Moll am 22. Dezember 2006

Transkription: Hilde Michael

Kersten Krüger:

Herr Moll, wir begrüßen Sie, Sie haben das Wort.

Georg Moll:

Ich bin Jahrgang 1935, habe 1954 Abitur gemacht, 1955-60 an dieser Fakultät Germanistik und Geschichte (Lehramt) studiert. 1963 wurde ich zum Dr. phil. promoviert und war 1965-1967 als FDJ-Sekretär der Universität hauptamtlich tätig. Bis 1990 habe ich ehrenamtlich verschiedene Parteifunktionen innerhalb der SED-Parteiorganisation der Universität Rostock (1976-1990 Wilhelm-Pieck-Universität) wahrgenommen (Mitglied der SED seit 1959, Kandidat seit 1957). 1970 wurde ich Hochschuldozent für Theoretisch-Methodologische Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Von 1972 bis 1975 war ich Direktor für Internationale Beziehungen der Universität. 1981 wurde ich umberufen zum Dozenten für Geschichte der Neuzeit, und 1981 erfolgte meine Promotion B zum Dr. sc. phil. (1991 Umwandlung in den akademischen Grad Dr. phil. habil.). 1983 wurde ich außerordentlicher Professor und 1987 wurde ich zum ordentlichen Professor für Deutsche Geschichte der Neuzeit berufen. Von 1989 bis 1990 war ich Direktor der Sektion Geschichte. 1990 wurde ich Mitglied der PDS und mit Wirkung vom 1. Januar 1992 wurde ich abberufen durch den Kultusminister.

Vollständigkeit in der Darstellung meiner akademischen Laufbahn ist natürlich nicht möglich, aber es soll nichts unter den Tisch fallen, was von Gewicht ist. Es wird weder primär noch gar ausschließlich um meine wissenschaftliche Tätigkeit gehen.

Da ich immer ein engagierter homo politicus war, wäre ein solches Vorgehen nicht gerechtfertigt. Es wird also von Lehre und Forschung, wie von Politik, von politischer Überzeugung und von politischem Handeln die Rede sein müssen. Und zum anderen will ich klarstellen, dass ich für mich, für meine Entwicklung, für mein Handeln in der DDR in keiner Weise eine wie auch immer geartete Zwangslage derart reklamieren kann, mir sei, da ich hier geboren und beheimatet bin, ja gar nichts anderes übrig geblieben, als mich den hier zu Lande herrschenden Verhältnissen anzupassen und zumindest den Mitläufer zu geben. Für meine Generation, für den Abiturjahrgang 1954, gab es die Alternative, sich in der Vier-Sektoren-Stadt in die S-Bahn zu setzen und für 20 Pfennig in den Westen zu fahren. Und viele meiner Mitschüler sind damals so verfahren. Ich habe mich damals anders entschieden und ich möchte meine Position mit einem Brechtwort

aus dem Jahr 1952 auf den Punkt bringen: „Ich habe meine Meinungen nicht, weil ich hier [in der DDR] bin, sondern ich bin hier, weil ich meine Meinungen habe.“¹

Dafür gab es für mich zehn Jahre nach dem Krieg, der uns unsere Väter nahm und Städte in Schutt und Asche legte, gute Gründe. Gute Gründe für ein selbstbestimmtes Engagement für das Projekt Sozialismus. Darin sah ich damals vor allem den radikalen Bruch mit der durch Faschismus und Krieg geprägten deutschen Vergangenheit, den ich in der Bundesrepublik nicht zu erkennen vermochte. Hier findet sich verkürzt gesagt der Schlüssel dafür, dass ich diesen Weg um 1955/56 eingeschlagen habe. Der Schlüssel wohl auch dafür, dass ich diesen Weg, allen Einwänden zum Trotz, buchstäblich unbeirrbar bis zum bitteren Ende gegangen bin.

Mein Werdegang an der Alma Mater Rostochiensis

1. Student, Doktorand, Assistent. 1955-1965

Im Dezember 1955, eineinhalb Jahre nach meinem Abitur, wurde ich nach mancherlei Umwegen schließlich an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock für das Fach Germanistik immatrikuliert. Erst 1956 kam ein zweites Fach hinzu und ich wählte Geschichte. Das Studium der Fächer entsprach meinen Interessen. Als Student habe ich mich sehr bald in der Freien Deutschen Jugend (FDJ) engagiert. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU entschloss ich mich dazu, in die Sozialistische Einheitspartei einzutreten. Ich wurde 1957 Kandidat und 1959 als Mitglied aufgenommen. 1960 legte ich das Staatsexamen ab, danach war ich für wenige Monate wissenschaftlicher Assistent am damaligen Historischen Institut. 1961 war ich dann ein so genannter planmäßiger Aspirant, das heißt Doktorand. Mein Betreuer und Doktorvater war Gerhard Heitz. Diese Aspirantur bedeutete für mich zweieinhalb Jahre nahezu ungestörter wissenschaftlicher Arbeit. Trotz anfänglicher Schwierigkeiten bei der Suche nach relevanten Quellen für das mir ursprünglich gestellte Thema (Landraub im Zuge der Agrarreform in Mecklenburg im 19. Jahrhundert) konnte ich meine Dissertation Ende November 1963 erfolgreich verteidigen. Diese Dissertation² war das Resultat der Analyse der überlieferten umfangreichen und aussagekräftigen Quellen des Klosteramtes Dobbertin. Unter theoretischen Aspekten der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft war die Untersuchung insofern interessant, als die Schlussfolgerungen aus der Quellenanalyse zur Überwindung der seinerzeit vorherr-

¹ Brecht, Bertolt: Werke, Band 23. Berlin und Weimar / Frankfurt am Main 1993, S. 220.

² Moll, Georg: Die kapitalistische Bauernbefreiung im Klosteramt Dobbertin (Mecklenburg). Zum „preußischen Weg“ der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft. Rostock. 1963 – Veröffentlichung in der Reihe des Staatsarchivs Schwerin, Bd. VI. Rostock 1968.

schenden schematischen Vorstellungen des von Lenin so genannten „preußischen Weges“ der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft beitrugen und Bausteine für den Nachweis der realgeschichtlichen Existenz unterschiedlicher Varianten des „preußischen Weges“ lieferten.

Mit dem erfolgreichen Abschluss dieser Arbeit schien die Tür zu einer steilen Karriere für den jungen Agrarhistoriker von 28 Jahren weit geöffnet. Denn promovierte Nachwuchskräfte waren zu jener Zeit recht rar und Stellen waren damals noch vorhanden. Am 1. September 1963 wurde ich zunächst einmal als Geschäftsführender Assistent des Historischen Institutes eingesetzt. Das war damals übrigens fast ein Full-time-job, aber das erschien mir nach der Zeit ungestörter Forschungsarbeit recht und billig.

2. Zweimal Praxis und ein Zwischenspiel. 1965-1975

Meine wissenschaftliche Laufbahn wurde dann aber für mich völlig unerwartet auf eine ganz andere Weise abrupt unterbrochen. Ein Parteauftrag führte mich 1965 für zwei Jahre an die Spitze der FDJ-Organisation der Universität. Dieser Auftrag war einerseits akuten Problemen der FDJ-Hochschulgruppenleitung geschuldet, andererseits entsprach er einem Prinzip der sozialistischen Kaderpolitik an der Universität, das darin bestand, dass Nachwuchswissenschaftler aller Fachgebiete, die für die Hochschullehrerlaufbahn vorgesehen waren, Erfahrungen in der gesellschaftlichen Praxis der DDR sammeln sollten. Ein solcher Einsatz in der Praxis konnte für einen jungen Schiffstechniker beispielsweise in der Werft erfolgen. Für einen Historiker kam in der Regel eine gesellschaftliche Organisation in Frage. Zwei Wissenschaftler der Sektion Geschichte absolvierten ihre Praxis in der Redaktion der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock – eine vergleichsweise komfortable Variante. So viel zu einem Aspekt der Frage nach Karrieremustern.

Die Tätigkeit als FDJ-Sekretär der Universität Rostock, die ich mit großer Einsatzbereitschaft in Angriff nahm, sollte sich mit Abstand als die schwierigste Aufgabe erweisen, die ich in meinem DDR-Leben zu bewältigen hatte. Denn dieser Sekretär stand permanent zwischen Baum und Borke. Sprich, ich stand zwischen den Zielen und Vorgaben der übergeordneten Leitungen einerseits und den Vorstellungen der Mitglieder der FDJ andererseits.

Und so kam es dann schließlich im Sommer 1966 im Sekretariat des FDJ-Zentralrates in Berlin zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung vor allem mit dem damaligen 1. Sekretär des Zentralrates Horst Schumann. Diese Auseinandersetzung endete mit meinem gesundheitlichen Zusammenbruch, denn es war mir ja bitter Ernst mit der Gewinnung der Studenten für sozialistische oder vermeintlich sozialistische Positionen. Aus heutiger Sicht kann ich weder Ihnen noch mir erklären, warum ich aus jener Kontroverse des Jahres 1966, in der schlechthin

grundlegende Differenzen mit der Verbandsführung zutage traten, keine grundsätzlichen Schlussfolgerungen gezogen habe.

Nach meiner Rückkehr an das Historische Institut im Herbst im Jahre 1967 war meine Perspektive zunächst recht unklar. Und so wurde mir 1968 unter anderem vorgeschlagen, am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED in Berlin einen Jahreslehrgang zur Vorbereitung auf eine Professur auf dem Gebiet des Marxismus-Leninismus wahrzunehmen. Diesen Vorschlag lehnte ich ab, ebenso wie das Angebot, Sekretär des Rektors und Protokollchef der Universität für das bevorstehende Universitätsjubiläum 1969 zu werden. Schließlich wurde dann mit meinem Einverständnis festgelegt, dass ich ein eigenständiges Lehrgebiet in Gestalt der „Einführung in das Studium der Geschichte“ und mithin das Fachgebiet „Theoretisch-methodologische Grundlagen der Geschichtswissenschaft“ übernehmen solle. Dieser Aufgabe habe ich mich dann auch mit großer Energie, aber ohne rechte Begeisterung zugewandt. Vielleicht liegt darin, in der mangelnden Passion für das Fachgebiet, vielleicht liegt hierin der Grund dafür, dass ich 1971 dem Drängen der Universitätsleitung nachgab, abermals befristet in die „Praxis“ zu gehen, diesmal ins Direktorat für Internationale Beziehungen. Die vielseitige, interessante (und stressige) Tätigkeit auf dem Gebiet der Internationalen Hochschulbeziehungen hat mich voll ausgefüllt. Nicht zuletzt deshalb, weil ich mit meiner Arbeit konkrete Beiträge zur realen internationalen Solidarität leisten konnte, zum Beispiel Stichwort Vietnam oder unsere Partneruniversität in Basra im Irak. Die internationale Solidarität, das möchte ich ausdrücklich sagen, ist für mich niemals eine von oben verordnete Angelegenheit gewesen, sondern ein unverzichtbarer Bestandteil meiner Wertvorstellungen.

Aber nun zurück zu meiner beruflichen Entwicklung: Obwohl die Arbeit im Direktorat für Internationale Beziehungen mich ganz und gar ausfüllte, entschied ich mich nach vier Jahren dafür, noch einmal den Versuch zu machen, in der Wissenschaft festen Fuß zu fassen.

3. Lehre und Forschung am Stück 1975-1989

So startete ich denn anno 1975 – rückblickend betrachtet – in eine Etappe langfristiger, zusammenhängender, systematischer Arbeit in Lehre und Forschung, die aber durch mannigfache Verpflichtungen im Rahmen der gesellschaftlichen Arbeit beeinträchtigt worden ist; im Besonderen ist die Tätigkeit als Parteisekretär in der Sektion Geschichte in den Jahren 1980-1985 zu nennen.

In der Lehre war ich zunächst weiter für die Einführung in das Studium der Geschichte verantwortlich. Diese Vorlesungen hatte ich auch in den Jahren zuvor weiterhin gehalten. 1979 konnte ich dann im Zusammenhang mit dem Weggang des Kollegen Konrad Canis mit der Übernahme eines neuen Lehrgebietes „Deutsche Geschichte der Neuzeit“ beginnen. 1981 erfolgte meine Umberufung zum Dozenten für das Fachgebiet „Geschichte der Neuzeit“. Bis zu meinem Aus-

scheiden aus der Universität habe ich auf diesem Gebiet, ich möchte sagen mit Hingabe, gelehrt. Überhaupt möchte ich sagen, dass diese Lehrtätigkeit, die Arbeit mit Studierenden mein Lebenselixier war. In all diesen Jahren habe ich mich vor allem als Lehrer verstanden und diese Tätigkeit füllte mich nun voll aus.

Das war einer der Gründe dafür, dass ich 1980, als mir vorgeschlagen wurde, Parteisekretär der Universität Rostock zu werden, nein gesagt habe. Parallel zu meiner Lehrtätigkeit konzentrierte ich mich nun auf die seinerzeit abgebrochene Erforschung von Problemen der kapitalistischen Agrarreformen des 19. Jahrhunderts. 1981 konnte ich meine damals Dissertation B genannte Habilitationsschrift „Preußischer Weg und bürgerliche Umwälzung in Deutschland“ verteidigen. Gegenstand dieser Untersuchung, die 1988 in erweiterter Fassung als Buch³ erschienen ist, war nicht Agrargeschichte im engeren Sinn, mein Anliegen war vielmehr die Bestimmung der Rolle der kapitalistischen Agrar-Evolution „preußischen“ Typs im Kontext dessen, was marxistische Historiker der DDR um Walter Schmidt (denen ich mich zugehörig fühle) als Prozess der bürgerlichen Umwälzung begreifen.

Das Fazit meiner Analyse lässt sich verkürzt wie folgt formulieren: Summa summarum war die preußische Lösung der Agrarfrage eine unabdingbare Voraussetzung, ein notwendiges Element und wesentliches Resultat der gesamtgesellschaftlichen Umwälzung, wie sie in Deutschland im 19. Jahrhundert verwirklicht worden ist.

Eine gesellschaftliche Umwälzung der ganz anderen Art sollte mich wie auch viele andere Genossen der Sektion Geschichte seit Mitte der 80iger Jahre bewegen: die von meinem damaligen Idol Michail Gorbatschow verfolgte Perestroika in der Sowjetunion, einer Umgestaltung, die nach meiner Überzeugung auch in der DDR zwingend notwendig war. Diese Überzeugung habe ich auf allen Ebenen offensiv vertreten, mehrmals auch in Parteiveranstaltungen und bei Beratungen mit dem zuständigen Sekretär der SED-Bezirksleitung. Unsere Oberen aber waren bis zuletzt taub gegenüber allen Gedanken und Vorschlägen, die auf eine Erneuerung des Sozialismus in der DDR zielten.

4. Wende und Ende 1989-1991

Zum 1. März 1989 bin ich vom Rektor auf Vorschlag des Rates der Sektion Geschichte und nach Zustimmung des Ministers für Hochschulwesen der DDR als Direktor der Sektion Geschichte eingesetzt worden. Bei der Besetzung dieser Funktion hatte sich auch in unserer Sektion das Rotationsprinzip eingebürgert. Die Amtsperiode für jeden Sektionsdirektor dauerte in der Regel vier oder fünf Jahre und im Allgemeinen drängte sich keiner der Professoren nach diesem Amt. Ich hatte in dem vorausgegangenen Kaderngespräch beim Rektor mit Erfolg darauf

³ Moll, Georg: „Preußischer Weg“ und bürgerliche Umwälzung in Deutschland. Weimar 1988.

bestanden, nicht für fünf, sondern nur für vier Jahre in die Pflicht genommen zu werden. Und niemand dürfte damals wohl geahnt haben, dass meine Amtsperiode kaum länger als ein Jahr dauern würde.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1989 spitzte sich die Situation in der DDR, wie wir heute nun alle wissen, dramatisch zu. Mir aber wurde die historische Dimension dieser Krise erst sehr spät voll bewusst. Der sich gegen Ende des Jahres 1989 abzeichnende Zusammenbruch des Staates DDR und nicht zuletzt die zu Tage tretende Legitimationskrise der DDR-Geschichtswissenschaft zwangen nicht nur das Individuum, Georg Moll, das eigene Denken und Handeln von Grund auf in Frage zu stellen. Als Direktor der Sektion Geschichte stand ich darüber hinaus in der Verantwortung, die gemeinsame Aufarbeitung der Rolle der Sektion in der Vergangenheit und eine Positionsbestimmung ihrer Wissenschaftler zu den drängenden Fragen jener Zeit quasi federführend in die Wege zu leiten. Diese Selbstverständigung war gleichermaßen notwendig wie schwierig und schmerzhaft. Der Prozess der kritischen Selbstbefragung fand seinen Niederschlag in zwei Texten, in denen die Erkenntnis-Fortschritte der Beteiligten sichtbar wurden.

Am 15. November 1989 veröffentlichte die OZ (Ostseezeitung) eine Wortmeldung der Rostocker Historiker unter dem programmatischen Titel: „Geschichtswissenschaft darf nicht länger Magd der Politik sein“ – eine für jenen Zeitpunkt bemerkenswerte Einsicht und Verlautbarung. Vier Monate später, am 12. März 1990, konnten wir in Gestalt eines umfassenderen Papiers weiterführende „Positionen der Geschichts- und Altertumswissenschaftler der Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock“ vorlegen.⁴ Nach der Verabschiedung des „Positionspapiers“ konzentrierte ich mich auf die Schaffung einer demokratisch legitimierten neuen Leitung der Sektion Geschichte. Am 26. März 1990 unterbreitete ich in einer Dienstbesprechung den Vorschlag, am 21. Mai 1990 durch alle Mitarbeiter und den gesamten Studentenrat der Sektion einen Direktor wählen zu lassen, der dann am 1. Juli 1990 sein Amt antreten sollte. In diesem Zusammenhang vertrat ich die Auffassung, eine neue Wissenschafts- und Hochschulpolitik brauche an der Spitze neue Leute und bin deshalb nicht zur Wahl angetreten. Nach ausgiebigen Diskussionen in sämtlichen Gremien der Sektion wurden am 21. Mai 1990 in einer demokratischen Entscheidung, einer Urwahl, nicht nur der Sektionsdirektor und seine beiden Stellvertreter, sondern auch ein neuer Sektionsrat und – das war neu – dessen Sprecher gewählt.

Wenige Tage später, am 29. Mai 1990, wurde von einem außerordentlichen Konzil der Mathematiker Gerhard Maeß mit großer Mehrheit zum ersten Uni-

⁴ Vergleiche dazu auch die diesbezüglichen Interviews des damaligen Sektionsdirektors Georg Moll in der Rostocker Tageszeitung „NNN“ vom 11. April 1990 und in der „Rostocker Universitätszeitung“ vom 17. April 1990.

versitätsrektor nach der politischen Wende gewählt. Der neue Rektor wollte damals, um ein Zeichen zu setzen, als Prorektor einen der „alten“ Geisteswissenschaftler an seiner Seite haben. Einer von 14 potentiellen Kandidaten, die er hierfür zu gewinnen suchte, war der Historiker Georg Moll. Dieser Vorschlag, den der Rektor mir am 1. Juni 1990 in einem Gespräch unterbreitete, leitete für mich ein denkwürdiges Kapitel meiner Wende-Biographie ein. In dem Gespräch vom 1. Juni habe ich Prof. Maeß erklärt, dass ich seinen für mich sehr ehrenvollen Vorschlag nicht annehmen könne. Zum einen, weil ich in der eigenen Sektion den Standpunkt eingenommen hatte, dass die „alten“ Kader, die Verantwortung für die Vergangenheit trugen, an der Spitze durch neue Kräfte ersetzt werden sollten; zum anderen, weil ich die als Voraussetzung für eine solche Kandidatur geforderte Erklärung, nicht für das ehemalige Ministerium für Staatsicherheit tätig gewesen zu sein, nicht unterschreiben könne. Der Rektor versuchte dennoch mich umzustimmen. Einen weiteren – ergebnislosen – Versuch unternahm er (telefonisch) am 5. Juni. Und als Prof. Maeß mich am Vorabend der Prorektorenwahl, die am 7. Juni 1990 erfolgen sollte und auch erfolgte, nochmals anrief, um mir zu sagen, dass sein Vorhaben, ein Zeichen zu setzen daran scheitere, dass sich alle angesprochenen Kandidaten verweigerten, habe ich mich dann verpflichtet gefühlt, mich trotz aller damit verbundenen Probleme dieser Herausforderung zu stellen.

Und so traten dann auf der dritten Beratung des außerordentlichen Konzils am 7. Juni 1990 zwei Kandidaten zur Wahl des Prorektors an: der Theologe Ernst-Rüdiger Kiesow und der Historiker Georg Moll, die sich beide vorstellen und dem Konzil Rede und Antwort stehen mussten. Für den Theologen war das so schwierig nicht. Für den Genossen Historiker schon! Zunächst habe ich – im Anschluss an die Vorstellung und Befragung von Prof. Kiesow – meine politischen Ansichten wie Einsichten und schließlich meine politischen und hochschulpolitischen Vorstellungen für die Gegenwart und Zukunft relativ ausführlich darlegen können. Die sich anschließende Befragung wandte sich – erwartungsgemäß – sogleich der Frage nach einer etwaigen Tätigkeit für das MfS der DDR zu. Diese Fragen wurden per Tonband mitgeschnitten und ich hoffe sehr, dass dieses Protokoll überliefert ist. Gewiss werde ich es hier etwas kürzer machen als auf dem Konzil, auf dem ich eine längere Stellungnahme abgegeben habe. Die geforderte eidesstattliche Erklärung habe ich seinerzeit verweigert, die Offenlegung einer inoffiziellen Tätigkeit für das Ministerium für Staatsicherheit in Übereinstimmung mit der damaligen Rechtslage prinzipiell abgelehnt und diesen Standpunkt ausführlich begründet. In diesem Zusammenhang habe ich mich eindeutig für die konsequente Ahndung aller strafrechtlich relevanten Vergehen ausgesprochen, aber nachdrücklich gegen die Gefahr einer neuen Inquisition Stellung bezogen. Betont habe ich dort (im Konzil) sehr deutlich, dass ich immer mit einer Zunge gesprochen habe, im persönlichen Gespräch, im privaten Kreis und in der Öffentlichkeit, gegenüber allen Instanzen und übergeordneten Leitungen. An meine

Stellungnahme im Konzil schloss sich eine anhaltende, kontroverse Diskussion an, die in der Frage gipfelte, ob meine Kandidatur angesichts eines diesbezüglich eindeutigen Konzilbeschlusses, überhaupt zulässig sei oder ob mein Name nicht vielmehr von der Kandidatenliste zu streichen sei. Das Konzil entschloss sich schließlich nach einer langen Diskussion mehrheitlich gegen eine Streichung, damit jeder einzelne Delegierte seine ganz persönliche Entscheidung für oder gegen einen Kandidaten treffen könne. Soweit meine Darstellung des Geschehens.

Die Rostocker Universitätszeitung veröffentlichte am 22. Juni 1990 einen Bericht über das Konzil, aus der Feder eines Theologen, in dem es unter anderem heißt: „Die Konzilsitzung selbst war dann ein schwierigeres Unterfangen als zunächst erwartet. Bei der Vorstellung der Kandidaten gab es erhebliche Diskussionen um die Person von Prof. Moll.“⁵

Ein Jahr später traf ich dann die Entscheidung, die sich für mich aus dem Gang der Entwicklung, insbesondere seit dem Anschluss der DDR an die Bundesrepublik und aus meiner Position dazu zwingend ergab. Am 26. Juni 1991 schrieb ich dem Rektor: „Ich habe mich über Jahrzehnte aus Überzeugung aktiv und engagiert für das Gesellschaftssystem der DDR, das ich für sozialistisch hielt und an dessen Erneuerungsfähigkeit ich bis Ende 1989 glaubte, eingesetzt.

Deshalb werde ich keinen Antrag auf Überleitung gemäß Hochschulerneuerungsgesetz des Landes Mecklenburg-Vorpommern stellen, sondern – in Übereinstimmung mit dem Appell des Akademischen Senats – von der nunmehr auch für meine Altersgruppe gegebenen Möglichkeit, in den Vorruhestand zu gehen, Gebrauch machen.“

Als Zeitpunkt für mein Ausscheiden schlug ich den 31. Dezember 1991 vor. Am 19. Dezember 1991 habe ich dann meine letzte Vorlesung an dieser Universität gehalten. Und mit Wirkung vom 1. Januar 1992 wurde ich mit dem Dank des Kultusministers „für die der Universität geleisteten Dienste“ abberufen.

Der Abschied von meiner langjährigen Wirkungsstätte ist mir damals natürlich sehr schwer gefallen. Vor allem fehlte mir fortan der Umgang mit den Studentinnen und Studenten, zu denen über die Lehrveranstaltungen hinaus (wie auch zu meinen Doktoranden) lebendige Beziehungen bestanden. Und lange vor, während und auch noch nach der „Wende“ habe ich mich ihren Fragen und Kritiken gestellt. Zuletzt am 25. Juni 1993 bei der Verabschiedung der Absolventen, zu der ich als einer der Redner eingeladen war. Ich möchte mit dem Satz schließen, den ich damals vor 13 Jahren gesagt habe: „Der arge Weg der Erkenntnis eigener Irrtümer und Fehler, eigener Schuld und Verstrickung ist das Eine. Diese offen und gar öffentlich einzugestehen das Andere.“

⁵ Siehe Anlage: Faksimile und transkribierter Text.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Steffen Bockhahn

Kersten Krüger:

Wir danken unserem Zeitzeugen und werden wieder erlebt haben, es war authentisch, glaubwürdig. Ich habe nichts entdecken können, was irgendwie an Unehrlichkeit erinnert und ich bin Herrn Moll dafür dankbar, so kenne ich ihn auch. Aber wir wollen mit der Aussprache beginnen und ich eröffne die Rednerliste. Ich habe hier gleich Hilde Michael zu stehen, sie stellt also die erste Frage.

Hilde Michael:

Wie wurden Forschungsthemen und Forschungsschwerpunkte in Zeiten der DDR im Fachbereich Geschichte verteilt? Und als zweite Frage würde ich gern wissen, wie das Studium beeinflusst wurde, durch Studierende, die nur auf Staatsexamen studiert haben und anschließend in Richtung des Lehrerberufes gingen und wie sah es aus mit den Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Laufbahn?

Georg Moll:

Ich werde versuchen, das ganz kurz zu beantworten und fange mit der zweiten Frage an. Wir haben bis zur Wende, von einer Ausnahme abgesehen, eigentlich nur Lehrerstudenten ausgebildet. Wir haben einmal einen Jahrgang mit so genannten Diplomhistorikern ausgebildet. Es wurden dann aber aus dem Lehrerstudium Leute herausgenommen. Es wurden also Studenten vorbereitet, die dann zunächst als Assistenten und Aspiranten arbeiteten, später war dann das Forschungsstudium der gängige Weg.

Was die erste Frage betrifft, da müssen Sie sich erinnern, dass die DDR ein zentralistisch gelenktes Projekt war. Das galt für die Wissenschaft gleichermaßen, vor allem für die Gesellschaftswissenschaften. Es gab, und das nahm im Laufe der Jahre zu, den so genannten zentralen Forschungsplan. Das war in den Jahren, als ich studierte, noch nicht der Fall. In diesem zentralen Forschungsplan der DDR wurden die Themen und die Verantwortlichkeiten festgelegt. Insofern war es also nicht der Universität Rostock überlassen, ob sie beispielsweise Agrargeschichte oder etwas gänzlich anderes macht. Sondern ein solcher Schwerpunkt, ein solches Programm wurde von oben her festgelegt. Allerdings, das möchte ich auch deutlich sagen, in diesem zentralen Gremium saßen natürlich auch unsere eigenen Leute. Es waren zum Beispiel auch zwei Vertreter aus dieser Sektion hier mit dabei, die im Rat für Geschichtswissenschaft saßen und dort ihre Meinung äußern konnten und das dort auch getan haben. Das ist das Eine. Das Andere ist dann, wie das konkret im Institut und in der Sektion ausgestaltet wurde. Das ist wirklich eine ganz andere Sache. Da gab es zweifellos Unterschiede, je nachdem, wie nah man

an der Zeitgeschichte dran war. Ich will ganz deutlich sagen: Niemand hat mir vorgeschrieben, wie ich das, was ich zum 19. Jahrhundert machen möchte, wie ich das machen müsste. Es hat dort auch keine Zensur gegeben. Wir haben aber zum Beispiel einen Kollegen gehabt, der hat noch kurz vor der Wende eine, ich möchte sagen, sehr hämisch hässliche Rezension über einen westdeutschen Kollegen, also einen aus der Bundesrepublik, geschrieben. So hätte ich das nie gemacht. Ich hätte meine Meinung klar und deutlich geäußert. Und nun kam aber die Wende schneller als er das dachte oder anders gesagt, es dauerte ja immer sehr lange, bis die Sachen bei uns in den Druck kamen. Und nun kam die Wende und nun lag das gedruckt vor. Der Kollege war sehr, ich würde sagen, karrierebewusst und nun drohte ja Ärger. Und er hat dann behauptet, das sei ihm so vorgeschrieben worden. Das war ein Kollege unserer eigenen Forschungsgruppe. Es hat niemals bei uns in der Forschungsgruppe in dem Sinne Zensur oder Bestätigung gegeben. Als ich als junger Mann anfing, bin ich natürlich zu meinem Betreuer gegangen und habe gefragt, ob er sich das bitte einmal ansehen würde. Das habe ich ein, zwei Mal gemacht und dann habe ich nach bestem Wissen und Gewissen an meiner Arbeit weitergemacht und niemand hat mich dabei kontrolliert. Eine andere Sache ist, dass es vermutlich in zeitgeschichtlich orientierten Gremien anders ausgesehen hat. Aber das kann ich jetzt nicht sagen.

Steffen Bockhahn:

Sie haben eben selbst schon gesagt, dass die Gesellschaftswissenschaften stark ideologisiert gewesen sind. Sie sagten jedoch auch, dass, zumindest in Ihrem Bereich, das Forschungsergebnis nicht bereits zu Beginn der Untersuchungen fest stand. Inwieweit würden Sie heute sagen, dass das angewandte System der marxistischen Geschichtswissenschaften zu bestimmten Ergebnissen führen musste? Beziehungsweise haben Sie vielleicht auch gesagt, Sie machen marxistische Geschichtswissenschaft, haben sich dann aber dennoch anderer Methoden bedient?

Georg Moll:

Also es wäre ganz unredlich, wenn ich jetzt das täte, was einige Kollegen von mir in der Wendezeit betrieben haben und behaupten würde, dass ich ja eigentlich schon immer den Pluralismus verfolgt hätte. Dem ist nicht so. Es gab keinen einzigen in dieser Sektion. Keinen einzigen. Und für mich selbst muss ich sagen: ich bin ja da hineingewachsen. Das was ich gemacht habe, entsprach meiner wissenschaftlichen Überzeugung, also die marxistische Theorie.

Aber das, was ich gemacht habe, und ich sage das jetzt nicht, um mich zu rühmen, das führte zu Ergebnissen, gerade was diesen so genannten preußischen Weg der Reformen betrifft, die überhaupt nicht mit dem übereinstimmten, was vielleicht andere dazu vor mir gemacht hatten, oder auch nicht mit dem, was dazu

im Marx'schen Kapital stand, sondern das führte zu ganz anderen Resultaten. Und dafür wurde man, also zumindest zu dem Zeitpunkt, als ich das machte, nicht nur nicht getadelt, sondern vielleicht sogar gelobt. Ich habe einmal in meinem Leben die Ehre gehabt, auf einem Historikerkongress der DDR zu referieren und ich will das mal sagen: da waren wir Referenten alle vorher einmal eingeladen und dann wurde das vom Rat für Geschichtswissenschaft sozusagen abgesegnet. Und da der Verlauf dieser Beratung in Berlin vom Ablauf der Beratung her verlegt wurde, kam ich zufällig dazu, wie auch die Kollegen Zeitgeschichtler dort ihres vortrugen. Da muss ich sagen war ich dann ganz glücklich, dass ich keine Zeitgeschichte machte. Da ging es dann schon um Punkt und Komma.

Sebastian Leder:

Sie haben erzählt, dass Sie sich sehr in den Parteigremien engagiert haben. Ich wüsste gern, auch nachdem andere Professoren hier Ähnliches erzählten, inwieweit das für die wissenschaftliche Karriere förderlich gewesen ist, wenn man in der FDJ oder in der SED war. Gab es zwischen Karriere und Mitgliedschaft einen Zusammenhang oder war beides voneinander unabhängig?

Georg Moll:

Ich denke ich habe versucht das klar zu stellen mit diesem Praxiseinsatz. Also, wenn jemand sich gesellschaftlich nicht betätigte oder nur Wissenschaftler sein wollte, dann hatte er zu diesem Zeitpunkt, als ich da war, keine Chance. Das will ich ganz deutlich sagen. Wenn er das aber so betrieben hat, wie ich das betrieben habe oder es mit mir betrieben wurde, dann wurde es schon wieder kontraproduktiv. Verstehen Sie?

Sebastian Leder:

Nicht ganz.

Georg Moll:

Na ja, wissen Sie, das ist ja auch einfach eine Frage des Zeitfonds, den man hat. Und ich habe vorhin noch nicht einmal alle Angebote aufgezählt, die mir angetragen wurden, welche Aufgaben ich übernehmen sollte. Ich habe nur einige genannt. Wenn ich die alle übernommen hätte, dann hätte ich wohl möglich keine einzige Zeile mehr zu Papier gebracht. Aber noch einmal, damit ich nichts schön rede: es war also ganz klar, wer also meinte, er könne hier am Schreibtisch die Geschichtswissenschaft und nichts anderes betreiben, der war hier fehl am Platz.

Daniel Kötzing:

Ihre Aussage weicht jetzt doch von den Thesen ab, die wir in der letzten Sitzung gehört haben. Die Naturwissenschaftler haben sich demnach häufig gefreut, dass

sie nicht Gesellschaftswissenschaftler waren. Sie haben auch gesagt, dass wenn sie geforscht haben, sich dann Bereiche aussuchten, die gewissen Nischen entsprachen, in die sie geflüchtet sind. Und in denen konnte dann kaum politisch gearbeitet werden, was dann auch wiederum sehr förderlich gewesen ist. Wie war das denn im Bereich der Sektion Geschichte?

Kersten Krüger:

Wenn ich eine Zwischenbemerkung machen darf: Professor Moll ist in den letzten Wochen ja nicht hier gewesen und kann nicht wissen, was wir in den sieben Sitzungen bisher besprochen haben. Einen Vergleich an dieser Stelle ziehen zu wollen, wäre also etwas unsachlich, wenn ich das einmal so sagen kann. Aber er kann sich natürlich dennoch dazu äußern. Nur ich meine, dass die Wissenschaften zu differenzieren sind. Das hat ja auch Herr Moll schon selbst so angedeutet, dass ein Naturwissenschaftler vielleicht eher eine Nische fand, wenn er sie denn finden wollte, als ein Gesellschaftswissenschaftler, obgleich auch hier deutlich wurde, wenn ich das interpretieren darf, dass die Agrarreformen des 19. Jahrhunderts, sagen wir einmal, ein größeres Maß an wissenschaftlichem Freiraum boten als zeitgeschichtliche Fragen. So habe ich Herrn Moll verstanden. Ich möchte hier nicht für Herrn Moll sprechen, aber doch darauf hinweisen, dass wir das jetzt nicht mit Berichten von vor sieben Sitzungen vergleichen können.

Georg Moll:

Ich möchte trotzdem darauf antworten und ein paar Worte dazu sagen. Erstens möchte ich Herrn Krüger natürlich zustimmen, dass es von Fach zu Fach da ganz eindeutig Unterschiede gegeben hat. Das ist objektiv so. Das andere, ich habe das in meinen einleitenden Worten schon gesagt: es sind so unterschiedliche Biografien hier dargestellt und jede auf ihre Weise. Ich muss Ihnen nur sagen, dass ich mich hüten werde hier Bemerkungen zu irgendwelchen meiner Kollegen zu machen. Ich weiß ja durch das Programm, welche Kollegen hier gesprochen haben und ich kenne alle diese Kollegen. Einige von ihnen kenne ich sehr gut. Einige von ihnen haben sehr viele Abende auf dem Sofa meines privaten früheren Wohnzimmers verbracht. Wir kennen uns also gegenseitig sehr gut und ich habe mir Mühe gegeben, nicht nur in dem, was ich heute hier gesagt habe, deutlich zu machen, wie ich es damals gesehen habe. Vielleicht ist dabei nicht immer klar geworden, wie ich heute zu gewissen Dingen stehe. Natürlich sehe ich die Dinge heute anders als damals. Aber ich versuche immer deutlich zu machen, dass ich nicht heutige Erkenntnisse auf damals projiziere um dann noch zu sagen, wie ich doch damals die Faust in der Tasche geballt habe. Wir haben schon Fäuste geballt. Aber nicht um den Sozialismus zu bekämpfen, sondern im Sinne Gorbatschows. Wir wollten diesen Sozialismus so stark wie möglich machen und haben darunter gelitten, dass er nicht stark war. Aber wir haben nicht daran gelitten, dass er

existierte. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Ich bin aber immer wieder bekümmert oder betrübt oder traurig oder wie man das auch nennen mag, dass Leute, die auch Genossen waren und die auch für mich im wörtlichen Sinne Genossen waren, dass sich bei denen im Nachhinein ergibt, dass sie heute so tun, als wenn von all dem nicht die Rede gewesen sei. Insofern ist das, wie der eine seine Nische als Nische sieht, auch eine Frage der Verankerung im Fachgebiet. Das spielt ganz gewiss eine wichtige Rolle. Aber es spielt auch eine Rolle, dass es politische Menschen gibt – und zu denen gehöre ich – und dass es andere gibt, die sind einfach weniger politisch. Das ist einfach so. Aber es ist, das denke ich auch, eine Frage davon, wie man mit seiner eigenen Biografie umgeht.

Daniel Münzner:

Mich würde interessieren, welcher wissenschaftliche Transfer zum anderen gesellschaftlichen System stattgefunden hat. Professor Krüger hatte ja auch schon gesagt, dass er auch in seinen Vorlesungen auf Ihre Erkenntnisse zurückgegriffen hat. Wie war das andersrum? Bestand die Möglichkeit? Wie stark hat man das genutzt? Denn gerade in der Geisteswissenschaft ist es doch sehr wichtig zu lesen und andere Meinungen mit einzubeziehen. Wie war also das Verhältnis zu dem, was die westdeutsche beziehungsweise die westeuropäische Geschichtsschreibung veröffentlichte?

Georg Moll:

Ich muss zunächst sagen, dass, wenn ich das kritisch betrachte im Rückblick, was wir wissenschaftlich alles gemacht haben, dann muss ich heute sagen, dass wir durchaus, ich weiß nicht, ob ich so weit gehen soll wie Herr Krüger und vielleicht besser von Scheuklappen spreche. Aber eine gewisse Enge lässt sich nicht übersehen. Das ist einfach Fakt. Das bedauere ich heute mehr denn je. Wenn wir ein Fenster hatten, dann am ehesten zur westdeutschen Geschichtsschreibung. Wir hatten im Hause selbst nur geringe Möglichkeiten. Nur mögen Sie mir jetzt bitte glauben, dass das nicht zuletzt mit den finanziellen Möglichkeiten zusammenhing, die wir bei der Beschaffung von Literatur hatten oder nicht hatten. Aus genau diesem Grunde bin ich mindestens einmal jährlich in die Deutsche Bücherei nach Leipzig gefahren. Dort konnte man in Ruhe zwei oder drei Wochen arbeiten, und dort war die Literatur zugänglich. Das würden Sie auch in meinen Arbeiten feststellen. Ich muss dazu sagen, dass man manches mit Gewinn gelesen hat. Aber wir waren natürlich im Kopf so programmiert, dass war nicht die Vorgabe: Du musst das machen! Das hatte zumindest der eine oder andere von uns, und ich gehörte dazu, verinnerlicht. Es war die bürgerliche Geschichtsschreibung, in der man dann untersuchte, was ist davon zu gebrauchen und was ist nicht zu gebrauchen. Aber im Grunde genommen war doch in unserem Hinterkopf, ich will das

jetzt nicht übertreiben, ein bisschen doch die Ansicht: die wahre Lehre ist das, was wir betrieben. Das will ich einräumen.

Steffen Bockhahn:

Es ist ja schon deutlich geworden, dass offenbar von Beginn an eine klare Überzeugung für sozialistische Ideen vorhanden gewesen ist. Wo kommt die her? Ist das aus dem Elternhaus mitgegeben worden? Ist das selbst gewachsen durch die Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg als Kind oder wo kam das her? Und zudem wie ist das gewesen mit der sicherlich euphorischen Haltung zum Sozialismus und zur DDR in den ersten Jahren ihres Bestehens? Ist das ins Wanken gekommen durch die eigenen Erlebnisse? Sie haben ja vorhin schon erwähnt, dass Sie sich aus heutiger Sicht fragen, warum damals nichts passiert ist. Wie sind dann die Geschichten kurz nach Ende der Zeit als FDJ-Sekretär mit dem „Prager Frühling“ abgelaufen?

Georg Moll:

Erst einmal war das ein ganz komplizierter Prozess, wie ich zum Sozialismus kam. Also ich stamme aus einem bürgerlichen Elternhaus. Mein Vater war Jurist, bürgerlicher Jurist, hat aber diese Tätigkeit kaum ausüben können, weil er '39 in den Krieg zog. Er ist dann gefallen. Er kam also nicht aus dem Krieg zurück und ich lebte dann bei meiner Mutter in dem Bewusstsein, dass mein Vater von den Russen tot gemacht worden ist. Also das ist der Feind. Verstehen Sie? Ich bin deswegen dann auf der Oberschule zunächst einmal in Kontra-Stellung gewesen. Nun haben wir einen Lehrer gehabt, einen Geschichtslehrer, einen Klassenlehrer gehabt, selbst Kriegsteilnehmer. Der hat uns in diesem Punkt reinen Wein eingeschenkt und gesagt: Also Kinder, so nicht. Der hat an diesem Punkt, an der Abrechnung mit dem Krieg und mit dem Faschismus einfach einen Grundstein gelegt, und das war dann für mich die Basis. Ich will jetzt nicht abschweifen, was diesen Menschen betrifft. Denn dieser Mensch, der mir so geholfen hat, der hat dann später die DDR verlassen, was mich sehr, sehr – ach, das ist eine Geschichte für sich und ich will das jetzt nicht weiter vertiefen.

Und dann mache ich also mein Abitur, komme aber aus bürgerlichem Elternhaus und werde deshalb nicht zum Studium zugelassen und stehe also fast vor der Frage, diese S-Bahn-Karte in Berlin zu kaufen. Und eine meiner Lehrerinnen machte dann einen „Tierversuch“ und sagte, pass mal auf, wir suchen hier an unserer Oberschule einen FDJ-Sekretär. Die anderen haben sie alle für verrückt erklärt, diesen Moll zu nehmen. Aber sie hat das durchgesetzt, dass ich das mache. Und dann haben wir in diesem Jahr, in dem ich dort tätig war, ein naturwissenschaftliches Institut gebaut, an dieser Schule, im nationalen Aufbauwerk. Wir selbst. Das heißt, wir haben nicht nur irgendwelche Versammlungen gemacht, sondern wir hatten auch ein ganz konkretes Projekt gehabt, was sozusagen täglich

wuchs. Und dieses Jahr war es dann eigentlich, was mich auf die andere Seite gebracht hat. Aber dann wurde ich ja wieder nicht zum Studium zugelassen und so weiter. Aber als ich dann zugelassen wurde, na ja...

Und das Andere: nun, zur Zeit der DDR-Gründung, da war ich ganz und gar nicht – da sollte ich vielmehr von der Schule fliegen –, da war ich also gar nicht euphorisch für die DDR.

Zur zweiten Frage: Also ich muss gestehen – Professor Krüger hat ja ein paar sozusagen Leitdaten vorgegeben. Unter diesen Daten, abgesehen von dem Jahr 1989, was natürlich auch für mich eine ganz persönliche Betroffenheit hatte, wobei ich vielleicht da auch sagen will, dass dieses Jahr 1989-90 und mein persönlicher beruflicher Werde- oder eben auch Nicht-Werdegang dadurch relativiert wurden, dass in diesen Wochen und Monaten zum einen meine Tochter Anne schwer verunglückte und zum zweiten meine Mutter starb. An dem Tag wurde der Sektionsdirektor gewählt. Und diese persönlichen Betroffenheiten haben diese anderen Sachen für mich also relativiert. Aber sonst war das Jahr 1989 natürlich einschneidend.

Von den anderen Daten, die Sie [Kersten Krüger] aufgeführt haben, war das Jahr, war das eine Datum für mich, also für mein Innenleben bedeutend. Und das war 1968. Es hat mich damals in, wie soll ich das sagen, in erheblichen Zweifel gestürzt. Aber ich muss eben wieder sagen – da war ja das Jahr 1966 und vielleicht sage ich das mit der FDJ-Geschichte doch noch einmal: ich war im Sekretariat des FDJ-Zentralrates in Berlin eingeladen und sollte einen Bericht geben über die politisch-ideologische Situation an der Universität Rostock. Einen mündlichen Bericht. Bevor ich da hinfuhr, sagte noch der Rostocker Bezirkssekretär zu mir: „Komm mal her und sag’ mir, was du da erzählen willst. Das möchte ich schon gerne wissen.“

Dann habe ich ihm das vorgetragen und am Ende hat er zu mir gesagt, und das werde ich nie vergessen: „Schorsch, du bist kühn. Dat gefällt mir.“ So, dann fuhr ich nach Berlin und denen gefiel das gar nicht und auf dem Gipfel dieser Auseinandersetzung sagte der Erste Sekretär des Zentralrats, Horst Schumann, zu mir wörtlich – und das ist nun schon vierzig Jahre her, aber das werde ich bis an mein Ende nie vergessen: „Mich interessiert nicht was, deine Studenten denken. Mich interessiert, wie du die Linie des Verbandes durchsetzt.“ Und dann sagte ich: „Genosse Schumann, sei mir bitte nicht böse – jetzt kann ich nicht mehr folgen. Erstmal habt Ihr mich ja eingeladen, damit ich euch sage, wie die Studenten denken.“ Und jetzt muss ich eine Klammer aufmachen: Ich habe ja nur das gesagt, von dem ich annahm, dass es das Denken der Studenten ist. Inzwischen ist mir klar, dass ich weit von dem wirklichen Denken entfernt war. Aber allein das reichte aus. Klammer zu. „Und zweitens“, sagte ich dann dort, „ist mir unklar, wie ich irgendeine Verbandslinie realisieren soll, wenn ich nicht das Denken der

Menschen kenne.“ Da wurde die Sache dann abgebrochen und ich fuhr wieder nach Hause und ich habe dann also drei Wochen und so weiter, ja...

Aber ich habe eben nicht die Schlüsse gezogen. Und da muss ich jetzt auf 1968 und die Frage zurückkommen: Es sind Dinge und da könnte ich auch noch andere sagen, Sputnik-Diskussion. Als diese Sputnik-Geschichte war, da haben wir im Institut für Wirtschaftsgeschichte Thomas Kuczynski, also Kuczynski junior dagehabt. Die Berliner Wirtschaftshistoriker haben dann eine Resolution verfasst und haben diese Resolution an Kurt Hager⁶ geschickt und haben darin gesagt, das Verbot des Sputniks muss rückgängig gemacht werden. Darauf hat Herr Hager gesagt: „Passt mal auf Leute, wenn Ihr Eure Resolution nicht zurücknehmt, machen wir euren Laden dicht.“ Das kam bei uns an. Und dann haben sich Joachim Lehmann⁷, der da hinten sitzt, und ich uns unterhalten, was wir machen. Wir müssten doch jetzt alle Resolutionen schreiben, denn alle Institute können Sie ja nicht dicht machen. Wir waren uns da eigentlich ganz einig. Aber wir haben nicht geschrieben. Und ich muss eben wieder sagen, sicher ist da auch persönliche Feigheit dabei, aber es wäre zu einfach zu sagen, die waren einfach feige. Und der alte Kuczynski, der ja damals noch lebte, der hat zu Thomas gesagt: „Pass mal auf Thomas, dass lohnt nicht, jetzt hier fünf Minuten vor Feierabend noch den Helldentod zu sterben. Das wollen wir mal bleiben lassen, ja?“

Ich habe jetzt hier mal nur ein Beispiel genannt. Ich kann es Ihnen aber nicht erklären und ich kann es auch mir nicht erklären. Mit meiner Frau, mit der ich damals noch nicht verheiratet war, mit der spreche ich oft über solche Sachen. Auch sie hat zu mir immer wieder gesagt: „Da hätte doch etwas bei dir passieren müssen, ich begreife das nicht!“ Hat aber nicht. Es ist nichts passiert. Manche Einsicht kommt spät und manche Einsicht kommt nie.

Kersten Krüger:

Ich bin jetzt einmal selbst auf der Rednerliste, weil es auch genau zum Punkt der Herkunft passt. Als Zeitzeuge kann ich selbst berichten: Seit 1969 müssen bei mir in den Einführungsveranstaltungen die Studenten Eckermann/Mohr⁸ lesen. Und darin steht ein Absatz, dass Historiker bestimmten Klassen angehören, deren

⁶ Kurt Hager: *24. Juli 1912 in Bietigheim; †18. September 1998 in Berlin, war Mitglied des Politbüros des ZK der SED und galt als „Chefideologe“ der DDR. Siehe auch: Herbst, Andreas; Ranke, Winfried; Winkler, Jürgen: So funktionierte die DDR. Band 3. Lexikon der Funktionäre. Reinbek bei Hamburg 1994, S. 124 f.

⁷ Dr. phil. habil Joachim Lehmann, Dozent für Allgemeine Geschichte der Neuzeit an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.

⁸ Einführung in das Studium der Geschichte (Hrsg. Kollektiv): Walther Eckermann und Hubert Mohr (Leiter) 4. durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin 1986.

Interessen teilen und vertreten. Das hat den wütenden Protest meiner MSB⁹-Studis, die wir damals hatten, hervorgerufen. Damals war es ja in Marburg innovativ, marxistisch zu sein. Das könne man so nicht sagen, meinten sie. Und jetzt komme ich zum Vergleich. Sie haben den Kollegen Kristen¹⁰ erlebt, dass er aus einer Arbeiterfamilie kommt und, wenn Sie so wollen, die Bilderbuchkarriere eines Proletariers gemacht hat. Das ist sehr beeindruckend.

Herr Moll erzählt jetzt, dass er aus einem bürgerlichen Haus kommt. Wie verhält sich das zur Freiheit? Denn offensichtlich ist dieses Marionettenspiel, wie es bei Eckermann/Mohr steht – Wissenschaftler an den Fäden ihrer Herkunftsklassen –, unrichtig. Ich wollte das hier gerne anbringen. Können Sie dazu vielleicht noch etwas sagen?

Georg Moll:

Ich sage gleich etwas dazu. Vorher sage ich noch etwas zu Eckermann/Mohr. Ich habe da ja auch mitgearbeitet, aber nur an einem ganz harmlosen Teil, an Information und Dokumentation. Habe übrigens dazu, das habe ich vorhin unterschlagen, noch ein Fernstudium zu diesen Sachen gemacht und habe also in diesem Redaktionskollegium mit gesessen. Damals habe ich ja hier die Einführung betrieben. Und ich habe damals in dem Redaktionskollegium vorgeschlagen, dass man ganz bestimmte Werke der bürgerlichen Westdeutschen dort mit aufnimmt. Und der Kollege Gerhard Lozek, unser Chefaussetzer in der DDR, hat dann also sehr emotional gemeint, es sei völlig undenkbar, auch unter kritischen Gesichtspunkten. Ich habe das ja aber damals nicht gesagt, weil ich ein Verkappter war, sondern einfach weil ich meinte, das gehört dazu. Derselbe Kollege Lozek, dessen Namen kann ich ja nennen, weil er nicht hier an der Universität ist, der hatte aber nach der Wende auch sehr eigenartige Auffassungen, kann ich nur so sagen. Er würde es sicher heute auch bestreiten, dass er sich so verhalten hat.

Nun zu Ihrer Frage: Wissen Sie, ich habe ja nicht so sehr viele Erinnerungen an meinen Vater. Meinen Vater habe ich zum letzten Mal gesehen zu Weihnachten 1942. Aber immerhin war ich damals sieben Jahre alt und bestimmte Dinge erinnere ich schon. Von meinem Vater habe ich einen Spruch zum Beispiel, der noch heute fest sitzt: „Der eine fragt, was kommt danach? Der andere, tue ich Recht? Und dadurch unterscheidet sich der Freie von dem Knecht.“

Also mein Vater meinte immer: „Frage nicht was kommt danach, sondern ist es richtig, wie Du Dich verhalten hast?“ Mich hat ja lange gehindert in die Partei einzutreten – was ich natürlich viel früher hätte machen können –, daran hat mich genau dieser Vorbehalt gehindert. Dann könnte ich ja nicht mehr und so weiter...

⁹ Marxistischer Studentenbund Spartakus.

¹⁰ Prof. Dr. Helmut Kristen, Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001317

Und als man sich dann doch entschieden hatte, dann war da diese berühmte Formel von der Einsicht in die Notwendigkeit. Man nimmt es in Kauf, weil es notwendig und letztlich sicher auch richtig ist. Eine der Erkenntnisse, die ich dann aus dem Zusammenbruch, da komme ich dann noch einmal auf Herrn Bockhahn zurück, gewonnen habe, ist: Wir sind an uns selbst gescheitert. Und das kann ich auch mir nicht verzeihen. Ob wir wirklich eine Chance hatten, weiß ich nicht. Aber wir sind an uns selbst gescheitert. Und das, wofür man eigentlich sich Jahrzehnte seines Lebens engagiert hat, das ist an den Baum gegangen. Und das, was heute an Erscheinungen in dieser Gesellschaft, in Deutschland und in der Welt überhaupt ist, das ist nicht das, was mir vorschwebt, muss ich sagen. Aber die Alternative, die wir vielleicht gehabt hätten, die haben wir nicht nur nicht genutzt, sondern die haben wir an die Wand gefahren, haben das, was wir wollten, die Idee, diskreditiert auf lange Sicht, und das ist das Schlimme. Das ist das Schlimme.

Jetzt bin ich aber irgendwie abgeschweift und habe den Faden verloren. Ach ja. Jetzt komme ich zur Freiheit! Nachdem das an den Baum gegangen ist, die ganze Geschichte, ist eine meiner Schlussfolgerungen, ich sage das mal so: Ich mache überhaupt nur noch das, was ich möchte. Und wenn Herr Krüger fragt: „Wollen Sie nicht hier mitwirken?“, und ich halte das für sinnvoll, dann mache ich das. Und wenn das anders ist, was ich nicht mag, auch wenn es meine Partei betrifft, dann mache ich das nicht. Dann mache ich das nicht. Ich nicht mehr. Das ist jetzt eine ganz persönliche, vielleicht auch eine Trotzreaktion auf bestimmte Dinge. Aber das ist natürlich, was Sie sagen, Herr Krüger, eine der ganz zentralen Fragen gewesen. Nur ich habe mir selbst gesagt: „Die Probleme der Menschheit löst man nicht, wenn man sagt, ich mache hier nur meins und ich ordne mich nicht unter.“ Aber andererseits: Also wenn wir uns als Marxisten empfanden, und das habe ich ja und ich tue es auch heute, dann muss ich sagen, einen grundlegenden Lehrsatz von Karl Marx haben wir natürlich nicht nur nicht berücksichtigt, sondern richtig vergessen: „An allem ist zu zweifeln.“ Und dass wir diese Zweifel – 1968, 1966 oder wie auch immer – dass wir sie nicht hatten, das ist die Crux.

Hilde Michael:

Ich möchte die Gedanken in eine andere Richtung lenken. Sie haben in Ihrem Vortrag über Ihre Vita vorhin angemerkt, dass Sie auch Kontakt mit dem Ausland organisierten. Wie sah dieser Kontakt, wie sah diese Kommunikation aus, besonders natürlich im Bereich der Sektion Geschichte?

Georg Moll:

Das hatte mit der Sektion Geschichte das Allerwenigste eigentlich zu tun, würde ich jetzt so sagen. Also erstens: Die Spielräume, die man da hatte, waren natürlich relativ gering. Aber es gab diese Spielräume in der DDR, das will ich mal sagen,

bei allem, was man tat. Aber auch in solchem Amt gab es sie, nur sie waren eng. Ich will ein Beispiel nehmen und den einen Namen kann ich ja dann doch nennen: Der Kollege Konrad Zimmermann,¹¹ der Archäologe, damals ein junger Assistent, der wäre gerne nach Ägypten gefahren, um zu graben. Das stand ja aber gar nicht zur Debatte. Jetzt gibt es also plötzlich die Möglichkeit, eine Studienreise für Nachwuchswissenschaftler nach Rumänien zu machen, für einen Archäologen. So und dann ist reiner Zufall, das hat gar nichts mit meiner Großherzigkeit oder meiner Güte oder sonst etwas zu tun, sondern weil man nun einmal in dieser Position sitzt und den Kollegen aus der Sektion bei sich hat und dann sagt: „Mensch das könnte doch der...“

Und daraus hat sich dann ergeben, dass Kollege Zimmermann viele Jahre da runter gefahren ist und dort dann seine Schwarzmeerarchäologie betrieben hat. Ich mache mich jetzt aber bestimmt nicht zu demjenigen, dem das Verdienst zukommt, dass Auslandsreisen stattfinden konnten und so weiter. Oder der Kollege Eller¹², der Musikwissenschaftler, der nun schon lange nicht mehr lebt, der saß an einer Vivaldi-Monographie und konnte nicht nach Italien fahren. Das aber nicht, weil er ein böser Mensch war oder auf der Schwarzen Liste stand, sondern weil man im Ministerium der Meinung war, der Chemiker, der Physiker, das ist alles viel wichtiger. Dann bin ich hingefahren und habe gesagt: „Passt mal auf: Der macht eine Vivaldi-Biographie“ – und das war gerade irgendein UNESCO-Jahr oder so etwas, jedenfalls irgendwas mit Vivaldi – „und dazu muss der aber nach Italien fahren.“ Und dann kam die Antwort: „Ach wenn das so ist...“

Insofern konnte man also ab und zu schon etwas machen und der gehörte damals auch zu unserer Sektion, der Prof. Eller. Dennoch waren das nur bescheidene Möglichkeiten. Ich will jetzt aber nicht vergessen zu erwähnen, dass Kollege Eller dann doch nicht gefahren ist, weil es ihm zu heiß war in Italien. Und das, nachdem ich mir sonst was aufgerissen hatte. Aber das ist jetzt nur eine Episode.

Gert-Horst Schumacher:¹³

Ich muss mich noch mal entschuldigen, dass ich hier so einfach reingeplatzt bin. Das hing aber damit zusammen, dass ich überhaupt keine Ortskenntnis hatte. Wir hatten ja auch miteinander telefoniert, aber ich kannte Ihre Lokalitäten nicht. Ich hatte Ihr Schreiben bekommen mit einer Liste der Vortragenden und habe mich sehr darauf gefreut, heute hier Herrn Moll zu hören. Das war mit ein Grund,

¹¹ Prof. Dr. Konrad Zimmermann: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001864

¹² Prof. Dr. Rudolf Eller war Musikwissenschaftler an der Universität Rostock und ist einer der Kulturpreisträger der Hansestadt Rostock im Jahr 1994. *1914; †2001.

¹³ Prof. Dr. Gert-Horst Schumacher: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001337

warum ich also sehr gerne heute gekommen bin. Ich bin Mediziner und Anatom und habe mich auch medizinhistorisch etwas befasst. Wir haben eine Monografie anlässlich der 550-Jahr-Feier der Anatomia Rostochiensis geschrieben. Aber darauf will ich nicht näher eingehen. Ich bin also Mediziner und kein Historiker, und um das ganze abzusichern, haben wir damals zwei Berater gehabt. Das waren zum einen Prof. Heitz¹⁴ und ein Prof. Seemann¹⁵. Diese Monografie hatte in bürgerlichen Kreisen großen Erfolg – wir hatten sie zu einem internationalen Kongress veröffentlicht, und das wurde von der Universität Rostock als Auftraggeberin sehr großzügig honoriert. Wir hatten eine Auflage von 3.000 Exemplaren, haben das jedem Teilnehmer selbst gegeben und haben überwiegend oder ich möchte sagen ausnahmslos eine positive Resonanz gehabt. Diese Monografie ist dann in Halle bei dem Vorsitzenden der Historiker durchgefallen, und das hat uns also derart demotiviert, dass wir gesagt haben, wir vergeuden unsere Zeit nie mehr mit historischen Arbeiten. Das vielleicht als Vorspann.

Bezogen auf Herrn Moll muss ich folgendes sagen: Ich kenne ihn einerseits aus seiner Funktion im Direktorat für internationale Beziehungen, das ist das eine gewesen und dann mit ganz, ganz wenigen Begegnungen. Und dann habe ich Sie gefunden, Herr Moll, in meinen Stasi-Akten auf Seite sowieso. Es sind insgesamt 480 Seiten, ich weiß nicht mehr genau, wo Sie standen. Und da habe ich etwas gelesen, was ich fast wörtlich rekonstruieren konnte aus unserem Gespräch. Herr Moll hat mich als einen kritischen, sachlichen und zuverlässigen – zumindest sinngemäß – Menschen oder Hochschullehrer bezeichnet oder so etwas. Und ich muss sagen, das ist für mich eine sehr große Freude gewesen, das lesen zu können, weil ich in meiner ganzen Einstellung zwar fleißig und dieses und jenes gewesen bin, aber aus bürgerlicher Sicht die ganze Entwicklung auch mitgesehen und mitgemacht hatte. Auch habe ich unter der Diktatur einige Nachteile in Kauf nehmen müssen. Und das wollte ich nur sagen, hat mich nicht nur sehr erfreut. Herr Moll hing nicht in dem Schwarm drin, der nachzuweisen suchte, wie unzuverlässig ich sei, und verlangte, dass ich als Institutsdirektor abberufen und dass mir der Status des Reisekaders aberkannt werden müsse. Dafür möchte ich Ihnen auch heute öffentlich noch einmal danken Herr Moll.

Kersten Krüger:

Möchten Sie dazu etwas sagen Herr Moll?

¹⁴ Prof. Dr. Gerhard Heitz: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001558

¹⁵ Prof. Dr. Ulrich Seemann: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professorum_000000001327

Georg Moll:

Ja, dazu möchte ich schon etwas sagen. Herr Prof. Schumacher, wir kennen uns ja noch länger, das wissen Sie gar nicht mehr. Ich war ja bei Ihnen auch schon im Ihrem Dienstzimmer, als ich FDJ-Sekretär war. Wir haben uns öfter in der Sauna getroffen.

Und um noch einmal auf die Frage zu kommen, wie nützlich das mit den Funktionen ist: Sie haben mal sinngemäß zu mir gesagt: „Hören Sie auf mit den ganzen brotlosen Funktionen,“ und was sollte ich armer Hund denn dann tun? Nein. Ich erinnere mich jetzt an folgende Situation: Es ging, glaube ich, um Ihre Gastlehrstätigkeit in Japan. Sie wollten in Japan arbeiten, und dann kommen wir wieder auf die Frage, was konnte ein Direktor dazu tun? Und dann gab es Meinungen, dass dieser Mensch da nicht hinfahren darf. Und ich habe die mir gegebenen Möglichkeiten – und dazu gehörte auch dieser Kanal – genutzt um zu sagen: „Der Mann sollte da hinfahren.“

Ich schätzte den Herrn Kollegen Schumacher immer. Ich habe aber auch andere Leute, die ich gar nicht schätzte, wo es persönliche Differenzen gab, fahren lassen. Ich muss doch bestimmte Dinge auseinander halten. Ging es um persönliche Befindlichkeiten oder ging es um die Sache? Und in der Sache war ich der Meinung, dass so ein Mann in Tokio arbeiten sollte. Ach nein, das war gar nicht Tokio, das war woanders, oder? Doch? Gut.

Und so wie Prof. Heidorn der Auffassung war, dass Krenkel¹⁶ in New York arbeiten sollte, ob er ihn nun leiden konnte oder nicht, weiß ich nicht.

Nun muss ich dazu sagen, dass, wenn ich der Meinung gewesen wäre – nehmen wir das einmal an –, dass dieser Prof. Schumacher sofort die Kurve kratzen würde, um sich abzusetzen, dann hätte ich vermutlich gesagt, der solle nicht fahren, der wird sich wahrscheinlich absetzen. Verstehen Sie das bitte. Und dann würde er natürlich jetzt hier sitzen und sagen, der Moll hat damals gesagt, ich würde abhauen. Verstehen Sie das bitte. Ich muss dazu sagen, dass ich Angst hatte, dass, wenn ich die Stasi-Frage hier anspreche, dass wir dann nur über die Stasi und mich diskutieren. Das wäre dann natürlich auch nicht Sinn der Sache. Aber es war natürlich ein Element meines Lebens und daran vorbei zu gehen, wäre dann auch falsch gewesen. Es ist unter diesem Aspekt vielleicht sogar ganz gut, dass Prof. Schumacher das an diesem Punkt dann auch mal gesagt hat. Ich muss aber eben auch dazu sagen, dass ich also als junger Mensch dazu gekommen bin, als Student. Da hing auch eine gewisse Abenteuerlust mit drin. Dann bist du als Kurier da und da hin gefahren und so etwas. Und vielleicht auch – jetzt komme ich wieder auf meine Vergangenheit aus dem bürgerlichen Lager – das Gefühl, jetzt gehörst du auch dazu. Das ist mir aber erst später bewusst geworden, als ich

¹⁶ Prof. Dr. Werner Krenkel: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001309

mir selbst erklärte, wie bist du eigentlich dazu gekommen? Und später habe ich das genutzt, das war ein Element im Gesamtsystem meiner Überzeugung. Und ich habe mich gefragt, wo kann ich wie wirksam werden. In den 70er und 80er Jahren, als mir auch klar war, welche Rolle realgeschichtlich diese Einrichtung spielt, da habe ich mir gesagt, da versuchst du wirksam zu werden. Dass ich im Nachhinein, dass ich also heute meine, Geheimdienste aller Art sind vom Übel und dieses Ministerium für Staatsicherheit, für das ich ja tätig war, ist mitverantwortlich dafür, dass die DDR zu Grunde ging. Diese Sicherheitsdoktrin hat uns mit zu Grunde gerichtet. Das wuchs und wuchs sich aus. Und ich habe meine Aktien darin. Man kann nichts rückgängig machen. Nicht, dass ich das heute im Nachhinein für gut befinden möchte, nur wäre es für mich viel zu einfach, wenn ich sagen würde, wenn das Thema Stasi nicht wäre, dann wäre ja alles in Ordnung bei mir. So ist es nicht. Das ordnet sich alles hier irgendwo ein.

Steffen Bockhahn:

Ich bitte um eine retrospektive Betrachtung der Dinge mit dem Wissen von heute. Wir haben es mehrfach schon gehört und es ist ja, so glaube ich, auch unstrittig, dass die Gesellschaftswissenschaften stärker ideologisiert gewesen sind. Besonders zu Beginn der 1990er und eigentlich auch bis heute noch, müssen auch Sie es ja erleben, dass versucht wird, die Gesellschaftswissenschaften, speziell die Geschichtswissenschaften in der DDR, grundsätzlich zu diskreditieren und sie in höchstem Maße nur als eine historische Episode zu betrachten.

Wie würden Sie das heute einschätzen? Was war der wissenschaftliche Wert der Sektion Geschichte an der Universität Rostock, als Sie die Wilhelm-Pieck-Universität war?

Georg Moll:

Das ist schwierig zu sagen und man ist da ja irgendwie auch befangen. Heidorn¹⁷ hat einmal gesagt, das ist die „Mollsche Stuhltheorie“. Man sieht immer den Stuhl, auf dem man sitzt und da ist man dann ja auch nicht frei, nicht?

Genau an diesem Punkt haben wir beide ja mal eine Kontroverse gehabt, Prof. Krüger und ich, als es um den Stellenwert der Wissenschaft und so etwas ging, was die Sektion betrifft. Und ich will es einmal so sagen: Wissen Sie, nach der Wende bin ich erst eine Weile rumgerannt und ich wusste nicht, ob ich Männchen oder Weibchen bin. Es hat lange, lange gebraucht, bis ich bestimmte Dinge erkannt habe. Und dann habe ich mich selbst ertappt. Man kommt in eine Diskussion und wird, sagen wir mal, rüde angegangen oder es wird alles in Frage gestellt und schwarz gemalt und dann habe ich mich dabei ertappt, dass ich Dinge vertei-

¹⁷ Prof. Dr. Günter Heidorn: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456

digte, von denen ich eigentlich längst erkannt hatte, dass man Sie nicht verteidigen durfte.

Kersten Krüger:

Meinen Sie verteidigen konnte oder verteidigen durfte?

Georg Moll:

Nein, nein, ich meine verteidigen konnte und wollte. Nicht im Sinne von Verbot. Dinge, über die ich selbst innerlich längst hinaus war. Und als Herr Krüger das für meine Begriffe auch pauschal, ich sage einmal so abgewertet hat – und ich will die Kontroverse jetzt nicht neu anfangen –, da ist man dann nicht bereit. Ich meine, dass an dieser Sektion Wissenschaft betrieben wurde. Der Meinung bin ich und ich wehre mich nur gegen den Vorwurf, dass das mit Wissenschaft nichts zu tun hatte. Aber im Einzelnen würde ich schon sagen – und das hat natürlich auch damit zu tun, wie lange das schon her ist – und wenn Herr Krüger jetzt nicht hier säße, dann wäre ich vielleicht noch viel eher bereit zu sagen, ja, das und das und das waren unsere Schwachpunkte, ja? Verstehen Sie, wie ich das meine? Es gab natürlich eine gewisse Enge. Da hat es Herr Schumacher natürlich einfacher gehabt in der Anatomie.

Übrigens, in einem Gespräch haben Sie mir einmal gesagt, dass Sie in der „Roten Woche“ einen Vortrag halten mussten und wie schwierig das war. Es ging um irgendetwas, ich glaube Entwicklungsländer, ich weiß nicht mehr genau, was es war. Und da haben Sie dann sinngemäß zu mir gesagt, dass sei Ihnen jetzt erst klar geworden, wie schwierig das die Gesellschaftswissenschaftler haben. Das sei bei Ihnen in der Anatomie in gewisser Weise einfacher. Das erinnere ich auch noch, obwohl wir ja niemals lange Gespräche geführt haben.

Gert-Horst Schumacher:

Aber ich darf an dieser Stelle vielleicht einflechten, dass ich nie habe nach einer Nische suchen müssen. Das war unser großer Vorteil. Wir hatten eine naturwissenschaftliche Basis. Und ich habe auch die Förderungsmöglichkeiten, die es in der DDR gab, da muss ich sagen, ja, die habe ich gut nutzen können. Die waren relativ bescheiden, aber für mich ausreichend, um international Verbindungen aufzunehmen. Das muss man auch einmal zugeben.

Angela Hartwig:

Sagen Sie bitte, was die „Rote Woche“ war, das weiß hier kaum jemand.

Georg Moll:

Gleich. Ich will nur noch etwas dazu sagen, warum und wie lange das bei mir gedauert hat. Sie haben mir nach der Wende eine kleine Broschüre geschenkt. Das

war, glaube ich, zu einem Ihrer runden Geburtstage und war, glaube ich, über das Leben in der DDR und Ihre Arbeit und so. Und da muss ich auch sagen, als ich die das erste Mal las, da war ich ganz betroffen und enttäuscht und dachte, wie sieht der Mensch das doch alles schwarz. Ich habe die Arbeit dann vor drei oder vier Jahren wieder in die Hände gekriegt und habe sie wieder gelesen und war viel eher in der Lage, sie zu verstehen. Insofern gibt es da etwas zwischen uns. Und wenn Sie heute nicht gekommen wären, dann wäre mir das alles nicht so bewusst geworden.

Ja, die „Rote Woche“. Also es gab das, ich weiß nicht genau, seit wann das war, ich meine aber, das war seit den 70er Jahren. Also die Studenten gehen im Sommer in die Sommerpause, kommen zurück und müssen jetzt erstmal richtig ideologisch auf Vordermann gebracht werden. Und da werden also Vorlesungen und Seminare gehalten, um das zu bewerkstelligen. Da waren dann nicht nur die Leute der ML-Sektion, sondern da wurde eben auch der Stomatologe oder der Anatom oder wer auch immer da mit einbezogen. Es hieß offiziell, glaube ich, Vorbereitungswoche oder so etwas. Aber es wurde alsbald als „Rote Woche“ bezeichnet. Auch in der Universitätsleitung sprach jeder nur von der „Roten Woche“.

Heiko Marski:

Lehramtstudenten lernen ja, dass Sie im Geschichtsunterricht sehr viel Multiperspektivität vermitteln sollen, auch wenn ich selbst das in der wissenschaftlichen Diskussion gelegentlich vermisse. Mich würde nun interessieren, da Sie ja selbst ausführten, dass Sie sich mit dem Gedankensystem der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft anfreunden konnten, welche geistigen Engen aus Ihrer Sicht die bürgerliche Geschichtswissenschaft, die ja heute die einzige ist, die der westlichen Welt noch zugänglich ist, hat.

Georg Moll:

Zunächst würde ich meinen, dass ich die geistige Enge, die wir in unserer Arbeit hatten, nicht Karl Marx anlasten würde. Das würde ich uns anlasten, um das noch einmal klar zu stellen.

Mir ist das neulich auch klar geworden, auf einem Lateinamerika-Symposium, wo Professor Werz davon sprach, dass letztlich doch die, wenn ich einmal diese pauschale Beschreibung verwenden darf, dass diese bürgerliche Geschichtsschreibung davon ausgeht, dass die Welt, in der wir hier leben, dann letztlich, bei allen Mängeln, doch die beste aller Welten sei und dass es eigentlich keine Alternative gäbe. Das scheint mir ein zentraler Punkt zu sein. Ich meine aber, dass das ein grundlegender Irrtum ist. Alle Systeme der menschlichen Gesellschaft, die es bisher gegeben hat, waren – wenn ich jetzt sage, sind zu Grunde gegangen, hört sich das etwas komisch an – irgendwann am Ende und es gab neue. Und was

wissen wir heute, was am Ende dieses Jahrhunderts, wenn ich mit Sicherheit mausetot bin, Sie möglicherweise nicht, aus der Welt werden wird. Ich glaube, dass hier eigentlich viel zu wenig über die Grenzen des real existierenden Kapitalismus hinaus gedacht wird. Und da denke ich manchmal, dass unsereins, also Leute wie ich, für die ja irgendwann einmal eine Welt zusammenbrach, von der sie meinten, sie sei ewig, und die bis kurz vor dem Ende auch einem Hager geglaubt haben, der sagte, dies sei die Epoche des weltweiten Übergangs zu und so weiter, aber Pustekuchen und April, April, dass wir diese Erkenntnis anderen voraus haben. Denen die einfach meinen, hier gibt es Mängel und da macht man Reformen und so weiter, aber die Sache ist im Grunde genommen okay und existiert und wird weiter existieren. Ich halte das für einen tragischen Irrtum.

Kersten Krüger:

Ich bin jetzt selbst auf der Rednerliste. Erkenntnistheoretisch möchte ich da gerne anknüpfen. Das was wir da bürgerliche Geschichtswissenschaft nennen, ist gar keine. Sie ist die absolute Freiheit, fast schon die Freiheit der Beliebigkeit und sie lässt sich auch nicht auf diese verengte Perspektive reduzieren, wiewohl ideologiekritisch wir genau das in den Schriften bei vielen oder der Mehrheit gegenwärtig ablesen können, dass Sie die Gegenwart für das Beste halten und so ganz konservativ sind. Aber die fallen ja noch hinter Ranke zurück, der ja selbst gesagt hat, alles ist historisch und damit veränderbar. Vom kritischen Rationalismus aus kommt es eben darauf an, dass wir sehr wohl die Welt kritisch sehen können, aber wir müssen uns darüber unterhalten, nach welchen Standards. Ich möchte das aber noch verbinden mit dieser Frage unserer Kontroverse, die wir leider inhaltlich nie ausdiskutiert haben. Der Vorwurf, den ich damals erhob, und dabei bleibe ich bis heute, ist, dass die Ausbildung der Studierenden, vor allem im Bereich der Lehrerbildung, zu wenig Forschung beinhaltete. Herr Moll, ich säße nicht hier, wenn ich nicht in der Außenwahrnehmung die Agrargeschichte von Heitz – und Sie gehören ja dazu mit Ihrer Untersuchung, die mir ja längst bekannt war –, wenn ich nicht diesen guten Eindruck von den wissenschaftlichen Leistungen der Sektion Rostock gehabt hätte. Dann wäre ich doch nicht in diesen Laden gegangen. Nein, warum sollte ich denn das? Ich konnte doch nach Oldenburg gehen oder konnte in Hamburg bleiben. Warum denn? Ich bin doch hierher gekommen, weil es hier Potenzial gab, an das anzuknüpfen war, das sich lohnte zu entwickeln. Und das, was wir vom Humboldt'schen Prinzip her von unseren Studis verlangen ist das forschende Lernen von Anfang an und das war – und das verbindet sich mit meiner zweiten und dritten Frage nach der Dritten, sozialistischen Hochschulreform – ja eigentlich nicht gegeben. Denn das Studium bestand ja, das hat auch Herr Kosche mir bestätigt, aus einem Standardwissen, das gelehrt, sagen wir polemisch, auswendig gelernt, in Prüfungen präsentiert und dann in der Schule weitergegeben wurde. Nach meiner Wahrnehmung fand in der Geschichte die

Trennung zwischen Lehre und Forschung statt. Und an der Stelle haben wir nicht genügend miteinander diskutiert. Die wissenschaftliche Leistung der Sektion Geschichte habe ich nie in Abrede gestellt oder nie in Abrede stellen wollen. Es bezieht sich auf das Ausbildungssystem, das ich, wie ich meine – ich habe die ersten Staatsexamen hier angenommen – sehr schnell habe umstellen können auf das Humboldt'sche Prinzip. Und das waren doch die Studenten, die Sie ausgebildet hatten. Ich habe Ihnen damals gesagt, Sie brauchen sich doch nicht zu schämen für die Ausbildung. Nun ist die Frage, ob Sie dazu noch Stellung nehmen wollen.

Georg Moll:

Also ich denke, was unsere Ausbildung betraf – übrigens das mit der Trennung von Forschung und Lehre sehe ich etwas anders –, aber dass unsere Ausbildung ihre Mängel hatte oder ihre Schwächen oder wie auch immer, oder auch zentrale Schwächen, das leugne ich nicht. Ich glaube aber, dass hier die Stärken und die Schwächen ganz dicht beieinander liegen. Nämlich bei Ihnen heute, entschuldigen Sie, wenn ich das so sage, ohne dass ich das in allem exakt sagen könnte, läuft alles ein bisschen sehr auseinander. Aber andererseits hatten wir immer Randgebiete, die kamen zu kurz und so weiter. Insofern würde ich sagen: sowohl als auch. Und sehen Sie es mir nach, wenn ich in diesem Punkt dann doch ein bisschen nostalgisch bin. In einem würde ich Ihnen natürlich auch heute absolut widersprechen: Mit auswendig lernen in Prüfungen – bei Lehmann und bei Moll jedenfalls nicht! Wer da für die Prüfungen nur auswendig gelernt hatte, der brauchte gar nicht erst zu erscheinen.

Kersten Krüger:

Gibt es weitere Wortmeldungen? Wenn das nicht der Fall ist, dann schließen wir die Sitzung mit dem Dank an unseren Referenten und an unsere Korreferenten. Ich glaube, das dürfen wir uns erlauben aus dieser Perspektive: Es war aufrichtig, es war ehrlich, es war eindrucksvoll und in jedem Falle eine Bereicherung. Die Referenten haben uns Freude und Bereicherung gebracht, indem wir Vertreter der Universität Rostock, der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, verschiedener Fächer bei uns zu Gast haben, die aus ihrem Leben berichten und nicht so sehr über die institutionellen Dinge sprechen, sondern über ihre ganz persönlichen Entscheidungen und Leistungen. Unsere heutigen Gäste waren ehrlich genug, auch etwas über Selbstzweifel zu berichten. Ich glaube, kein Mensch ist ohne solche Zweifel. Aber je älter man wird, desto starrsinniger vielleicht und unwilliger etwas zuzugeben – so das gängige Vorurteil –, aber das Gegenteil hat Herr Moll heute bewiesen. Wir dürfen uns bedanken. Es dient der Wissenschaft.

Rostocker Universitätszeitung

Herausgegeben vom Rektor der Universität Rostock

Die „Regierung“ steht – nun kann es losgehen

Am 7. Juni sollte das außerordentliche Konzil zum dritten Mal togen. Die Wahl des neuen Prorektors stand an. Die Kandidatensuche gestaltete sich im Vorfeld aber schwierig. Magnifizenz Moeß sprach nicht weniger als 14 (!) potentielle Kandidaten an, doch am Ende waren nur zwei bereit, für das Amt des Prorektors zu kandidieren: Prof. Georg Moll (SGE) und Prof. Ernst-Rüdiger Kiesow (Theologische Fakultät). Besonders unruhlich tat sich bei den Absagen wiederum der Bereich Medizin hervor. Bei allem Verständnis für die Gründe der Kandidaten bei ihrer Absage bleibt hier doch ein Befremden zurück, zumal, wenn man bedenkt, wie massiv die Mediziner teilweise ihre Interessen auf dem Konzil vertreten haben.

Die Konzilsitzung selbst war dann ein schwierigeres Unterfangen als zunächst erwartet. Bei der Vorstellung der Kandidaten gab es erhebliche Diskussionen um die Person von Prof. Moll. Der Rektor hatte seine Kandidatur als Zeichen gewertet. Die Gesellschaftswissenschaften sollten nicht ausgegrenzt werden, trotz der z. T. problematischen Rolle, die ihre Vertreter in den zurückliegenden Jahren gespielt haben. Prof. Moll edegte sich selbst schonungslose Offenheit auf und vertrat seinen Standpunkt nicht ohne Überzeugungskraft. Unruhig wurde es im Saal, als die Sprache auf die Verbindungen zwischen DIB (Prof. Moll war bis 1975 Direktor) und ehemaligem MfS kam. Prof. Moll bestätigte, daß Akten laufend von Mitarbeitern dieser Institution mitgelesen worden seien, er darin aber keinen Verstoß gegen geltendes Recht gesehen habe. Seine in diesem Zusammenhang geäußerte Weigerung, die Ehrenerklärung betreffs Kontakten zum MfS zu unterzeichnen, löste eine heftige Debatte um seine Kandidatur aus. Schließlich wurde die Entscheidung für oder gegen ihn im Interesse der Demokratie dem eigentlichen Wahllokt überlassen.

Sehr viel unspektakulärer verlief die Vorstellung von Prof. Kiesow. Er betonte vor allem sein Engagement für den sozialen Aspekt der bevorstehenden Universitätsreform und sah eine wichtige Rolle des Prorektors darin, hier Ansprechpartner zu sein. Wer nun allerdings geglaubt hatte, der Wahlakt sei eine mehr formale Angelegenheit, sah sich getäuscht. Das Ergebnis entsprach der allgemeinen Erwartung: der neue Prorektor heißt Prof. Kiesow (108 Stimmen), aber Prof. Moll erhielt doch 86 Stimmen, die man vielleicht als Zeichen dafür werten darf, daß sein Mut, sich der zu erwartenden scharfen Debatte zu stellen, honoriert wurde.

Neben der Wahl des Prorektors diskutierte und beschloß das a. o. Konzil ein Papier, in dem die „Aufgaben und Befug-

nisse des Rektors der Universität Rostock“ fixiert sind. Der Rektor ist auf zwei Jahre gewählt und dem Senat und dem a. o. Konzil rechenschaftspflichtig. Hier wurden demokratische „Bremsen“ eingebaut, die eine Machtfülle unseeligen Angedenkens verhindern sollen. Trotzdem ist der Rektor



Blumenstrauß und erste Glückwünsche vom „Chef“ für Prof. Ernst-Rüdiger Kiesow zur Wahl als Prorektor.

Foto: Ladewig (FBS)

nicht zur Handlungsunfähigkeit verdammt, denn er kann in dringenden Fällen allein entscheiden, muß sich die Entscheidung dann aber bestätigen lassen. Sie können von Senat oder a. o. Konzil auch wieder aufgehoben werden. Der Prorektor ist der Vertreter des Rektors und wird in der Praxis sicher einen Teil dessen Pflichten wahrnehmen.

Die „Regierung“ der Universität steht also und hat ihre Arbeit bereits aufgenommen. Die ersten Senatssitzungen zeigen, daß eine wahre Sisyphusarbeit vor ihr liegt. Eigentlich müssen fast alle Probleme (Umstrukturierung von Lehre und Forschung, Verwaltungsreform) gleichzeitig angegangen werden, eine schier unlösbare Aufgabe. Dazu kommt die unsichere Finanzlage der Universität. Der Senat findet allmählich zu konstruktiver Arbeit. Die Zusammensetzung läßt fruchtbare Diskussionen erwarten, die alle Interessen berücksichtigen. Geduld wird vonnöten sein, aber jetzt kann und muß es losgehen.

Klaus-Michael Bull

Die „Regierung“ steht – nun kann es losgehen

Am 7. Juni sollte das außerordentliche Konzil zum dritten Mal tagen. Die Wahl des neuen Prorektors stand an. Die Kandidatensuche gestaltete sich im Vorfeld aber schwierig. Magnifizenz Maeß sprach nicht weniger als 14 (!) potentielle Kandidaten an, doch am Ende waren nur zwei bereit, für das Amt des Prorektors zu kandidieren: Prof. Georg Moll (SGE) und Prof. Ernst-Rüdiger Kiesow (Theologische Fakultät). Besonders unrühmlich tat sich bei den Absagen wiederum der Bereich Medizin hervor. Bei allem Verständnis für die Gründe der Kandidaten bei ihrer Absage bleibt hier doch ein Befremden zurück, zumal, wenn man bedenkt, wie massiv die Mediziner teilweise ihre Interessen auf dem Konzil vertreten haben.

Die Konzilsitzung selbst war dann ein schwierigeres Unterfangen als zunächst erwartet. Bei der Vorstellung der Kandidaten gab es erhebliche Diskussionen um die Person von Prof. Moll. Der Rektor hatte seine Kandidatur als Zeichen gewertet. Die Gesellschaftswissenschaften sollten nicht ausgegrenzt werden, trotz der z. T. problematischen Rolle, die ihre Vertreter in den zurückliegenden Jahren gespielt haben. Prof. Moll erlegte sich selbst schonungslose Offenheit auf und vertrat seinen Standpunkt nicht ohne Überzeugungskraft. Unruhig wurde es im Saal, als die Sprache auf die Verbindungen zwischen DIB (Prof. Moll war bis 1975 Direktor) und ehemaligem MfS kam. Prof. Moll bestätigte, daß Akten laufend von Mitarbeitern dieser Institution mitgelesen worden seien, er darin aber keinen Verstoß gegen geltendes Recht gesehen habe. Seine in diesem Zusammenhang geäußerte Weigerung, die Ehrenerklärung betreffs Kontakten zum MfS zu unterzeichnen, löste eine heftige Debatte um seine Kandidatur aus. Schließlich wurde die Entscheidung für oder gegen ihn im Interesse der Demokratie dem eigentlichen Wahlakt überlassen.

Sehr viel unspektakulärer verlief die Vorstellung von Prof. Kiesow. Er betonte vor allem sein Engagement für den sozialen Aspekt der bevorstehenden Universitätsreform und sah eine wichtige Rolle des Prorektors darin, hier Ansprechpartner zu sein. Wer nun allerdings geglaubt hatte, der Wahlakt sei eine mehr formale Angelegenheit, sah sich getäuscht. Das Ergebnis entsprach der allgemeinen Erwartung: der neue Prorektor heißt Prof. Kiesow (108 Stimmen), aber Prof. Moll erhielt doch 86 Stimmen, die man vielleicht als Zeichen dafür werten darf, dass sein Mut, sich der zu erwartenden scharfen Debatte zu stellen, honoriert wurde.

Neben der Wahl des Prorektors diskutierte und beschloß das a. o. Konzil ein Papier, in dem die „Aufgaben und Befugnisse des Rektors der Universität Rostock“ fixiert sind. Der Rektor ist auf zwei Jahre gewählt und dem Senat und dem a. o. Konzil rechenschaftspflichtig. Hier wurden demokratische „Bremsen“ eingebaut, die eine Machtfülle unseligen Angedenkens verhindern sollen. Trotzdem ist der Rektor nicht zur Handlungsunfähigkeit verdammt, denn er kann in dringenden Fällen allein entscheiden, muß sich die Entscheidung dann aber bestätigen lassen. Sie können von Senat oder a. o. Konzil auch wieder aufgehoben werden. Der Prorektor ist der Vertreter des Rektors und wird in der Praxis sicher einen Teil dessen Pflichten wahrnehmen.

Die „Regierung“ der Universität steht also und hat ihre Arbeit bereits aufgenommen. Die ersten Senatssitzungen zeigen, dass eine wahre Sisyphusarbeit vor ihr liegt. Eigentlich müssen fast alle Probleme (Umstrukturierung von Lehre und Forschung, Verwaltungsreform) gleichzeitig angefangen werden, eine schier unlösbare Aufgabe. Dazu kommt die unsichere Finanzlage der Universität. Der Senat findet allmählich zu konstruktiver Arbeit. Die Zusammensetzung läßt fruchtbare Diskussionen erwarten, die alle Interessen berücksichtigen. Geduld wird vonnöten sein, aber jetzt kann und muß es losgehen.

Klaus-Michael Bull

Die Mathematik an der Universität Rostock

Von Daniel Reißmann

Durch die Bulle vom 13. Februar 1419, ausgestellt von Papst Martin V., wurde Rostock die Errichtung eines Studium generale ermöglicht. Damit begann auch die Geschichte des Faches der Mathematik in Rostock. Eine eigenständige Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät besteht jedoch erst seit dem 28. Juli 1951.

Die Artistenfakultät, die jeder Student durchlaufen musste, lehrte die sieben freien Künste – *septem artes liberales* – als Voraussetzung für das Studium an den anderen Fakultäten. Die sieben Fächer teilten sich in das Trivium – Grammatik, Rhetorik, Dialektik – und das Quadrivium – Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Mathematik war also stark vertreten, darin wurde Basiswissen vermittelt. Die Arithmetik umfasste die Grundrechenarten, die Geometrie die ersten drei Bücher des Euklid, die Astronomie die Bewegungen der Planeten, um die kirchlichen Feiertage berechnen zu können. Die Mathematik teilte sich in zwei Gruppen: die niedere und die höhere – *mathematica inferior et superior*. Erstere behandelte vorwiegend Probleme aus dem mechanisch-physikalischen Bereich und solche technischer Art. Letztere beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Erscheinungen und bildet so den Vorläufer der heutigen Biologie und Chemie.

Mit dem Vertrag zwischen dem Herzögen von Mecklenburg und der Stadt Rostock – der *formula concordiae* – setzte durch wesentlich verbesserte Finanzierung eine Blütezeit der Universität ein. Im so genannten Kompatronat hatten Herzog und Stadt gemeinsam die Hoheit und damit die finanzielle Verantwortung über die Universität inne. Nach den neuen Statuten von 1564 unterhielten der Herzog eine Professur für höhere Mathematik, die Stadt je eine für niedere Mathematik und für Physik mit Metaphysik. Mit dem Dreißigjährigen Krieg geriet die Universität in eine Krise, weil sich die finanzielle Lage verschlechterte und die Zahl der Studenten zurückging. Das Fach Mathematik wurde jedoch weitergeführt.

Das 1827 vereinbarte Ende des Kompatronats ließ die Universität Rostock zu einer reinen Landesuniversität werden. Damit begann ein langsamer Ausbau der Universität, allein finanziert aus der Staatskasse. Die Mathematik erhielt im 1844 errichteten Neuen Museum – seit 1870 Teil des neuen Hauptgebäudes – Räumlichkeiten, die sie bis heute innehat. Am 27. Februar 1879 erhielt das Fach durch Gründung des mathematisch-physikalischen Seminars einen festen institutionellen Rahmen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Seminar in ein Mathematisches Seminar und ein Physikalisches Institut getrennt.

In den folgenden Jahren änderte sich die Ausrichtung der Mathematik. Schon am 13. Mai 1919 erklärte die Philosophische Fakultät gegenüber der Meck-

lenburg-Schwerinschen Volksregierung die Notwendigkeit zur Errichtung eines Seminars für Angewandte Mathematik.¹ Die räumliche Nähe zur in Rostock entstehenden Luftfahrt brachte gute Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Industrie. Erste Ansätze bildete die Schenkung des Deutschen Luftflottenvereins in Höhe von 60.000 Mark. Diese Stiftung diente der Luftfahrt „zur Erforschung des Luftmeers zu Gunsten der Luftfahrt“. Der Luftflottenverein räumte der Universität das Recht ein, „die Luftwarte für Lehr- und Forschungsaufgaben mit zu benutzen“.² Diese Möglichkeit ist vergleichbar mit dem späteren Nutzrecht des Windkanals der Ernst Heinkel Flugzeugwerke (EHF). Mit der Ansiedlung der EHF in Rostock vertiefte sich die Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Industrie auf dem Gebiet der Mathematik. In Würdigung seiner Verdienste wurde Ernst Heinkel, Gründer der EHF, 1932 zum Doktor der Philosophie honoris causa ernannt. Die Zusammenarbeit zeigte sich, indem bei der Besetzung einer der Professuren gezielt nach Mathematikern mit der Ausrichtung Flugzeugbau gesucht wurde. Im Jahr 1937 stellte Ernst Heinkel eine Stiftung zur Gründung des Seminars für Angewandte Mathematik in Aussicht. Nach Erfüllung der Bedingungen, zu der auch die Suche eines geeigneten Fachvertreters gehörte, kam es zur Stiftung.

Bei der Wiedereröffnung der Universität 1946 gab es keinen Hochschul-lehrer für Mathematik. Rudolf Schröder, ein Rostocker Oberschullehrer, hielt die ersten Vorlesungen ab. Nachdem die Lehrstühle ab 1948 wieder besetzt waren, wurde das Mathematische Seminar in Mathematisches Institut umbenannt. Im Zuge der Dritten Hochschulreform 1968 wurde die Sektion Mathematik gegründet, erweitert um Didaktik und das Rechenzentrum 1969. Der wissenschaftliche Umfang hatte sich stark vergrößert, von den anfänglichen Grundrechenarten hin zur Analysis, Algebra, Numerischen Mathematik und Rechentechnik.

Nach der politischen Wende in der DDR wurde im November 1990 die Sektion Mathematik zum Fachbereich Mathematik mit einem frei gewählten Fachbereichsrat umgestaltet. Angegliedert wurden 1991 die Mathematikabteilungen der Ingenieurhochschule Warnemünde/Wustrow und der Pädagogischen Hochschule Güstrow.

Quellen: Universitätsarchiv Rostock, Phil. Fak. 237, 238, 241, 244; Rek. R2 F13/4, K6c/906, R13 N7.

Literatur: Engel Wolfgang: Mathematik und Mathematiker an der Universität Rostock 1419-2004. Rostock 2004 (Rostocker Mathematisches Kolloquium 60).

¹ Universitätsarchiv Rostock, Phil. Fak. 241.

² Ebenda, Rek. R 2F13/4.

Engel, Wolfgang



Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000914)
 vom 13.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1959-61 Professor mit Lehrauftrag für Mathematik 1961-65 Professor mit vollem Lehrauftrag für Mathematik 1965-69 Professor mit Lehrstuhl für Mathematik 1969-93 o. Professor für Theoretische Mathematik (Algebra und Geometrie)
<i>Fakultät:</i>	Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1951-1968) Sektion Mathematik (1968-1990) Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Institut für Mathematik

<i>Weitere Vornamen:</i>	Karl
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 10.04.1928 in Ammendorf (Saalkreis, heute Stadtteil von Halle)
<i>Vater:</i>	Karl Engel
<i>Mutter:</i>	Anna Engel geb. Dietlein
<i>Kurzbiographie:</i>	
1946	Abitur, Halle
1946-50	Studium Mathematik und Physik, Univ. Halle
1951-58	wiss. Assistent und Oberassistent mit Lehraufträgen am 1. Mathematischen Institut, ab 1958 Dozent für Mathematik, Univ. Halle
1959-93	Professor für Mathematik, Univ. Rostock
01.05.1993	Ruhestand, aber bis 1997 Vorlesungen im Lehrauftrag, Mitwirkung bei Promotionen und Prüfungen

Akademische Abschlüsse:

Studienabschluss:	1950 Prüfung für das Lehramt an Oberschulen (Mathematik und Physik), Univ. Halle
Promotion:	1953 Dr. rer. nat., Univ. Halle
Habilitation:	1957 Dr. rer. nat. habil., Univ. Halle

Akademische Selbstverwaltung:

1962-64	Dekan
1964-66	Prodekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
1964-67	Fachrichtungsleiter Mathematik
1966-69	Prorektor für die Planung der wiss. Entwicklung
1968-90	Mitglied im Wissenschaftlichen Rat der Univ. und Mitglied der Fakultät für Mathematik, Physik und Technische Wissenschaften
1968-73	Wissenschaftsbereichsleiter Algebra und Geometrie
1974-86	Direktor der Sektion Mathematik
1986-90	Wahlsenator
1986-90	Prodekan
1990-91	Dekan

Funktionen:

1963-69	Mitglied der Zentralen Staatlichen Kommission Mathematik (zur Modernisierung des Mathematikunterrichts) beim Ministerium für Volksbildung
1963-90	Mitglied und Vorsitzender (1963-67) der Zentralen Fachkommission für Mathematik (zur Gestaltung der Mathematiklehrerausbildung) des Ministeriums für Volksbildung / für Hoch- und Fachschulwesen
1963-90	Mitglied und Vorsitzender (1974-81) der Mathematischen Gesellschaft der DDR
1963-90	Zentrales Komitee für die Olympiaden Junger Mathematiker (Mitglied, 1963-1974 Vorsitzender, 1981-1990 Beauftragter des Vorsitzenden der Mathematischen Gesellschaft, 1965 und 1974 Präsident der Jury und Gesamtleitung der 7. bzw. 16. Internationalen Mathematikolympiade)
1972-90	Mitglied des Rates für akademische Grade beim Minister für Hoch- und Fachschulwesen
1974-90	Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates für Mathematik beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen (zur Gestaltung der Mathematikausbildung der Diplommathematiker, Naturwissenschaftler und Ingenieure)
1975-90	korrespondierendes, ab 1987 ordentliches Mitglied der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, Mitglied der Wissenschaftlichen Räte Mathematikunterricht, für Spezialschulen mathematisch-naturwissenschaftlich-technischer Richtung

- 1976 Gründer der Schriftenreihe "Rostocker Mathematisches Kolloquium", Heft 1 (1976)-
- 1981-84 Mitglied des Nationalkomitees für Mathematik, Mechanik, Kybernetik und Informationsverarbeitung bei der Akademie der Wissenschaften der DDR
- 1982-83 Vorsitzender des Euler-Komitees bei Akademie der Wissenschaften der DDR
- 1989-92 Mitglied des Committee of the World Federation of National Mathematics Competitions
- 1990-2000 Mitglied des Kuratoriums Bundeswettbewerb Mathematik

wissenschaftliche Mitgliedschaften:

- Mathematische Gesellschaft der DDR
 Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR
 Centro Ricerche Didattiche Ugo Morin (Italien)
 Deutsche Mathematiker-Vereinigung e.V.
 Mathematik-Olympiaden e.V. (seit 1998 Ehrenmitglied)

Ehrungen:

- 1965, 1971, 1974 Theodor-Neubauer-Medaille (1965 in Gold, 1971 und 1974 im Kollektiv)
- 1969 Ehrennadel der Univ. Rostock
- 1969 Vaterländischer Verdienstorden (Bronze)
- 1975 Humboldt-Medaille (Bronze, im Kollektiv)
- 1977 Gauß-Ehrenplakette des Gauß-Komitees bei der Akademie der Wissenschaften der DDR
- 1980 Nicolai-Obreschkoff-Medaille der Bulgarischen Mathematischen Gesellschaft
- 1983 Verdienter Lehrer des Volkes
- 1983 Euler-Gedenk-Medaille des Euler-Komitees bei der Akademie der Wissenschaften der UdSSR
- 1983 Euler-Ehrenmedaille des Euler-Komitees bei der Akademie der Wissenschaften der DDR
- 1986 Ehrenmedaille der Mathematischen Gesellschaft der DDR
- 1987 Universitäts-Preis für Erziehung und Ausbildung der Univ. Rostock (im Kollektiv)
- 1989 Paul-Erdős-Award of the World Federation of National Mathematics Competitions
- 2001 Ehrennadel des Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalt

Werke (Auswahl):

- Über die Cremona-Transformation von zwei Ebenen. *Publicationes Mathematicae Debrecen* 1960.
- Über die Derivationen eines Polynomrings. *Math.Nachr.* 1962.

Leiter des Herausgeberkollektivs der Studienbücherei - Mathematik für Lehrer. 20 Bände. 1973-1991.

Zus. m. U. Pirl. Aufgaben mit Lösungen aus Olympiaden Junger Mathematiker der DDR. 1.1972, 2.1975.

Zus. m. U. Pirl. Mathematik in Aufgaben. 1990.

Mathematik und Mathematiker an der Universität Rostock 1419-2004. Rostock Math. Kolloq. 2005.

Quellen:

eigene Angaben

Weitere Literatur:

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, 9.Aufl. 1961; 20.Aufl. 2005. Bd. 1, S.722.

Who is who in the world. 12.Ed. – 19.Ed. New Providence (NJ): Marquis Who's Who 1995–2002.

Meyers Neues Lexikon, 2.Aufl., Bd.4, S.270 (1972).

Baumgartner, Gabriele / D. Hebig. Biographisches Handbuch der SBZ/DDR. 1945 - 1990. Bd.1. A - L. München u.a.: Saur 1996. S. 160.

Wer war wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch. Hrsg. B.-R.Barth, Chr. Links, H. Müller-Enbergs, J. Wielgohs. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1995.

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Wolfgang Engel am 8. Dezember 2006

Kersten Krüger:

Herr Prof. Dr. Wolfgang Engel ist Mathematiker. Wir hatten neulich schon erfahren, dass es einen Unterschied gibt zwischen den Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen Seite und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite, und die Mathematiker gehörten zu denjenigen, die sich auf bestimmte Positionen zurückziehen konnten. Es gibt keine marxistische Mathematik, zwei und zwei ist in allen Gesellschaftsformationen vier, Naturwissenschaften spielten im Sozialismus eine andere Rolle als Geistes- oder Sozialwissenschaften. Nun darf ich unserem befreundeten Kollegen das Wort erteilen.

Wolfgang Engel:

Dankeschön. Ich wurde 1928 in Ammendorf geboren. Ammendorf war damals ein Industriedorf, geprägt durch eine bedeutende Braunkohlenindustrie, chemische Industrie und die Waggonfabrik, die bis in die letzten Jahre eine Rolle spielte. Es hatte also eine sehr starke Arbeiterschaft und wurde deshalb oft als rotes Ammendorf bezeichnet. Mein Vater war Mittelschullehrer, ich durchlief dort die Grundschule und später die Oberschule der Franckeschen Stiftungen (nach dem damaligen Sprachgebrauch, heute würde sie Gymnasium heißen). Ich bin einigermaßen glimpflich durch den Krieg gekommen, und als der Krieg zu Ende war, – vielleicht beeinflusst durch die Umgebung – wollte ich der SPD beitreten. Ehe das realisiert wurde, war ich dann aber in der SED. Da habe ich ein Jahr mitgemacht. Ich habe eigentlich gar nicht viel getan, sondern war ein Jahr Mitglied und fühlte dann, dass ich da nicht hingehöre, habe mich nicht weiter beteiligt und das dann allerdings erst schriftlich 1948 kundgemacht. Das hat mir später sehr viel Ärger und Diskussionen eingebracht, aber letzten Endes bin ich überall durchgekommen. Ich habe 1946 an den Franckeschen Stiftungen das Abitur abgelegt, studierte dann Mathematik, Physik und anfangs auch Chemie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, habe 1950 das Staatsexamen in Mathematik und Physik gemacht und wollte noch promovieren. Aber es gab nur eine einzige Assistentenstelle, die besetzt war, und so blieb ich das, was ich schon seit 1948 war, wissenschaftliche Hilfskraft. So hieß das damals und war ein Angestelltenverhältnis. Dann kam die erste Überraschung mit Beginn des Wintersemesters 1950, ich war gerade 22 Jahre alt. Mein akademischer Lehrer sagte mir, er müsse ins Krankenhaus und ich müsste seine große Vorlesung für die Anfänger und das Seminar halten. Es war die vierstündige Vorlesung Analysis mit zweimal zwei Stunden Übungen und auch noch ein Seminar für zehn Staatsexamenskandidaten. Das habe ich ein ganzes Semester lang gemacht und konnte an der Promotion kaum arbei-

ten. Im nächsten Semester kam er wieder, aber nun musste der zweite Professor ins Krankenhaus. Da musste ich die nächste Vorlesung halten. Das war Funktionentheorie II, also eine Vorlesung für das fünfte Semester. Na, das habe ich dann auch überstanden und seitdem habe ich fast ohne Unterbrechung bis 1997 Vorlesungen gehalten.

In Halle habe ich 1953 promoviert und mich 1957 habilitiert. Danach sollte ich sofort Dozent werden, das war damals so usus, denn es gab nur wenige Hochschullehrer für Mathematik in der DDR. Der Antrag der Fakultät wurde zunächst nicht realisiert, ich wurde nicht ernannt. Es gab also offensichtlich viele Diskussionen um mich. Ich vermutete, dass es damit zusammenhing, dass ich die SED verlassen hatte. Aber erst nach der Wende, nach dem Studium meiner Stasiakte wurde ich informiert, was da war. Es gab jemanden, der mich als Agent bezeichnete, weil ich zusammen mit einem Kommilitonen studiert hatte, der später SPD-Wissenschaftssenator von Westberlin wurde (vielleicht kennt jemand den Namen Karl-Heinz Evers). Dieser leitete Mitte der 50er Jahre die Betreuungsstelle für Oststudenten in Berlin und das hängte man mir nun alles an. Aber es hat offensichtlich doch eine Reihe von Studenten und Kollegen gegeben, die mich unterstützt haben. Jedenfalls wurde ich 1958 Dozent an der hallischen Universität und bekam 1959 die Berufung als Professor mit Lehrauftrag an die Universität Rostock. Vorher hatte es schon Versuche zu einer Berufung an eine Technische Hochschule gegeben, aber das konnte ich noch verhindern, denn es gibt eigentlich die alte Regel, dass die Erstberufung nicht ausgeschlagen werden darf.

Da wir nun speziell über Rostock sprechen, möchte ich zunächst über die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät von 1959 berichten. Das war eine sehr klassische Fakultät. Es gab von den ordentlichen Professoren, also damals Professor mit Lehrstuhl, mit vollem Lehrauftrag oder mit Lehrauftrag, niemanden, der in der SED war. Es gab nur einen Wahrnehmungs-Professor, der der SED angehörte. Also Sie sehen, wir waren eine „bürgerliche Fakultät“. Das mag also schon der große Unterschied gegenüber den Geisteswissenschaften sein, die stärker politisch ausgerichtet waren. Und es gab aber auch sonst an dieser Universität noch eine Reihe von Dingen, die heutzutage vielleicht undenkbar sind. Also zum Beispiel luden sich Professoren unserer Fakultät reihum zu einem geselligen Abend in der Wohnung ein. Dann lud die Ehefrau des Rektors, das war also in meiner ersten Zeit Prof. Schick,¹ die Professorenfrauen zu Treffen ein. Es gab also ein „Damenkränzchen“ der Universität, das natürlich schon ein bisschen Niveau hatte, denn es wurden Institute besichtigt oder es waren Schriftsteller eingeladen und dann gab es natürlich Kaffee hinterher.

¹ Prof. Dr. Rudolf Schick, Landwirtschaftliche Fakultät, Rektor 1959-1965. Siehe: Die Rektoren der Universität Rostock 1419-2000. Hrsg. v. Angela Hartwig und Tilmann Schmidt. Rostock 2000 (Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock 23).

Zum Rat der Fakultät gehörte auch ein Vertreter des marxistisch-leninistischen Grundstudiums, das war natürlich dann ein Genosse. Später gehörten dazu: ein Dozentenvertreter, ein Studentenvertreter (FDJ-Sekretär), Gewerkschaftsvertreter. Das waren aber vernünftige Leute. Wir haben uns sehr gut verstanden, so dass wir eigentlich von einer sozialistischen Universität da überhaupt gar nicht reden können.

Es war damals usus, dass die neu berufenen Professoren, wenn es irgendwie ging, erst mal Dekan werden. So bin ich schon 1962 zum Dekan gewählt worden und musste mich mit allen Problemen herumschlagen, die es für einen Dekan zu tun gibt. Danach wurde ich Prodekan, und in dieser Zeit rief mich der damalige parteilose Rektor Schick zu sich und sagte, ich solle Prorektor werden. Es gab damals einen Prorektor für Forschung, der hieß allerdings dann, als ich es wurde, Prorektor für Planung der wissenschaftlichen Entwicklung (ohne den gesellschaftswissenschaftlichen Bereich), es war also eine wissenschaftliche, besser eine wissenschafts-organisatorische Aufgabe. Das war ich dann von 1966 bis 1969. Da damals auch Profilierungsmaßnahmen im Gange waren, so ähnlich wie das heute ist, sollte ich eigentlich nach Berlin oder nach Halle berufen werden, aber zuerst wurde das von Rostock abgelehnt und dann war auch meine Familie dagegen. Die fand Rostock viel schöner als Berlin oder Halle und so bin ich in Rostock geblieben und habe 1974 die Sektion Mathematik übernommen und bis 1986 geleitet. Meine Ablösung erfolgte wegen unzureichender politischer Einflussnahme auf die Sektionsangehörigen und weil zwei Professoren, die SED-Mitglieder waren, die Ausreise in die Bundesrepublik beantragt hatten.

Nebenbei habe ich die Mathematik-Olympiaden in der DDR im Wesentlichen aufgebaut und Beiträge zur Modernisierung des Mathematikunterrichts geleistet. Ich bin stolz, dass es in der DDR nicht so überspitzte Maßnahmen gegeben hat wie in den alten Bundesländern, dass die Mengenlehre zu sehr in den Vordergrund gestellt wurde, und ich habe im Zusammenhang mit den Mathematik-Olympiaden mehr darauf gedrückt, dass man auch Probleme lösen musste. Diese Mathematik-Olympiaden habe ich 13 Jahre lang geleitet und habe auch zweimal bei internationalen Mathematik-Olympiaden präsiert. Ich war dann von 1974 bis 1981 Vorsitzender der mathematischen Gesellschaft der DDR, was auch etwas Besonderes war, weil ich der einzige Nichtgenosse unter den anderen Vorsitzenden der Gesellschaften war. Durch meine Aktivitäten für Mathematik in der Schule bin ich auch von 1975 bis 1990 Mitglied der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften gewesen.

Das wäre also im Schnellverfahren mein Lebenslauf, zu dem man dann natürlich noch zu irgendwelchen Fragen weitere Antworten geben kann. Dann will ich Ihnen sagen, was meine Stasi-Akte beinhaltet. Am interessantesten war die Stasi-Akte von Halle, das hatte ich schon vorhin erzählt. Die Rostocker Akte ist unvollständig, es muss also eine ganze Menge fehlen. Aber es gibt solche Dinge

wie einen Hinweis, dass ich 1983 in der BRD gewesen sei und dort den Rektor von Bielefeld in seiner Privatwohnung (die Adresse war genau angegeben) besucht hätte. Er war damals Vorsitzender der Deutschen Mathematikervereinigung. Ich bin aber 1983 gar nicht in Westdeutschland gewesen. Also muss irgendeiner auch wieder versucht haben, mir irgendetwas auszuwischen, ohne dass da irgendein handfester Grund war. Wir hatten vielfach Gäste, auch aus dem westlichen Ausland – das ist vielleicht auch etwas anders als in den Geisteswissenschaften gewesen – und da war vermerkt worden, dass ich einen Franzosen zu mir nach Hause eingeladen hatte, der versucht hätte, mich abzuschöpfen. In der Rostocker Stasi-Akte eines Verwandten steht dann über mich: „Professor Engel ist nicht Mitglied der SED, seine politische Haltung wird als loyal bewertet, wobei bei ihm in der Vergangenheit Probleme beim Erkennen gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge auftraten.“ Das war eine kritische Formulierung. „Professor Engel ist ein typischer Vertreter jener Wissenschaftlergeneration, die die Politik aus der Wissenschaft ausklammern möchte und antiquierten akademischen Positionen den Vorrang gibt. Als Leiter zeigt er gegenüber seinen Mitarbeitern wenig politisches Engagement.“ So viel zu meiner Biografie.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Daniel Reißmann und Kersten Krüger

Christian Pauer:

Ich möchte fragen, welche Anpassungsleistungen Sie als Nichtgenosse erbringen mussten. Sie haben ja – so weit ich es verstanden habe – eine beachtliche Karriere zumindest bis 1981 gemacht. Dieser Staat förderte Nichtgenossen in der Regel nicht sonderlich.

Wolfgang Engel:

Ich könnte mir vorstellen, dass doch vielleicht die fachlichen Leistungen eine Rolle gespielt haben, und wie Sie sehen, hatte ich ja das Glück, dass mir meine akademischen Lehrer vertraut haben, dass sie mir also ruck-zuck die Vorlesungen übertragen haben. Es gab dann eine Publikation, die ein bisschen internationale Beachtung gefunden hat. Das hat doch einiges bewirkt. Ich weiß nicht, ob Sie mit den Mathematik-Olympiaden irgendwie Berührung gehabt haben, das ist bei Historikern nicht ganz klar. Aber es war ja in sehr kurzer Zeit gelungen, damals bei Internationalen Mathematikolympiaden für die DDR Erfolge zu erzielen. Das hat mir sicher das Wohlwollen einiger Leute, insbesondere von Frau Honecker, der damaligen Volksbildungsministerin, gebracht. Das nützte mir, als mich einmal der Universitäts-Parteisekretär (Dr. R.) kritisierte. Er sagte, man könnte ja gegen mich gar nichts unternehmen, „die Genossin Honecker deckt Sie immer.“

Sebastian Leder:

Herr Engel, einer der Geschichtsprofessoren meinte scherzhaft, die Mathematiker seien ja ein bisschen Spinner gewesen und hätten sich aus der Politik herausgehalten. Inwieweit war das möglich, sich aus der Politik, aus dieser SED-Vernetzung und der Organisation herauszuhalten, das ist doch vom Verständnis her sehr schwierig? In der Mathematik ist zwar $2 + 2 = 4$, aber inwieweit konnten Sie sich dem entziehen, als die ankamen und sagten, Sie müssen in die SED eintreten oder es würde Repressionen geben.

Wolfgang Engel:

Es ging im Prinzip. Man konnte sich schon wehren.

Heiko Marski:

Sie haben es vorhin leicht heiter erzählt von den Frauen und ihren Kaffeekränzchen. Mich würde interessieren, wie viel Frauen gab es in der Naturwissenschaftlichen Fakultät, die auch als Wissenschaftlerinnen gearbeitet haben und welche Einstellung hatte das Kollegium dazu.

Wolfgang Engel:

Unter den Professoren der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät gab es 1959/60 eine Frau, und zwar die Mineralogin. Dozentinnen gab es nicht. Vier Assistentinnen waren aktiv. Mehr kann ich Ihnen natürlich über die Sektion Mathematik sagen, wenn Sie da nach den Frauen fragen. Also, wir hatten in der Mathematik 1986 neun Professoren und einen Honorarprofessor. Bei uns waren natürlich alle promoviert und hatten die Habilitation beziehungsweise damals die Promotion B. Mitglieder der SED hatten wir zwei. Nach der sozialen Stellung der Väter (entsprechend der in der DDR geltenden Einteilung) gab es drei Arbeiter (davon waren aber zwei Väter gefallen), einen Bauern, einen Handwerksmeister, einen Lehrer, drei Angestellte, kein Elternteil der Professoren war Akademiker. Nach Konfession waren vier evangelisch, einer römisch-katholisch, vier konfessionslos. Das Promotionsalter war im Durchschnitt 27,2 Jahre. Das Minimum war 25 Jahre, das Maximum war 30 Jahre. Das ist – glaube ich – auch ein großer Unterschied gegenüber den Geisteswissenschaftlern, die Mathematiker promovieren in sehr frühem Alter. Es gab den patzigen Ausdruck, wenn man bis 35 nichts geschaffen hat, dann kann man nur noch das machen, was man schon gelernt hat, dann kann man nichts Neues mehr finden. Das ist vielleicht ein bisschen übertrieben, aber es zeigt eben, man muss, um Mathematik zu betreiben, doch im jungen Alter darangehen, damit einem die entsprechenden Gedanken kommen. Das Berufungsalter war im Durchschnitt 36,6 Jahre. Die Zeit zwischen Promotion und Habilitation betrug im Durchschnitt 5,3 Jahre. Von den zehn Professoren kamen acht von anderen Universitäten oder der Akademie der Wissenschaften, es waren also viele Fremdbeförderungen. Einer kam von der Technischen Fakultät in Rostock und einer hatte in Rostock studiert, aber ein zweijähriges Zusatzstudium an der Moskauer Staatlichen Universität absolviert. Bei den zehn Professoren war keine Frau dabei, unter den sechs Dozenten eine Frau. Alle Zahlen beziehen sich auf September 1986.

Heiko Marski:

Es ging mir eher um die Einstellung der Kollegen, es gibt ja heute noch die Einstellung, Frauen taugen nicht zur Mathematik.

Wolfgang Engel:

Nein, das Problem ist sicher, dass die Mathematik ein sehr intensives Studium erfordert. Ich bitte um Entschuldigung, die Geschichte sicher auch, aber es ist in der Mathematik vielleicht ein bisschen „Spinnerei“ dabei. Wenn man Mathematik macht und die Frau dann noch eine Familie versorgen muss, das lässt sich schwer miteinander verbinden. Wir haben ja eine ganze Menge Studentinnen, aber es geht nicht so recht vorwärts dabei.

Hilde Michael:

Sie sagten, dass Sie maßgeblich derjenige waren, der die Mathematik-Olympiade organisierte, wenn nicht gar ins Leben gerufen hat. Wie war eigentlich da die Schnittstelle zwischen der rein wissenschaftlichen Organisation und der Regierung und inwieweit spielte da auch Ideologie vom DDR-Regime mit hinein, kann man da etwas zu sagen?

Wolfgang Engel:

Wir hatten damals eine ganz günstige Zeit. Anfang der 60er Jahre wurde in vielen Ländern Europas an einer Modernisierung des Mathematikunterrichts gearbeitet. Die aufkommenden Rechengeräte spielten eine größere Rolle. 1959 begannen die Internationalen Mathematik-Olympiaden. Sie wurde von Rumänien zuerst für die „sozialistischen Länder“ veranstaltet, und es wurde auch eine Mannschaft aus der DDR hingeschickt. Die Schüler hatten große Schwierigkeiten, sie waren so ungefähr die Letzten. Das rief natürlich sofort Alarm hervor und es musste etwas getan werden. Insofern fiel unser Vorschlag, so etwas zu machen, auf guten Boden. Dazu kam, dass 1961 das Politbüro der SED einen Mathematikbeschluss veröffentlichte und ausdrücklich die Mathematik-Olympiaden erwähnte. Es war aber vielleicht auch ein allgemeines Anliegen, das aus den anderen europäischen Ländern herüberschwappte. Das half uns natürlich. Die Veranstaltung dieser Mathematik-Olympiaden ist ein ziemlich teures Unternehmen, es muss alles gedruckt werden und die Schüler und Lehrer müssen in der Gegend herumfahren. Das bezahlte das Ministerium für Volksbildung und war natürlich darauf aus, ein bisschen Ideologie zu vermitteln, das war in der Praxis aber rein formal. So war die Freie Deutsche Jugend auch Mitveranstalter. Die haben eigentlich nichts weiter gemacht, als sich bei Eröffnung und Abschluss gezeigt. Aber das hatte zur Folge, dass also zum Beispiel der Beginn der Olympiaden, besonders in den höheren Stufen, verbunden war mit einem Fahnenappell. Das war eben mal eine halbe Stunde und dann war die Sache erledigt, und danach haben wir weiter Mathematik gemacht. Ansonsten, wo wollen Sie da ideologisch eingreifen? Manche der ersten Aufgaben hatten einen politischen Hintergrund, etwa: Chruschtschow hat das und das gesagt und dann sollte man irgendetwas ausrechnen. Das ist dann sehr schnell weggeblieben und die Aufgaben könnten heutzutage noch genauso gestellt werden wie damals. Reicht das Ihnen so?

Daniel Münzner:

Ich würde gern zwei Fragen stellen. Eine betrifft die Dritte Hochschulreform. Wir hatten ja auch schon Naturwissenschaftler hier, die aus ihrer Sicht darüber erzählt haben, welche Einflüsse es da gab und dass es für die Naturwissenschaftler relativ schwierig war, die ideologische Komponente festzumachen. Spannend fand ich aber, dass uns ein Chemiker letzte Woche erzählte, dass es dort sehr stark

einen Fokus auf anwendungsorientierte Forschung gegeben hat. Vielleicht ist so etwas in der Mathematik auch passiert, gab es da irgendwelche Veränderungen oder ist die Dritte Hochschulreform komplett an der Mathematik vorbeigegangen? Das ist die eine Frage, und die andere Frage – Sie haben ja schon die Internationalen Mathematik-Olympiaden angesprochen – und da würde mich interessieren, ob sich die Verhältnisse in der Mathematik relativ wenig verändert haben. Ich habe am Dienstag einen Vortrag von Herrn Gronau über die Geschichte der IMO gehört, der dargestellt hat, wie die internationale Länderwertung in der Entwicklung ist. Ganz vorne liegt China, dann kommt Russland, dann gibt es auch noch sozialistische Länder. Also bekommt man den Eindruck, dass sich nicht viel verändert hat. Offenbar war man im Sozialismus den kapitalistischen Staaten in der Methodik des Mathematikunterrichts leicht voraus. Was hat man da anders gemacht? Gab es da irgend etwas – ganz abgesehen von den psychologischen Momenten vielleicht –, wo man einen Schritt weiter war in der Wissenschaft, was man nicht in vielen Wissenschaften sagen kann.

Wolfgang Engel:

Also, fangen wir mit der Dritten Hochschulreform an. Diese wird vielfach als rote Hochschulreform bezeichnet. Aber man vergisst dabei, dass 1968 in ganz Europa die Studenten rebellierten. Sie kennen ja auch das Schlagwort von den 68ern in den alten Bundesländern „der Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ und Ähnliches. Ich glaube, dass man die notwendigen Veränderungen, die es an den Hochschulen geben musste, zum Anlass genommen hat, sie in diesen Prozess der Hochschulreform einzubringen. Die Struktur der Hochschule war sehr zersplittert. Wir hatten in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät 13 Institute. Wenn Sie da etwas machen wollten, dann achtete jeder Institutsleiter nur darauf, dass er seine Macht behielt, dass nichts weggenommen wird. Das fing natürlich mit Geld sehr schnell an und dann gab es unsinnige Verschwendungen, also z.B. hatten das Zoologische Institut und das Botanische Institut getrennte Bibliotheken, aber das waren vielfach ein und dieselben Bücher. Man hätte das doch zusammenfassen können. Und insofern empfand ich den Prozess der Sektionsbildung als einen großen Fortschritt. Es gab dann im naturwissenschaftlichen Bereich nur vier Sektionen: Mathematik, Physik, Chemie und Biologie. In diesen wurden nun die Mittel konzentriert. Das war die eine Seite der Hochschulreform, die zweite war der Druck, sich auch mehr der Praxis zuzuwenden. Wenn Sie die heutige Presse lesen, dann wissen Sie doch ganz genau, dass das heute dasselbe Problem ist: die Drittmittel. Sie werden gezwungen, Drittmittel einzuwerben, um überhaupt über die Runden zu kommen, und das war natürlich damals auch. In der Mathematik waren wir günstig dran. Es gab einen Vertrag mit der VVB Schiffbau. Es wurde ein digitalgrafisches Verfahren für die dortige Rechenanlage entwickelt. Heute ist das Institut für Informatik auf diesem Gebiet besonders aktiv. Es heißt jetzt gra-

fische Bildverarbeitung. Das wurde damals angefangen. Dazu gab es also einen Vertrag und da waren wir erst mal fein raus, dass wir so was hatten. Ein ähnlicher Vertrag wurde auch mit VEB Carl Zeiss in Jena gemacht. Nachdem die Informatiker sich selbstständig gemacht hatten, gab es in der Mathematik wenige direkte Praxiskontakte. Mathematik wird in der Regel zunächst wirksam in den Naturwissenschaften oder in der Technik und kommt dann nachher wirklich in die Praxis. Die Industrie interessiert sich gar nicht so sehr für die reine Mathematik. Als Einstein seine mehrdimensionalen Welten erfand, hat er natürlich auch nicht gedacht, dass das mal verwendet werden könnte. Aber dafür gab es ein Forschungsprogramm bei der Akademie der Wissenschaften der DDR. Dort gliederte man sich ein und bekam auch gewissermaßen Drittmittel, aber von der Akademie, die ja die gesamte Forschung in der DDR koordiniert hat. Das wurde dann auch anerkannt und hat uns eigentlich gut über Wasser gehalten. Das war also in keiner Weise irgendwie ideologisch beeinflusst.

Zur Internationalen Mathematik-Olympiade: Dieses Jahr waren wir ganz glücklich, dass wir mal wieder einen 4. Platz hatten. Aber im Großen und Ganzen ist es natürlich so, dass andere Länder wesentlich besser abschneiden. Das scheint mir ein allgemeines Problem unseres Bildungswesens zu sein. Das antiautoritäre System, was wir heute in der Schule haben, reicht eben nicht aus. Man muss ein bisschen Druck machen und Disziplin verlangen. Das machen vor allen Dingen die Chinesen und auch die Russen. Dort ist alles viel straffer organisiert als bei uns. Die Schüler werden dadurch und auch mit Ganztagschulen gezwungen, sich mehr mit dem Bildungsstoff zu beschäftigen, zum Beispiel mit der Mathematik oder vielleicht auch mit anderen Wissenschaften. Das scheint mir das Hauptproblem dabei zu sein. Nicht, dass die irgendwie eine spezielle Didaktik der Mathematik kennen, sondern dass allgemein die Grundeinstellung ganz anders ist.

Juliane Brunner:

Ja, ich würde gerne ein bisschen zur internationalen Komponente Ihrer Arbeit erfahren, und zwar habe ich gelesen, dass Sie ab 1989, also noch gerade kurz vor der Wende, Mitglied des „Committee of the World Federation of National Mathematics Competitions“ waren und dass sie auch ab 1979 Mitglied im „Centro Ricerche Didattiche Ugo Morin“ gewesen sind, auch vorhin haben Sie kurz die internationale Komponente betont und jetzt würde ich gerne erfahren, gab es Auslandsreisen, Auslandsreisen vielleicht auch für Schüler, gab es internationale Wettbewerbe und wenn ja, wie waren die Organisation und Ihre Erfahrung damit?

Wolfgang Engel:

Mit Auslandsreisen in die sozialistischen Länder gab es natürlich fast keine Probleme, das einzige Problem war das Geld. Man musste sich ja die entsprechenden Devisen besorgen und ich weiß nicht, ob Sie aus der DDR kommen und die

Verhältnisse kennen, wenn Sie nach Ungarn fahren wollten. Sie konnten nicht beliebig in die jeweilige Landeswährung umtauschen, bulgarisches und rumänisches Geld ging leicht, aber mit Ungarn ging das nicht so einfach. Wir Mathematiker hatten sehr enge Beziehungen zu Ungarn. Da musste man natürlich eben sehen, wie man über die Runden kommt. Man musste den Tagungsbeitrag bezahlen und den ganzen Aufenthalt organisieren, das war das Problem, ansonsten krächte kein Hahn danach.

Juliane Brunner:

Das ist die eine Variante, das andere war wohl Italien: „Centro Ricerche Didattiche Ugo Morin“, das ist ja nicht gerade sozialistisches Ausland?

Wolfgang Engel:

Zunächst einmal allgemein. Es gab den Begriff des Reisekaders. Der ist vielleicht erst in den 70er Jahren eingeführt worden, wenn ich mich recht erinnere, ihn gab es nicht von vornherein. Ich muss noch weiter anfangen. Nachdem 1961 die Mauer gebaut war, konnte man überhaupt nicht fahren. Ich bekam 1964 eine Einladung zu Vorträgen an die Universität Bonn, der ich folgen durfte. Da war dann das Bemerkenswerte, als ich mit dem Zug bei Helmstedt über die Grenze fuhr, hörte ich schon die westlichen Grenzer rufen: „Hier ist einer drin, der muss sicher raus.“ Ich musste alle meine Papiere – Briefe des berühmten Bonner Mathematikers Hirzebruch – zeigen, dann waren sie zufrieden und ich durfte weiterfahren. Später gab es die Reisekader – dazu musste man loyal sein und durfte keine engen persönlichen Bindungen zu Personen im westlichen Ausland haben. Wenn man das war, konnte man aber auch nicht ohne Weiteres fahren, man brauchte ja immer Geld. Die harten Devisen waren natürlich immer noch schlechter zu bekommen. Ich bin in Österreich gewesen, nach Italien hatte ich kein Visum von der DDR. Die Österreicher wollten mich mitnehmen, aber am Brenner musste ich sagen, nein, lieber nicht, das ist mir zu gefährlich und bin dann lieber in Österreich geblieben.

Die von Ihnen genannten Mitgliedschaften habe ich im Wesentlichen brieflich und bei Kongressen (z.B. Sarajevo, Budapest) oder 1988 auf der Internationalen Mathematikolympiade in Braunschweig wahrgenommen. Aber ich bin nicht in Australien gewesen, das war nicht nur das Problem der Genehmigung, sondern das der Devisen. Also insofern kann ich nicht besonders klagen, aber das ist wieder eine Seite der Mathematik.

Ines Jachomowski:

Meine Frage betrifft noch einmal das Bildungssystem. Ich habe acht Jahre des DDR-Schulwesens durchlaufen. Ich kann mich daran erinnern, dass wir damals Wert auf naturwissenschaftliche Ausbildung legten, sprich, wir hatten Unterricht

im technischen Zeichnen und wir hatten Physikunterricht und dergleichen und was wir an Geisteswissenschaften in dem Sinne gemacht hatten, war mehr oder weniger die Geschichte der Partei und Geschichte des Marxismus-Leninismus. Ich weiß noch, wir haben im Geschichtsunterricht stundenweise die einzelnen Parteitage durchgekauft. Mich interessiert, wie würden Sie das DDR-Bildungssystem mit dem heutigen Bildungssystem vergleichen? War die naturwissenschaftliche Ausbildung damals wirklich so gut, wie sie mir im Nachhinein vorkommt, oder ist das einfach nur etwas sehr subjektiv von mir, wie würden Sie das beurteilen?

Wolfgang Engel:

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Schulbildung war in der DDR wesentlich besser als in den alten Bundesländern. Es gab Feststellungen von Betrieben, die Bürger aus der DDR eingestellt hatten, dass die naturwissenschaftlich-technische Ausbildung hier bei uns viel besser gewesen sei als die in den alten Bundesländern. Das ist wirklich objektiv festzustellen. Es ist im Augenblick wirklich sehr schlecht, dass die naturwissenschaftliche Bildung so eingeschränkt worden ist. Bei einer Sitzung des Kuratoriums für den Bundeswettbewerb Mathematik vor ein paar Jahren in Bonn kamen wir auf ein Goethe-Zitat bei Faust, das die Schüler nach meiner Meinung kennen müssten. Da sagten mir die Kollegen, „das wird doch gar nicht mehr in der Schule behandelt.“ Also war auch die klassische Literaturbildung in der DDR viel besser als in den alten Bundesländern, das war offensichtlich in den letzten 70er und 80er Jahren so.

Ines Jachomowski:

Können Sie jetzt auch einen Unterschied feststellen, etwa in der Vorbildung der Studenten? Sie waren ja auch nach der Wende noch selber als Professor tätig, gab es da einen Qualitätsunterschied bei den Studenten, vor und nach der Wende, was die Vorbildung für Mathematiker anbetraf?

Wolfgang Engel:

Ich habe auch einige Beziehungen zur Chemie und erfahre dadurch auch, wie die Vorbildung verteilt ist.

Kersten Krüger:

Ich darf aus der Sicht der alten Bundesländer ergänzen. Es hat eben nach der 68er-Bewegung eine so genannte Entrümpelung der traditionellen Lehrinhalte gegeben, die aber auch häufig zu einer Verflachung der Leistung führte. Abiturienten wissen bisweilen nicht mehr, wer Goethe war. Das kommt aus der genannten antiautoritären Phase. Also unter den Talaren, Muff von 1000 Jahren, Goethe gehörte zum Muff, der wurde dann aussortiert.

Steffen Bockhahn:

Zwei Fragenbereiche habe ich. Die erste, wie würden Sie das einschätzen, welche Rolle hatten die Mathematiker im Verlauf der Wende, also 1989/1990, und zwar speziell auf die Universität Rostock bezogen? War es nun ein besonders revolutionäres Völkchen, weil Sie ja sagten, eher ein bürgerlicher Verein? Oder hat man das eher an sich vorbeilaufen lassen in Ihrem Bereich oder wie ist das gewesen? Der zweite Bereich schließt ein bisschen an die gerade erörterten Verhältnisse an. Gab es wesentliche Änderungen im Wissenschaftsbetrieb im Vergleich vor 1989/1990 und danach? Wie beurteilen Sie die Änderungen, eher vorteilhaft oder nachteilig? Wie sieht das aus?

Wolfgang Engel:

Also zur ersten Frage: Besonders aktiv an der Wende beteiligt, ich meine die an der Spitze das Stasi-Gebäude besetzten, waren Physiker und Mediziner. In der Mathematik wurde darüber diskutiert, das ist selbstverständlich und sicher nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber der erste Rektor nach der Wende war dann ein Mathematiker, der zweite war auch wieder ein Mathematiker. Aber sie waren eben nicht die Revolutionäre, also schon gesetzkere Herren. Mit der Erneuerung der Universität gab es eine Reduktion der Stellenanzahl und damit Veränderungen. Aber an den Vorlesungen hat sich nichts geändert. Wenn die Chinesen herkämen, würden wir sicher dieselbe Mathematik weitermachen. Die Änderungen kommen erst jetzt durch den Bologna-Prozess.

Sebastian Leder:

Ja, ich habe eine Frage zum Schulunterricht, den mathematischen Schulunterricht in der DDR und noch danach. Ich habe nun keinen DDR-Schulunterricht mehr mitgemacht, alles nach der Wende, auch Gymnasium und Abitur. Ich verstehe nicht ganz, wie man aus Ihrer Sicht den idealen mathematischen Schulunterricht gestalten soll. Auf der einen Seite ist es natürlich sinnvoll, wenn die Studenten, also wenn die zukünftigen Studenten eine gute Vorbildung haben, auf der anderen Seite ist es natürlich auch schwierig, Schüler, die mit Mathematik im späteren Leben – wie in den Geschichtswissenschaften zum Beispiel – wenig anfangen können, übermäßig mit Mathematik zuzustopfen. An unserer Schule hatten wir Leistungskurse in Mathematik und auch Grundkurse; und im Grundkurs saßen alle, die Schwierigkeiten in Mathematik hatten und sich an Kurvendiskussionen die Zähne ausbissen. Deswegen frage ich mich, wie stellen Sie sich als Mathematiker den idealen Mathematikunterricht vor?

Wolfgang Engel:

Zunächst brauchte man sicher etwas mehr Zeit, als hier zur Verfügung steht. Dann müssen Sie vorsichtig sein mit Einschätzungen über die Anwendungen der Ma-

thematik. Zur Geschichte bin ich jetzt nicht so informiert, aber in der Sprachwissenschaft wurde vielfach Mathematik verwendet, insbesondere Statistik und kombinatorische Untersuchungen. Jedenfalls gab es einen früheren Kollegen, der alte Sprachen betrieb, dem ich manchmal helfen musste, um Sprachstämme zu untersuchen. Das machte man mit mathematischen Methoden. Zur Historiographie kann ich jetzt nichts sagen. Weiter dürfen Sie nicht vergessen, dass die ganze Ökonomie sehr stark mathematisch orientiert ist, in der Medizin macht jeder Doktorand heutzutage irgendeine Statistik, die er meist nicht versteht. Aber er sollte doch wenigstens ein bisschen etwas über den Hintergrund wissen.

Sebastian Leder:

Ich will die Mathematik auch nicht abwerten.

Wolfgang Engel:

Nein, nein, Sie sagen jetzt, dass Sie als Historiker unter den augenblicklichen Bedingungen – ich kenne Sie nicht genauer – sagen, ich habe von der Mathematik nicht viel gehabt. Das verstehe ich, aber unsere Schule muss allgemeine Bildung vermitteln, die Schule bildet ja nicht künftige Mathematiker aus, da ist überhaupt nicht dran zu denken. Aber jeder Techniker braucht sehr viel Mathematik und ich glaube doch sagen zu können, dass unsere ganze Zukunft sehr stark davon abhängt, wie die Technik sich weiterentwickelt. Dafür wird die Mathematik gebraucht. Nun, ein generelles Rezept, wie man es anders machen soll – ich werde zwar nicht gleich, aber demnächst 80 Jahre – darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht und muss Sie enttäuschen.

Kersten Krüger:

Darf ich als Historiker eine Zwischenbemerkung einbringen? Also wenn andere Historiker über Herrn Krüger und seinen Computer lästern, dann zeigt es die selbst gewählte Abstinenz von Historikern und den freiwilligen Verzicht auf mathematische Erkenntnismethoden über die Vergangenheit. Das ist also die eine Frage der Selbstdefinition des Faches Geschichte. Ich weiß, in dieser Position bin ich in einer hoffnungslosen Minderheit, wenn ich mich einmal an statistische Verfahren heranwage, aber es ist gar keine Frage, dass die Genauigkeit einer Quelle zunimmt, je mehr sie sich in Richtung mathematisch berechenbarer Faktoren oder auch Werturteile bewegt.

Sebastian Leder:

Das Problem, das ich mit dem Mathematikunterricht hatte – und auch viele andere Schüler –, bestand in einer sehr theoretischen Mathematik, die keinen praktischen Bezug hatte. In der Schule saßen wir vor der Frage, was und warum machen wir das? Sie verlangen mehr Stunden, damit bin ich einverstanden.

Steffen Bockhahn:

Ist vielleicht – Sie haben eben sehr schön dargestellt – Mathematik ein Querschnittsbereich des gesamten Lebens? Beim Einkaufen, wenn ich nicht weiß, wie viel Wechselgeld ich bekomme, oder sei es eben in der Politikwissenschaft oder in Geschichte oder bei den Betriebswirten, wenn ich eine Statistik auswerten soll, dann geht nichts ohne Mathematik. Inwieweit sehen Sie diese Querschnittsaufgaben in Mathematik im Wissenschaftsbetrieb der Universität Rostock im Laufe Ihres Wirkens tatsächlich dargestellt, das heißt, inwieweit hat es da wirklich Verknüpfungen mit anderen Sektionen und anderen Fakultäten gegeben, inwieweit hat man sich an Sie gewandt, inwieweit haben Sie sich als Sektion als „Dienstleister“ angeboten und inwieweit können Sie das, was passiert ist, da als vernünftig und sinnvoll bezeichnen oder als ausbauwürdig?

Wolfgang Engel:

Also zunächst, der Gesamtaufwand an Ausbildungsstunden, die die Mathematik erbrachte, also das jeweilige Institut Mathematik oder damals die Sektion Mathematik, ging etwa zur Hälfte an andere Bereiche. Das waren Physik, Chemie, Biologie, die technischen Sektionen, die Ökonomie, die landwirtschaftlichen Sektionen und ein bisschen in die Medizin. Nun gab es von Fall zu Fall immer mal wieder Fragen, natürlich sehr viele von den Technikern. Mit denen konnte man gut ins Geschäft kommen. Hier in Rostock habe ich weniger damit zu tun gehabt, aber in Halle habe ich z.B. für die Medizin noch viele statistische Fragen beantworten müssen. Es war dann auch meistens so, dass man das Problem einfach gleich durchrechnete und die Mediziner promovierten damit. Von dem Altertumswissenschaftler erzählte ich schon. Die Ökonomen waren sehr selbstständig – sie hatten einen unserer Absolventen als Professor für Operationsforschung–, aber damit haben wir ja eigentlich schon im Wesentlichen unsere Kontakte.

Steffen Bockhahn:

War das ausreichend oder hätte man das noch erweitern sollen?

Wolfgang Engel:

Ja, wissen Sie, das müssen natürlich die Verwerter entscheiden.

Steffen Bockhahn:

Ich meine das auch aus Ihrer Sicht, das heißt, dass Sie und andere im ausreichenden Maße erkannt haben, worin der Wert der Mathematik liegt.

Wolfgang Engel:

Das glaube ich auch, ja, ja, doch, doch. Das Neueste, was ich jetzt von einer Theologin gehört habe, die an ihrer Arbeit saß: Sie sollte von einem Interviewverfahren eine statistische Auswertung machen mit all den Abschätzungen, die da nötig sind. Sie sehen also, es gibt sogar jetzt in der Theologie Anwendungen der Mathematik. Die Mathematik spielt ja schon in der Bibel eine Rolle. Die Zahl Pi als Verhältnis von Umfang zu Durchmesser eines Kreises kommt schon im Alten Testament vor, zwar nicht Pi aber die Näherung 3. Darüber habe ich auch in der Vorlesung zur Zeit der DDR erzählt.

Heiko Marski:

Sie haben schon gesagt, dass die 68er-Bewegung zum Dahinsiechen der klassischen Bildung und auch der Mathematik führte, um nicht zu sagen zum Verschwinden in den Truhen der alten Väter. In der DDR sei mehr Wert auf Disziplin gelegt worden. Dazu habe ich jetzt zwei Fragen. Die eine, sind Sie als Dozent hochschulpädagogisch weitergebildet worden? Das heißt, wurden Sie methodisch geschult in der Vermittlung des Stoffs? Sollte es nur schnell gehen, die mathematischen Formeln an die Tafel zu schreiben, und sollte man nur hoffen, dass die Studenten das so verstehen? Die zweite Frage ist, welches Studentenbild hatten Sie selber, Sie persönlich oder auch das Kollegium, das heißt, als was haben Sie die Studenten betrachtet – als zu formende Masse, die möglichst bald als Mathematiker entschwinden sollte?

Wolfgang Engel:

Hochschulpädagogik habe ich nicht gelernt. Ich hatte allerdings im Rahmen meines Studiums in der Methodik des Mathematikunterrichts eine Grundausbildung, also für die Schule. Für die Hochschullehre musste ich mir alles selbst besorgen. Die jungen Hochschullehrer mussten in der DDR alle einen Kurs in Hochschulpädagogik belegen, über den wir manchmal gelacht haben, weil da die Vortragenden vielfach Trivialitäten erzählten, die der Mathematiker von vornherein wusste – die Assistenten konnten als Übungsleiter methodische Erfahrungen sammeln. Das war das eine; und die zweite Frage zum Studentenbild. Sie müssen bedenken, dass wir nicht allzu viele Studenten in der Mathematik hatten. In meinen ersten Jahren in Rostock waren es ungefähr 30. Ich habe dann in der Regel meine Studenten, die Seminarteilnehmer, auch mal zum Abendessen eingeladen und Ausflüge wurden ebenso gemacht. Insofern haben wir die Studenten doch als gleichwertig betrachtet, wobei allerdings natürlich immer ein Unterschied gemacht wurde, ob es gute Studenten oder Nieten waren. Diese gab es auch manchmal. Aber wir hatten einen ziemlich engen Kontakt, der dann natürlich später, als die großen Studentenzahlen eintraten, wir hatten mal 120 Studenten, reduziert wurde. Wir waren dann aber noch ein paar mehr Professoren, da verteil-

ten sich die Seminarteilnehmer, mit denen man etwas unternehmen konnte. Aber das wurde nicht allgemein gemacht, das muss ich sagen.

Juliane Brunner:

Sie erwähnten vorhin, dass Margot Honecker so ein bisschen die Hand über Sie gehalten hat. Jetzt würde mich interessieren, hatten Sie persönlichen Kontakt, haben Sie Frau Honecker kennen gelernt oder vielleicht sogar die Honeckers? Wie kam es zu diesem Schutz, wie sind Sie zu dem Auserwählten geworden?

Wolfgang Engel:

Na, wieso, weil ich eben durch die Olympiaden etwas aufgefallen bin. Ich hatte zweimal einen Termin bei ihr, das hing mit den Internationalen Mathematik-Olympiaden in der DDR zusammen. Da wollte sie von mir wissen, wie die Vorbereitung war. Aber auch, ob sie einen sehr guten Schüler vom Grundwehrdienst in der Armee befreien soll und wie ein straffällig gewordener ehemaliger erfolgreicher Teilnehmer von Internationalen Mathematik-Olympiaden behandelt werden soll. Das waren Gespräche von jeweils etwa eineinhalb Stunden und einer Tasse Kaffee. Wenn wir uns dann später auf den Gängen im Volksbildungsministerium trafen, dann hat sie mir die Hand gegeben und mich gefragt, was die Olympiaden machen und das war es denn.

Christian Hall:

Herr Engel, Sie arbeiteten ja sehr eng mit dem Ministerium für Volksbildung und dem für Hoch- und Fachschulwesen zusammen. Meine Frage: Wie gestaltete sich dort die Entscheidungsfindung bezüglich der Ausbildungsnormen, bezüglich der Standards für die Mathematikausbildung an den Schulen und auch Hochschulen?

Wolfgang Engel:

Es gab verschiedene Kommissionen, zum Beispiel eine zentrale Fachkommission für die Lehrerausbildung in Mathematik. Wir haben die Programme verfasst, die gedruckt worden sind, die Sie irgendwo sicher hier einsehen können. Bestätigt wurden sie natürlich durch den Minister. Wir konnten also lediglich den Vorschlag machen, für den ein gewisser Rahmen vorgegeben war. Es gab natürlich ein paar Dinge, die von vornherein klar waren, dass so und so viele Stunden Marxismus-Leninismus zu planen waren, so und so viele Stunden Sport und so und so viel noch irgendetwas. Dann hatten wir ein Stundenvolumen für Mathematik und einen weiteren Komplex, meistens war es Physik. Darüber konnten wir Vorschläge machen, die in der Regel hundertprozentig akzeptiert worden sind. Bei der Lehrerausbildung wurden noch Pädagogik, Psychologie und Methodik (heute Didaktik) der Fächer zentral von anderen Fachkommissionen für alle Lehrerstudenten einheitlich festgelegt. Für die Diplom-Mathematiker gab es einen

Beirat für Mathematik, der auch solche Studienpläne für die Mathematikerausbildung machte. Da waren weniger Vorgaben, Marxismus-Leninismus war natürlich auf jeden Fall dabei, weiter Sport und ein Nebenfach (z.B. Physik oder Ökonomie), die von anderen Beiräten geplant wurden.

Christian Pauer:

Sie sagten, dass am Anfang, als Sie 1959 nach Rostock kamen, die Universitätslehrer in Ihrer Fakultät ein bürgerlicher Verein waren. Können Sie etwas über die Herkunft der Lehrenden sagen? Änderte sich das, und wenn ja, wann? Gab es eine Umschwung zur Mitgliedschaft in der Partei? Traf das auch auf die Studenten zu?

Wolfgang Engel:

Als ich nach Rostock kam, waren die Genossen unter den Studenten an einer Hand abzuzählen, das waren nicht sehr viele. Wir hatten auch nur wenige Absolventen der Arbeiter- und Bauernfakultät. Diese gingen sicherlich mehr in die Fächer, die ihnen näher lagen, etwa Ökonomie oder Medizin. Sie konnten mit der Mathematik nicht viel anfangen. Veränderungen sind eigentlich mit der Dritten Hochschulreform gekommen, weil dann die Zahl der Studenten und der Professoren sehr stark anwuchs. Aber ich erzählte Ihnen ja vorhin, von den zehn Professoren waren nur zwei in der SED.

Ines Jachomowski:

Nach welchen Kriterien wurden die Studenten eigentlich ausgewählt? Man musste sich zu DDR-Zeiten bewerben für einen Studiengang. Wer hat die Studenten ausgewählt? Wurden sie von den einzelnen Sektionen, von der Fakultät jetzt ausgesucht oder gab es da eine übergeordnete Stelle?

Wolfgang Engel:

Also, wir hatten keine Probleme, dass wir aussuchen mussten. Wir waren ja nicht so überlaufen wie etwa die Medizin. Es hat mal kurze Zeit Eignungsgespräche gegeben, das war in den 60er Jahren, aber diese haben keine Rolle gespielt.

Ines Jachomowski:

Also, Sie haben praktisch jeden genommen, der kam und Mathematik studieren wollte?

Wolfgang Engel:

Wir hatten höchstens den Ärger, dass wir ihm nach einem Jahr sagen mussten, geh lieber jetzt als später.

Steffen Bockhahn:

Daran anschließend, wie müssen wir uns eigentlich den Studienverlauf vorstellen, also welche Prüfungen hatte man abzulegen? Wie hat man da nachweisen müssen, dass man komplexe Aufgaben lösen kann, oder wie muss man sich das vorstellen? Bei den Geisteswissenschaftlern wissen wir das, wir haben Hausarbeiten zu schreiben, 15 oder mehr Seiten, was macht man in der Mathematik?

Wolfgang Engel:

Zunächst einmal ist der Unterschied, dass wir zu den Vorlesungen der ersten zwei oder drei Jahre Übungen veranstalten. Es werden Aufgaben gestellt, die dann korrigiert und besprochen werden. Der Dozent und der Student haben dann also einen Eindruck über das Verständnis. Dafür bekam man am Schluss einen Schein. Diese Scheine musste man irgendwann mal vorlegen. Wenn man diese nicht hatte, konnte es nicht weitergehen. Dann gab es Zwischenprüfungen (mündlich, vielfach mit vorangehender Klausur), nach dem ersten und zweiten Jahr wurde man über die Grundvorlesungen geprüft. Dann wurde in der Regel eine Aufgabe zur Lösung gestellt und z.B. auch nach dem Beweis dafür gefragt, dass es unendlich viele Primzahlen gibt. Also nach solchen einfachen Beweisen wurde man gefragt oder man wurde gefragt, welche Sätze man in irgendeinem Zusammenhang kannte. Das ist so ganz grob gesagt, was man da in den Prüfungen machte. Am Schluss musste natürlich eine Diplomarbeit geschrieben werden, die war denn 50 bis 60 Seiten lang. Ganz schlimme waren 100 Seiten lang, das war dann weniger schön für den Korrektor. Wenn der Student besonders geistvoll war, dann konnte er das Geforderte auf zehn Seiten schreiben und es war trotzdem eine hervorragende Arbeit.

Daniel Münzner:

Es schließt sich eine Frage an, weil wir schon bei der Struktur des Mathematikstudiums sind. Aus meinem jetzigen Mathematikstudium ist mir ein zentrales Problem bekannt: Man hat dort zwei Gruppen, Studenten, die später Lehrer werden wollen, und solche, die als Ziel das Diplom haben. Heute hören beide die gleichen Vorlesungen und müssen die gleichen Anforderungen erfüllen. Das führt bei Lehramtsstudenten zu erheblichen Konflikten, weil sie ein zweites Fach studieren. Wie war es früher, gab es da getrennte Vorlesungen? Offenbar gab es auch wesentlich weniger Studenten als heute. Wie sind gerade die Lehramtsstudenten mit den fachlichen Ansprüchen zurechtgekommen?

Wolfgang Engel:

Wir hatten nach 1966 die Vorlesungen aufgeteilt in die Ausbildung der Mathematiker, der Physiker und der Lehrerstudenten mit Mathematik (und Physik beziehungsweise Chemie in Rostock). Dazu gab es natürlich besondere Vorlesun-

gen für Chemiker, Ingenieure, Ökonomen und Landwirte. Die Vorlesungen für die Lehrer unterschieden sich von denen der Mathematiker, ich möchte sagen, von der ganzen Anlage her. Der Mathematiker musste ziemlich speziell etwas wissen. Der künftige Lehrer musste eine breite Ausbildung über die ganze Mathematik erhalten, die dann nicht so tief gehen sollte, aber er musste von allem gut Bescheid wissen. Wir haben deshalb ja auch ein spezielles Lehrwerk für Mathematiklehrer herausgegeben, das waren 20 Bände, die eben eine solide Ausbildung der Mathematiklehrer lieferten, aber nicht die vielen Spezialitäten, die der Mathematiker braucht, etwa partielle Differentialgleichungen, Integralgleichungen oder Ähnliches. Nach der Wende sprach ich einmal mit einem Kollegen aus Bayreuth, der mir erzählte, dass sie großen Streit in der Fakultät hätten, ob nun die Primarschullehrer Integralgleichungen hören müssten oder partielle Differentialgleichungen. Das ist vollkommen unsinnig.

Kersten Krüger:

Ich habe zwei Fragen. Die eine: Spielte die Zweite und auch die Dritte Hochschulreform für das Fach gar keine oder keine messbare Rolle? Die zweite Frage ist mehr eine kulturhistorische. Sie sprachen von bürgerlichem Verein und auch von dem Einladen der Professoren und der Professorenfrauen. Das kenne ich aus meiner Studienzeit, das war in der alten Bundesrepublik genauso, das war gesamtdeutsch, ist aber als Muff von tausend Jahren aus der alten Bundesrepublik verschwunden und hat zu einer Verarmung der akademischen Kultur geführt. Inwiefern sind diese Lebensformen in der DDR bewahrt worden? Wie konnten Sie als Hochschullehrer moderner im Sinne des Sozialismus leben? Denn der Sozialismus hatte ja einen anderen Anspruch und zwar die Berufstätigkeit der Frau, Erziehung der Kinder in den Kindertagesstätten und später in den Horten. Konnten Sie sich in Ihrem eigenen Leben mehr dem bürgerlichen Muster anschließen oder eher dem sozialistischen?

Wolfgang Engel:

Also, die Erste und Zweite Hochschulreform und auch die Dritte haben die Mathematik an sich überhaupt nicht berührt.² Die Erste Hochschulreform wurde noch als verständlich empfunden, weil dadurch ein größerer Personenkreis zum Studi-

² Die so genannte Erste Hochschulreform 1945-1949 brachte die Entnazifizierung der Hochschulen und ihre Öffnung für Arbeiter- und Bauernkinder. Mit der Zweiten Hochschulreform 1950-1952 trat an die Stelle der Semester das Studienjahr, unterteilt in Herbst- und Frühjahrssemester, es wurden verbindliche Lehrpläne für alle Fächer eingeführt, obligatorische Seminargruppen unter Leitung der FDJ sowie ein Pflichtstudium in Marxismus-Leninismus. Die Dritte Hochschulreform 1968-1970 ersetzte die Selbstverwaltung weitgehend durch das Leitungsprinzip, die Institute wurden zu Sektionen zusammengefasst, Forschung war praxisbezogen und in vertraglicher Absprache mit Betrieben der Region durchzuführen.

um kam. Ich kannte aus meinem Heimatort, den ich eingangs erwähnte, viele junge begabte Leute, die nicht studieren konnten, weil die Eltern das nicht finanzieren konnten. Insofern war es doch sehr begrüßenswert, was da geschehen war. Mit der Zweiten Hochschulreform wurden Studienjahre statt Semestern eingeführt, das war ziemlich gleichgültig. Wir haben eigentlich das alles weitergemacht, wie wir das bis dahin gemacht hatten. In der Mathematik, muss ich immer wieder sagen, hat uns das gar nicht so sehr beeindruckt. Zur Dritten Hochschulreform hatte ich vorhin schon etwas gesagt. Was nun das persönliche Leben angeht, so hatten wir eigentlich keine Probleme. Ich muss dazu sagen, meine Frau hat auch Mathematik studiert, wir waren Konsesemester. Sie war eine Zeit lang Lehrer, dann kamen die Kinder, sie hat deshalb aufgehört und wollte wieder anfangen, als sie größer waren. Da gab es aber keine geeignete Stelle und sie hat als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universitäts-Nervenklinik gearbeitet, im Wesentlichen mathematische Statistik gemacht. Insofern war das sicher kein bürgerliches, sondern modernes Leben. Das würde man sicher heute auch noch machen.

Heiko Marski:

Ich habe zwei Fragen. Die eine ist eine Nachfrage, weil Sie das gerade mit der Schule gesagt hatten. Eine Kommilitonin von mir wollte Grundschullehrerin werden, musste Mathematik studieren und eine ganz abstrakte Vorlesung hören. Zum Professor sagte sie: „Also ich kann plus und minus, geteilt und mal, aber mehr brauche ich für die Grundschule eigentlich auch nicht.“ Sie hat das Studium nicht geschafft, weil sie nicht diese abstrakten Formeln lernen konnte. Es würde mich interessieren, wie war das in der DDR, mussten auch die Grundschullehrer an solchen Veranstaltungen teilnehmen? Die andere Frage betrifft die Länge der Semester. Heute studieren wir 14 Wochen, haben dann zwölf Wochen frei, was wir Geisteswissenschaftler auch für unsere schriftlichen Arbeiten brauchen. Wie war das in der DDR mit der Semestereinteilung? Gab es Überlegungen, Trimester statt Semester einzuführen wie im westlichen Ausland?

Wolfgang Engel:

Zu Trimestern kenne ich keine Überlegungen. Ein Semester lief bei uns über 17 Wochen. Zwischen Herbst- und Sommersemester waren vier oder fünf Wochen Pause, besser vorlesungsfreie Zeit. Nach dem Sommersemester war sie ein bisschen länger. Dazu muss aber gesagt werden, dass vielfach diese vorlesungsfreien Zeiten noch zu Praktika genutzt wurden. Die Pausen waren nicht nur Urlaubszeit. Wenn Sie vielleicht meinen, dass die Studenten irgendwie zum Geldverdienen arbeiten mussten, so war das in der DDR kaum nötig, weil die Stipendien sehr günstig waren. Es waren Ausnahmefälle, dass jemand mal in den Ferien gearbeitet hat.

Angela Hartwig:

Das waren die FDJ-Studentensommer, wo man dann auch arbeiten musste.

Wolfgang Engel:

Ja, die FDJ-Studentensommer (Arbeitseinsätze, z.B. in der Landwirtschaft), aber die waren manchmal auch im Ausland. Wir hatten, das muss man vielleicht noch dazu sagen, in der Mathematik gute Beziehungen zur Universität Debrecen in Ungarn. Wir haben eigentlich jedes Herbstsemester zwei bis vier Studenten nach Debrecen geschickt, und im Sommer kamen dann Debrecener Studenten zu uns. Unsere Studenten hörten dann auch in Debrecen Vorlesungen. Wie sie das gemacht haben, weiß ich nicht. Einige haben Ungarisch gelernt, aber dann haben sie noch vielfach Hilfe bekommen durch eine Freundin oder einen Freund, der ihnen erzählt hat, was der Dozent gemacht hat. Man darf aber nicht vergessen, dass Mathematik ziemlich einfach zu verstehen ist, wenn Formeln angeschrieben werden. Ja, das war die eine Frage, was war denn noch für eine Frage? Ach die Grundschullehrer. Ja, ist es bei uns in Rostock passiert? In der DDR wurden die Grundschullehrer in Instituten für Lehrerbildung (eines gab es in Lichtenhagen) nach besonderen Programmen ausgebildet. Wir bildeten nur für die Klassen 5 bis 12 aus.

Kersten Krüger:

Wir können nach einer – einem Mathematiker vielleicht angemessenen – sehr knappen Selbstdarstellung und einer sehr langen und sehr intensiven Diskussion diese Runde beenden. Im Namen aller darf ich mich bei Herrn Engel bedanken. Es war sehr interessant und die Vielfältigkeit der Aspekte ist heute noch einmal bereichert worden. Nochmals herzlichen Dank.

Die Begründung der Soziologie an der Universität Rostock

Von Christian Hall und Daniel Münzner

1. Die Wissenschaft der Soziologie im Sozialismus

Der Sozialismus teilte die Gesellschaftswissenschaften in eine bürgerliche und eine marxistische Richtung. Die Ökonomie, die Geschichte und die Philosophie waren nur als marxistische Wissenschaftsdisziplinen an den sich neu konstituierenden Universitäten der SBZ und der DDR vorhanden. Der Soziologie haftete zunächst das Stigma an, sie sei in ihrem disziplinären Kern eine bürgerliche Wissenschaft.¹

Eine Einordnung in die sozialistische Wissenschaftslandschaft war deshalb schwierig. Das Feld der Gesellschaftstheorie war durch den Historischen Materialismus besetzt. Die empirische Sozialforschung hätte daran anknüpfen und die Theorien einer Überprüfung unterziehen können. Nach dem Zeitzeugenbericht eines Fachvertreters der DDR-Soziologie hat dies jedoch „immer wieder Nase-rümpfen eingebracht.“²

Die Soziologie war als relativ junge Wissenschaft nach 1945 zunächst nicht an der Universität Rostock vertreten.

2. Die Gründung der Abteilung für Soziologie am Institut für Marxismus-Leninismus der Universität Rostock

Zum 1. September 1947 wurde an der Universität Rostock die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät gegründet. Im Rahmen dieser Fakultät gab es auch ein Institut für Soziologie und Geschichte der Sozialen Bewegungen.³ Soziologie im heutigen Sinne wurde aber nicht gelehrt.⁴

¹ Kaube, Jürgen: Soziologie. In: Kocka, Jürgen; Mayntz, Renate (Hrsg.): Wissenschaft und Wiedervereinigung; Disziplinen im Umbruch. Berlin 1998, S. 290.

² Interview mit Robert Schulz. In: Sparschuh, Vera; Koch, Ute: Sozialismus und Soziologie; Die Gründergeneration der DDR-Soziologie. Versuch einer Konturierung. Opladen 1997, S. 41.

³ Vorläufige Gliederung- und Stellenbesetzung an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, Stand 04.09.1947, Universitätsarchiv Rostock, künftig UAR Gesw. Fak 22.

⁴ Gelesen wurden die Vorlesungen „Allgemeine Gesellschaftslehre“ und „Politische und Soziale Probleme der Gegenwart“. Vorlesungsprogramme, UAR Gesw. Fak. 9.

Mit der Schließung der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät im Oktober 1950 endete zunächst auch die institutionelle Verankerung der Soziologie in Rostock.⁵ Die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft kam in Rostock jedoch nie ganz zum Erliegen. Auch vor dem 1964 staatlich verordneten Aufbau der Wissenschaft Soziologie wurde Dr. Manfred Krüger, Direktor des Instituts für Marxismus-Leninismus, zu Tagungen der Soziologischen Forschung nach Berlin eingeladen.⁶

Der Impuls für die Wiederaufnahme der soziologischen Forschung „zum Nutzen der sozialistischen Gesellschaft der DDR“ entstand aus den wirtschaftlichen Reformbestrebungen Anfang der sechziger Jahre. 1963 leitete der VI. Parteitag der SED ein „Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ (NÖSPL) ein und öffnete damit die Marxistische Lehre für die Kybernetik und die Soziologie.⁷ Im September 1964 beschloss das Politbüro der SED den „Ausbau der soziologischen Forschung in der DDR“ und ein „Zentrales Programm der Soziologischen Forschung“.⁸ Auf Weisung des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen sollten nun Soziologische Kommissionen und Soziologische Abteilungen gegründet werden.⁹

Das Institut für Marxismus-Leninismus an der Universität Rostock griff diese Weisung auf und schlug im August 1965 dem damaligen Rektor Prof. Rudolf Schick die Einrichtung einer Abteilung Soziologie am Institut für Marxismus-Leninismus vor.¹⁰ Die entstehenden Kosten für den Aufbau soziologischer Einrichtungen sollten durch das Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED getragen werden. Dies erklärt das Engagement des Instituts zur Übernahme eines zusätzlichen Forschungsgebietes.¹¹

⁵ Sparschuh; Koch, S. 247f. Zur Geschichte der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät: Handschuk, Martin: Auf dem Weg zur sozialistischen Hochschule: die Universität Rostock in den Jahren 1945 bis 1955. Bremen 2003, S. 99ff.

⁶ Schreiben des Instituts für Marxismus-Leninismus an der Humboldt-Universität zu Berlin an Dr. Krüger, 12.12.1962, Schreiben des Instituts für Politische Ökonomie der Humboldt-Universität zu Berlin, 20.03.1963, UAR SML / 134.

⁷ Laitko, Hubert: Produktivkraftentwicklung und Wissenschaft in der DDR. In: Burrichter, Clemens; Nakath, Detlef; Stephan, Gerd R. (Hrsg.): Deutsche Zeitgeschichte von 1945 bis 2000; Gesellschaft – Staat – Politik; ein Handbuch. Berlin 2006, S. 521. Kaube, S. 274.

⁸ Kaube, S. 264

⁹ Anweisung Nr. 8/65 des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen über die Aufgaben und Arbeitsweisen der Soziologischen Kommissionen und der Abteilungen für Soziologie an Universitäten und Hochschulen, 01.07.1965, UAR SML / 132.

¹⁰ Universität Rostock, Institut für Marxismus-Leninismus an den Herrn Rektor der Universität Rostock, 19.08.1965, UAR SML / 132.

¹¹ Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen, der Staatssekretär an Universität Rostock, Prorektor für Gesellschaftswissensch., Herrn Prof. Dr. Dessau, 12.10.1967, UAR SML / 133.

Rückwirkend zum 1. September 1965 ernannte der neue Rektor, Prof. Günter Heidorn, Prof. Manfred Krüger zum Leiter der Abteilung für Soziologie.¹² Seine erste Aufgabe bestand offenbar darin, eine Konzeption für die völlig neu gegründete Abteilung zu entwerfen. Der nach etwa einem Jahr vorgelegte Entwurf sah in der Lehre Grundlagenveranstaltungen für die Studenten der Landwirtschaftlichen, der Technischen und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät vor. In der Forschung wollte man sich auf das Gebiet der Familiensoziologie konzentrieren.¹³ Diese Pläne fakultätsübergreifender Lehre vermitteln den Eindruck eines großen Wissenschaftszweiges. Die Abteilung für Soziologie umfasste 1967 jedoch nur eine Professur, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter, zwei wissenschaftliche Assistenten, sowie eine Sekretariatsstelle.¹⁴ In Rostock war das Studium der Soziologie nur im Nebenfach möglich.

Erst nach der Etablierung der Wissenschaftsdisziplin begann mit dem Studienjahr 1967/68 die Lehre im Fach Soziologie.¹⁵ Das Studium sah neben der fachlichen Ausbildung auch eine vertiefende Vermittlung von Kenntnissen des Marxismus-Leninismus vor. Den Studenten sollte aber vor allem ein breites methodisches Wissen vermittelt werden. „Auswahlverfahren, Beobachtung, Dokumentenstudium, schriftliche und mündliche Befragung (das Interview), Gruppendiskussion, die Aufbereitung und Auswertung sozialer Daten [sowie] Grundfragen der Mathematik und Sozialstatistik“ waren in den Ausbildungsgrundsätzen vorgesehen.¹⁶

3. Die Gründergeneration der Soziologie

Aufgrund der Stigmatisierung der Soziologie in den fünfziger Jahren war die Traditionslinie unterbrochen. Der Neuaufbau in den sechziger Jahren musste daher von einer neuen Generation junger Wissenschaftler übernommen werden.

¹² Rektor Prof. Dr. Günter Heidorn an Herrn Prof. Dr. Manfred Krüger, 1. Sekretär der SED Parteiorganisation der Universität Rostock, 04.11.1965, UAR SML / 132.

¹³ Konzeption der Arbeit der Abteilung Soziologie, Prof. Krüger an den Rektor, 13.07.1966, SML / 132.

¹⁴ Stellenplan 1967 und Leistungszulagefonds, UAR SML / 11.

¹⁵ Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen, der Staatssekretär an Universität Rostock, Herrn Rektor Prof. Dr. Günter Heidorn, 02.05.1967, UAR SML / 133.

¹⁶ Grundsätze für die Ausbildung im Fach marxistische Soziologie an Universitäten und Hochschulen in der DDR, Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen, Februar 1967, UAR SML / 133.

Dieser Personenkreis bestimmte die DDR-Soziologie bis zu ihrem Ende im Jahr 1990.¹⁷

Prof. Peter Voigt ist ein prototypischer Vertreter dieser Generation. Zusammen mit Prof. Manfred Krüger begründete er die Soziologie in Rostock.¹⁸ Er führte nur etwa zehn Jahre nach Gründung der Abteilung ein erstes internationales Symposium über „Leitung und Planung sozialer Prozesse in der Stadt“¹⁹ und fünf Jahre später ein zweites mit gleichem Thema und bei guter Anerkennung durch. Das belegt die Veränderung der Forschungsorientierung von der ursprünglichen Familiensoziologie immer deutlicher auf soziologische Probleme der Stadt- und Territorialentwicklung. Innerhalb dieser Aktivitäten wurden von Mitarbeitern der Abteilung Soziologie 18 Promotionen und zwei Habilitationen gefertigt bzw. betreut.²⁰ Prof. Voigt war bis zur Auflösung des Wissenschaftlichen Rates für soziologische Forschung in der DDR Vorsitzender des Problemrates „Lebensweise und Territorium“ und Mitglied des Forschungskomitees „Regionale und urbane Entwicklung“ der International Sociological Association (ISA) und vertrat auch nach dem Ende der DDR die Fachrichtung an der Universität Rostock. Nach Abwicklung der Sektion Marxismus-Leninismus wurde die Abteilung Soziologie auf seine und die Initiative von Dr. Hanna Haack mit Wirkung zum 21.12.1989 kurzfristig in ein Institut für Soziologie und Sozialgeschichte überführt. In der neu strukturierten Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät fand die Soziologie eine neue Perspektive. Daran hatte die Arbeit von Prof. Voigt einen entscheidenden Anteil.

¹⁷ Kaube, S. 273

¹⁸ Rektor der Universität Rostock Prof. Günter Heidorn an den Stellv. d. Staatssekretärs Herrn Prof. Dr. G. Schirmer, 15.02.1966, UAR SML / 132.

¹⁹ Einladung zum I. Internationalen Symposium über Leitung und Planung sozialer Prozesse in der Stadt, Juli 1975, SML / 134.

²⁰ Zu den zwischen 1975 und 1984 betreuten Promotionsthemen: UAR SML / 456.

Voigt, Peter



Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000793)
 vom 13.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil. Dr. rer. oec.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1983-92 ao. Professor für Soziologie 1983-2004 Professor (C3) für Theorie der Soziologie und Theoriengeschichte
<i>Fakultät:</i>	Sektion Marxismus-Leninismus (1969-1990) Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Institut für Soziologie

<i>Weitere Vornamen:</i>	Jürgen
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 10.02.1939 in Magdeburg
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Ernst Voigt
<i>Mutter:</i>	Gertrud Voigt
<i>Kurzbiographie:</i>	
1957	Abitur, Magdeburg
1959-63	Studium Betriebs- und Volkswirtschaftslehre, Univ. Rostock
1970-90	Leiter der Abteilung Soziologie am Institut für Marxismus / Leninismus, Univ. Rostock
1983	Berufung zum außerordentlichen Professor für Soziologie
1992	C3-Professur für Theorie der Soziologie und Theoriengeschichte
<i>Akademische Abschlüsse:</i>	
Promotion:	1968 Dr. rer. oec., Univ. Rostock
Habilitation:	1977 Dr. sc. phil., Univ. Rostock

<i>Akademische Selbstverwaltung:</i>	
1990-92	Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
1990-96	Institutssprecher

Funktionen:

Vorsitzender des Vereins "Phönix" zur Resozialisierung von Haftentlassenen Rostock
Präsident des Lions-Club Rostock
Vorsitzender des Vereins "Soziokulturelles Netzwerk e.V."

Ehrungen:

1978 Forschungspreis der Univ. Rostock I. Klasse

Werke (Auswahl):

Soziale Prozesse im Territorium - analysieren, planen und lenken, Staatsverlag, Berlin 1977.
Probleme der soziologischen Analyse der Stadt, Dietz-Verlag, Berlin 1978.
Sozialistische Sozialpolitik geht nur, wenn gut gearbeitet wird, Ostseezeitung vom 31.03./01.04.1984.
Systemumbruch, Arbeitslosigkeit und individuelle Bewältigung in der EX-DDR, zusammen mit Th. Kieselbach, Dt. Studienverlag, Weinheim 1993.
Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik von 1949-1990, in Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Leske+Budrich; Opladen 1998.

Quellen:

eigene Angaben

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Peter Voigt am 12. Januar 2007

Kersten Krüger:

Herr Voigt, jetzt haben Sie das Wort.

Peter Voigt:

Lieber Kersten Krüger, meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bitte es nicht als eine rhetorische Floskel zu werten, wenn ich mich ganz zu Beginn für diese Einladung bedanke, sozusagen zu den Auserwählten zu gehören, die eventuell etwas zur Geschichte der Universität, zumindest zur Geschichte der neueren Zeit beitragen dürfen. Ich will versuchen, so wie mir es ja auch in der Einladung kundgetan wurde, meine Biografie so kurz wie möglich zu halten und sie nur in Stichworten zu erwähnen. Lediglich die Dinge, die mich in meiner Biografie emotional besonders bewegt haben und die in irgendeinem Zusammenhang mit dem universitären Leben stehen (also nicht meine Verhältnisse zu früheren Damen oder so), möchte ich hier etwas deutlicher hervorheben. Wenn Sie ansonsten zur Biografie oder anderen Dingen Nachfragen haben, haben wir ja genügend Zeit. Ich will mich sehr bemühen, das so kurz wie möglich zu fassen.

Ich bin 1939 in Magdeburg geboren. Als Sechsjähriger bin ich, und das war für mich durchaus ein emotionelles Erlebnis, am 16. Januar 1945, als Magdeburg, eine der vielen Städte, eine der fast letzten vor Dresden, total zerbombt worden ist, mit meiner Mutter (mein Vater und mein großer Bruder waren wie die meisten Männer im Felde) durch das brennende Magdeburg gelaufen. Meine Mutter hatte sich dabei schwere Brandverletzungen zugezogen. Die Emotion der brennenden Städte und des Krieges hat sich bei mir so im Gehirn verhaftet, dass ich heute jegliche kriegerischen Handlungen, zu welchem Zwecke auch immer, als hirnrissig und verbrecherisch betrachte. Ich habe dann von 1945 bis 1953 die Rosa-Luxemburg-Schule, das war die damalige Grundschule, besucht und dann von 1953 bis 1957 das Otto-von-Guericke-Gymnasium. Das war eines der letzten Gymnasien der DDR, wurde dann später aber auch zu einer Erweiterten Oberschule umgewandelt. Wahrscheinlich hat man den alten Begriff Gymnasium damals noch gelassen, weil Otto von Guericke und Magdeburg natürlich eine sehr enge Verbindung haben. Dort habe ich das Abitur gemacht. Ich muss heute immer wieder sagen, wenn ich die Entwicklung meiner Enkelkinder betrachte: Das war eine sehr gute schulische Ausbildung. Ich behaupte mal frech, besser als sie heute in den allgemeinbildenden Schulen läuft. Beweisen kann ich es natürlich nicht. Denn ob mir meine Enkelkinder immer die Wahrheit sagen, weiß ich natürlich auch nicht. Aber zumindest war es eine sehr gute allgemein schulische Aus-

bildung, von der ich durchaus heute auch noch zehre. Das sage ich wirklich ohne Übertreibung.

Natürlich wollte ich nach dem Abitur, das ich mit sehr gutem Abschluss gemacht habe, gerne studieren und ich hatte mich an der Universität Rostock beworben, um dort Medizin und im Zweitfach Wirtschaftswissenschaft zu studieren. Wir mussten damals noch ein Zweitfach angeben, falls das Erstfach nicht ging. Wirtschaftswissenschaften hatte ich dort eingetragen. Beides wurde nichts, ich bekam am 1. Juli 1957 einen Brief. Aus meinem Privatarchiv habe ich die Dinge noch mal herausgesucht. Ich will es nicht ganz vorlesen, da steht nur „für das Studienjahr 1958/1959 vorgemerkt, also nicht immatrikuliert, diese Vormerkung ist an die Bedingung geknüpft, dass Sie in der Zwischenzeit ein Jahr als Arbeiter in einem sozialistischen Betrieb der Industrie oder Landwirtschaft tätig sind. Der Rektor, Hückel, in Vertretung Prorektor für Studienangelegenheiten.“

Nun gut, das habe ich dann auch getan, da ich, wie man zu DDR-Zeiten sagte, aus einer kleinbürgerlichen Familie kam, und mein Vater eine kleine Tischlerei mit vier Gesellen hatte. Da habe ich gesagt, was machst du denn nun in dem Jahr? Mein Vater sagte: „Dein ganzer Studienkram ist sowieso Mist. Handwerk hat goldenen Boden.“ Wie das denn so bei Handwerksmeistern war. „Nicht, also um Gottes Willen nicht Holz, das hast du bei mir in der Werkstatt genug gelernt, mach etwas mit Metall.“ Dann bin ich nach einer ganzen Reihe von Umwegen ins SKET [Schwermaschinenkombinat Ernst Thälmann] nach Magdeburg gekommen. Dort habe ich zunächst als Anlerner an einem Bohrwerk gearbeitet, habe mir dann aber gesagt, du musst die Zeit schon nutzen. Ich habe versucht, dort einen normalen Gesellenbrief als Bohrwerksdreher zu erreichen, was mir nach einem dreiviertel Jahr gelang, auch weil man mir viele Fächer auf der Berufsschule durch den Abiturabschluss, also Deutsch, Geschichte, Gegenwartskunde, wie das damals hieß, also Politunterricht, anerkannte. Was ich lediglich machen musste, war Technisches Zeichnen und Werkstoffkunde, das ist klar, denn die gehörten ja nicht zur Abiturausbildung. Das habe ich gemacht und nach einem dreiviertel Jahr mein Gesellenstück abgeliefert. Das war eine Buchse für eine Kurbelwelle, die ich drehen musste. Dann habe ich meinen Gesellenbrief als Bohrwerksdreher bekommen.

Nach diesem einen Jahr habe ich mich natürlich wieder in Rostock gemeldet und gesagt: „Jetzt habe ich mein Jahr hinter mir, meinen Gesellenbrief habe ich gemacht, in der sozialistischen Produktion war ich auch, was ist denn nun liebe Kollegen?“ Na ganz so frech habe ich den Brief damals nicht geschrieben, logischerweise, aber ich sage es heute mit meinen Worten. Ich bekam dann wieder einen sehr netten Brief von einem Herrn Kollegen Roger, damals Prorektor für Studienangelegenheiten. Der Herr Professor Roger steht auch im Catalogus Pro-

fessorum dieser Universität.¹ Den Brief möchte ich gern mal vorlesen. Sie sehen, wie alt der ist. „Der Entscheid der Auswahlkommission an der Universität Rostock hat ergeben, dass Ihre Vormerkung für das Studium der Industrieökonomie“ – ich wurde gleich auf die Wirtschaftswissenschaften umgelenkt – „1958/1959 weder zu einer Direktzulassung noch zu einer Verlängerung der Vormerkung für das nächste Jahr führt. In ihrem Beschluß stützt sich die Kommission darauf, daß Sie die Bedingungen des praktischen Jahres nicht voll erfüllt haben, denen zufolge Sie sich in Ihrer praktischen Tätigkeit fachlich und gesellschaftlich zu bewähren hatten, um den für das Hochschulstudium, insbesondere für die Wirtschaftswissenschaften erforderlichen Reifegrad zu erlangen. Wir empfehlen Ihnen, sich ernsthaft um diese Reife zu bemühen, damit Sie in späterer Zeit nach erneuter Bewerbung zum Studium berücksichtigt werden können. Hochachtungsvoll, Der Rektor, i. V. Dr. Roger“.

Dann habe ich noch ein dreiviertel Jahr gearbeitet, habe mich wieder beworben und bekam wieder eine Ablehnung. Danach habe ich etwas getan, was übrigens in den zwei Jahren meiner praktischen Tätigkeit für mich sehr wertvoll war, außer dass ich handwerkliche Kenntnisse erwerben konnte. Ich habe, und das meine ich überhaupt nicht ironisch und auch nicht abhebend, sehr ernsthaften Kontakt zur Arbeiterklasse bekommen. Ich habe erlebt, wie Menschen dort eigentlich leben, arbeiten, wie sie denken, was sie machen, was ihre Vorzüge und was ihre Nachteile sind. Meinem Brigadier, Julius Tiefert, das werde ich nie vergessen, habe ich gesagt, dass ich wieder abgelehnt wurde. Da hat er gesagt: „Das ist eine Sauerei. Das kann ja wohl nicht wahr sein. Weißt du was, jetzt fährst du nach Berlin zu Ulbricht und beschwerst dich, und wenn das nicht hilft, dann fährt unsere gesamte Brigade (das waren 28 Bohrwerksdreher) nach Berlin und macht dort Rabatz.“

Dann bin ich auf meinem Motorrad, eine Sport-AWO, nach Berlin gefahren. Ich weiß nicht, wer die noch kennt. Das war sozusagen die Harley der DDR. Die konnte ich mir leisten, weil ich ja als Bohrwerksdreher ganz gut verdient habe. Ich war ja in einem ganz normalen Gesellenverhältnis. Ich fuhr zum Gebäude des ZK der SED, bin dann unten hinein gegangen und habe gesagt: „Guten Morgen, ich möchte den Genossen Ulbricht sprechen.“ Sehr naiv war ich natürlich noch, aber ich dachte, versuche es mal. Die Genossen da unten in ihren Uniformen guckten mich etwas zweifelnd an und sagten: „Nimm Platz, Genosse.“ Da habe ich dann zwei Stunden gegessen und dann habe ich gesagt: „Wie ist es nun, kann ich den Genossen Ulbricht sprechen?“ „Nein, der Genosse Ulbricht ist heute gar nicht im Haus, aber Genosse, beruhige dich, es wird ein anderer Genosse kommen, der mit dir spricht.“ Was dann auch geschah. Es war der Abteilungsleiter Herrmann, der

¹ Prof. Dr. Gerhard Roger: Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001328

für Hochschulen und Bildung, glaube ich, so hieß das damals in der DDR, zuständig war. Er hat sich mit mir sehr ausführlich unterhalten. Ich habe ihm diese ganze Schweinerei erzählt und er entließ mich nach einer guten Stunde des Gesprächs mit den Worten: „Wir werden das klären.“

Es wurde dann auch geklärt. Denn von dem gleichen Kollegen Herrn Roger bekam ich mit Schreiben vom 21. Juli einen Zulassungsbescheid, in dem nun drin stand: „Sie wurden aufgrund Ihrer guten fachlichen Leistungen und Ihres gesellschaftlichen Einsatzes aus einer Vielzahl von Bewerbern ausgewählt. Ich erwarte deshalb von Ihnen, dass Sie sich auch an der Universität mit gleicher Aktivität für die Entwicklung unseres Arbeiter- und Bauernstaates einsetzen und damit das in Sie gesetzte Vertrauen durch gute Studienleistungen und eine ausgezeichnete Studiendisziplin und tatkräftige Mitarbeit im gesellschaftlichen Leben der Hochschule rechtfertigen. Für das Studium wünsche ich Ihnen viel Erfolg. 21. Juli 1959.“

Immerhin war es für mich etwas Ironie, nachdem ich noch ein paar Wochen vorher wegen schlampigen gesellschaftlichen Verhaltens abgelehnt wurde. Also die Genossen in Berlin hatten das Wort der Arbeiterklasse offensichtlich doch erhört und so kam ich dann nach Rostock. Hier habe ich von 1959 bis 1963 Industrieökonomie, heute würde man sagen BWL, das ist etwa vergleichbar, also nicht VWL, Volkswirtschaftslehre, sondern BWL, Betriebswirtschaftslehre, studiert. Ich habe dort mein Diplom erworben und denke mit nicht so sehr schlechten Zeugnissen.

Nach dem ersten Studienjahr hatte ich sehr großes Glück, ich wurde Karl-Marx-Stipendiat. Die Universität hatte zwei Plätze für Karl-Marx-Stipendien, einer lag im Bereich der Medizin und der andere war frei und offen. Der im Bereich Medizin war immer festgesetzt, nicht durch die Person, aber als Platz. Der andere war offen und den bekam ich. Voraussetzung war ein Leistungsdurchschnitt von 1,1. Den konnte ich gerade noch so aufweisen und bekam dann dieses Karl-Marx-Stipendium, was für mich als angehenden Diplomwirtschaftler von äußerstem Vorteil war, denn ich bekam damals 450 DDR-Mark. Das war ein Riesengeld, das durchschnittliche Arbeitereinkommen lag bei etwa 440 bis 460 DDR-Mark. Ich hatte seit dieser Zeit sehr viele Freunde, da ich einer der Begüterten war und natürlich bei den nicht so ungewöhnlichen Bierabenden doch immer etwas spendabler sein konnte.

Der Abschluss des Studiums war 1963. Wenn Sie zum Studium und anderen Details Fragen haben, jederzeit, ich will jetzt aus Zeitgründen darauf verzichten. 1963 habe ich geheiratet, meine Frau, Heidemarie Voigt. Wir haben uns zehn Wochen gekannt und dann geheiratet. Das ist für heutige Verhältnisse sicherlich ungewöhnlich, aber ich darf dazu sagen, dass ich mit dieser Frau immer noch in sehr glücklicher Ehe verheiratet bin. Ich will nicht leugnen, dass es in 43 Jahren

auch manche Probleme gegeben hat, zweifelsfrei, aber wir haben sie gelöst, und ich bin sehr froh, dass wir diesen Schritt damals gemacht haben.

Nach 1963 war für mich natürlich die Frage, wie nun weiter? Ich hatte immer ein bisschen damit geliebäugelt im universitären Bereich weiter zu arbeiten. Es gefiel mir eigentlich ganz gut dort. Nicht dass ich sagte, da kannst du faulenzen oder da brauchst du nicht so hart zu rackern wie draußen in der Praxis, sondern weil es mir auch ein bisschen lag, wissenschaftlich zu arbeiten und Vorträge zu halten. Da habe ich gedacht, das wäre gar nicht schlecht. Aber es war eigentlich nicht so recht was frei zu dieser Zeit. Ich wurde ja damals durch den Zulassungsbescheid vom SKET Magdeburg, dem Schwermaschinenkombinat Ernst Thälmann, zum Studium delegiert. Das hatte den Vorteil, dass ich auch Büchergeld außer dem Karl-Marx-Stipendium erhielt. Ich war relativ gesehen damals viel besser bezahlt als später als Hochschullehrer.

Die Delegierungsbetriebe waren verpflichtet, die Leute nach dem Studium wieder einzustellen. Also die Position war mir sicher. Die armen Studenten von heute sind da viel schlechter dran. Wir hatten auf jeden Fall damals immer einen Arbeitsplatz, nämlich vom Delegierungsbetrieb, wenn man denn aus betrieblicher Ebene delegiert war, was ja nicht für alle Abiturienten der damaligen Zeit zutraf. Ich glaube, es waren relativ wenige und durch meine persönliche Biografie war ich begünstigt. Insofern hat Herr Roger mir eigentlich nichts Schlechtes getan damals.

Wenn ich das im Nachhinein mit etwas Abstand sehe, habe ich noch Vorteile davon gehabt. Sie sagten natürlich auch: „Selbstverständlich kannst du mit dem Diplom jederzeit zu uns kommen.“ Aber es gab noch eine andere Firma, DKK Scharffenstein, das war die Kühlschränkfirma der DDR aus Scharffenstein, die die kleinen Kühlschränke, übrigens für den ganzen europäischen Bereich, fertigte. Das war damals einer der wenigen Betriebe, der auch in den Westen exportiert hat. Die suchten einen jungen Diplomwirtschaftler, der das Kundendienstbüro weiter aufbauen sollte und boten mir alles Mögliche.

Meine Mutter war nach ihren Kriegsverletzungen sehr früh verstorben, da war ich noch ein relativ kleiner Bursche. Mein Vater verstarb 14 Tage nachdem ich mein Diplom bekommen hatte. Wir hatten natürlich durch die Tischlerei, die mein Vater hatte, auch eine recht gute Drei-Zimmer-Wohnung in der Nähe unserer Tischlerei. Ich sagte den Leuten in Scharffenstein, weil mich das Kundendienstbüro und Auslandsreisen reizten – das war ja für uns als ehemalige DDR-Bewohner nicht so ganz einfach –: „Na ja, ich würde gern zu euch kommen, nur die Wohnung, denn ich könnte sofort die von meinen Eltern, von meinem Vater übernehmen.“ Und da sagten sie: „Wohnung ist kein Problem, das lösen wir in Scharffenstein auch.“ Ich sagte: „Donnerwetter!“

Die damalige Universitätsleitung interessierte sich auch für mich. Aber zunächst mal nicht so sehr für die wissenschaftliche Arbeit, sondern, da ich ein

Jahr sozusagen ehrenamtlich während meiner Studienzeit FDJ-Sekretär der Fakultät war und meine Sache wohl auch nicht so schlecht gemacht habe – das kann man heute positiv wie negativ sehen, ich sehe es positiv –, drängte mich die Universität, die Universitätsparteileitung insbesondere, doch hauptamtlicher FDJ-Sekretär der Universität zu werden, was mir eigentlich nicht so passte. Ich muss ganz eindeutig sagen, nicht in erster Linie aus politischen Gründen. Ich dachte vielmehr, du wolltest doch Wissenschaft machen, Wohnung bieten sie dir in Rostock auch nicht, dann gehe nach Scharffenstein, da hast du eine Wohnung, und da kannst du vielleicht auch etwas tun und ich sagte dann der Universitätsparteileitung: „Liebe Genossen, nein.“

Noch während meiner Zeit als Bohrwerksdreher war ich in die Partei eingetreten, eigentlich zunächst mal auf Anraten meiner Brigade, die sagte: „Mensch, wenn du hier was werden willst, musst du in die Partei eintreten, sonst wird das eh nichts. Mach das Junge!“ Na, so einfach ging das auch nicht. Ich musste mir das zumindest mal angucken, und was da im Statut stand, fand ich gar nicht so schlecht. Die Ideen von Sozialismus, Gleichheit und so weiter, das fand ich gar nicht schlecht.

Der Universitätsparteileitung sagte ich also, dass ich ein Angebot nach Scharffenstein habe und dass es mir vor allem um die Wohnung geht. Der damalige Parteisekretär Ruprecht sagte daraufhin: „Die Wohnung ist kein Problem, das klären wir auch in Rostock.“ Da hätte ich natürlich mein Gesicht fast verloren, wenn ich nun auch noch nein gesagt hätte. Denn ein bisschen Karriere wollte ich schließlich auch noch machen in diesem Land. Und ich bekam, was für damalige Verhältnisse wirklich ungewöhnlich war, eine Einraum-Neubauwohnung in Rostock-Reutershagen, Max-Maddalena-Straße in der 4. Etage, das werde ich nie vergessen. Ich zog also mit meinem neu angetrauten Weibe unmittelbar nach der Hochzeit in eine neue Wohnung, was für DDR-Verhältnisse luxusverdächtig in hohem Maße war.

Meine Bedingung war: zwei Jahre und nicht länger. Diese zwei Jahre habe ich dann auch gemacht, das heißt nicht ganz, denn ich wurde ein knappes halbes Jahr vorher vom Zentralrat der FDJ aus dieser Funktion rausgeschmissen wegen nicht gerade den Linien des Zentralrates entsprechenden sinnigen Verhaltens. Worum es da im Einzelnen ging, das will ich hier nicht erwähnen, wer Fragen dazu hat, dem will ich das durchaus gerne sagen. Ich habe diese zwei Jahre, obwohl ich sie sozusagen wegen der Wohnung angetreten habe, nie bereut. Es waren auch nicht die schlechtesten Jahre, das muss ich sagen. Schließlich sind solche Funktionen sicherlich immer aufreibend und mit Ärger verbunden, mit politischem Ärger, mit kleinen Ärgernissen. Ich habe, da ich als FDJ-Sekretär stimmberechtigtes Mitglied des Akademischen Senates war, unheimlich viel gelernt, wie an einer Universität die Suppen gekocht werden – übrigens nach dem gleichen Rezept wie heute, nur die Gewürze sind etwas anders. Aber die Art und

Weise, wie Fakultätsegoismus und persönlicher Egoismus in das Gerangel großen Wissenschaftsgehaves verkleidet werden, das war damals nicht anders.

Und da habe ich sehr gut gelernt. Als ich danach in das akademische Leben eintrat, war mir das sehr von Nutzen. Ich hatte zudem auch gelernt, was man ja sonst nirgendwo lernen konnte und auch heute nicht kann, vor größeren Kreisen, 300 bis 400 Leuten, zu sprechen und sich dort in einer Diskussion zu stellen. Wie man das macht, wie man mit damaligen Mitteln so etwas vorbereitet, wie man vorne ein paar Claqueure platziert (was man übrigens heute noch genauso macht), die im rechten Moment sagen: „Völlig richtig, so sind wir auch dafür.“, all das lernt man aus keinem Lehrbuch, das lernt man in einer solchen Funktion.

Gerade bin ich dabei, die Memoiren des ehemaligen Kanzlers Schröder zu lesen, der ja davon ein Lied zu singen weiß. Er meint allerdings, er habe das meiste bei seinen Fußballspielen als Acker Schröder, damals in der Nähe von Hannover gelernt. Ich habe also diese zwei Jahre gemacht. Rausgeflogen bin ich aus dieser Funktion eigentlich durch eine ganz kleine Episode. Mein damaliger Kollege Kobrolz, der FDJ-Sekretär von Greifswald, und ich, wir waren beide immer etwas, na ja, ich will nicht sagen widerspenstig oder regimekritisch, um Gottes Willen, aber nicht ganz so, wie die Leute es im Zentralrat wollten. Und wir kriegten wieder einmal eine Brigade geschickt, die sozusagen unsere Arbeit vom Zentralrat aus überprüfte.

Das war durchaus üblich. Die kamen natürlich dann auch zu uns. Zu einem bestimmten Termin meldeten sie sich an und sagten, was sie wollten. Zuerst wollten sie natürlich die Hochschulgruppenleitung einigermaßen unter die Lupe nehmen. Das haben sie auch gemacht, dann waren die einzelnen Fakultäten dran. Die vom Zentralrat saßen in meinem Vorzimmer. Ich saß ja ganz oben im Hauptgebäude, hatte einen eigenen Dienstraum, eine Sekretärin, einen Stellvertreter. Ich bitte Sie, das hat heute mancher Dekan nicht. So, und die saßen im Vorraum, und ich habe gemeint, ich hätte die Tür zugemacht, hatte ich aber nicht, die stand ein bisschen auf. Und ich rief den Sekretär der Technischen Fakultät, Jürgen Bege-
mann, der übrigens noch Kombinatdirektor beim Schiffbau hier war, an und sagte: „Jürgen, die Schnüffler sind da!“ So, und das hörten die Genossen, mehr brauche ich nicht zu erzählen, damit war der Fall zu Ende, und man wies uns dann auch nicht unberechtigt nach, dass wir da nicht so ganz ordentlich gearbeitet haben. Ich wurde dann also genau genommen fünf Monate vor Ablauf meines Vertrages von dieser Funktion entbunden. Aber immerhin, ich bekam noch einen Blumenstrauß von der Kreisleitung der SED für meine angeblich gute Arbeit.

Na gut, ich stand auf der Straße, nicht im Sinne von arbeitslos, das gab es ja damals nicht, aber ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich wollte natürlich irgendwo gerne an der Universität bleiben. An sich wollte ich zu Prof. Herbert Luck, der die politische Ökonomie vertrat; er ist schon seit vielen Jahren verstorben. Seine Vorlesungen und Seminare haben mich immer sehr angesprochen,

und ich verkenne nicht, ich bin bis heute, zumindest was die theoretische Arbeit betrifft, ein glühender Marxist. Ich kenne keine bessere Arbeit über die ökonomischen Bewegungsgesetze der Gesellschaft als die von Marx. Es gibt auch vieles, worüber man bei der Person Marx und seiner Einschätzung und der sich daraus ergebenden Entwicklung diskutieren kann, das ist keine Frage, aber die ökonomische Analyse der Gesellschaft ist die brillianteste, die ich bisher je gelesen habe. Es gibt nichts besseres, alles andere ist Kauderwelsch. Man könnte jede Seite des „Kapitals“ aufschlagen und sagen: „Geht heute durch die August-Bebel-Straße und ihr erlebt ihn, zwar etwas verfeinert mit einer etwas besseren Luft, der Geschmack ist besser geworden, aber das Grundrezept ist das gleiche wie vor fast 200 Jahren in Manchester. Da hat sich nicht so furchtbar viel geändert.“

Mein Vorhaben gelang aber nicht, weil der Kollege Luck wegging, und zwar in die Bezirksleitung, um Leiter der Abteilung Wirtschaft zu werden. Sein anderer Kollege, Alfred Klein, den mochte ich nicht, und wir hatten nicht die rechte Chemie, dem war ich zu frech, das ging nicht, wurde nichts. Ich dachte, was machst du nun. Ich wohnte ja in Rostock und so ohne weiteres weg konnte ich ja auch nicht. Da traf ich in der Kröpeliner Straße, ich werde es nie vergessen, den Herrn Professor Manfred Krüger, der damals, während meiner Zeit als FDJ-Sekretär, im zweiten Jahr Parteisekretär der Universität war. Er fragte: „Was machst du jetzt?“ Ich antwortete: „Das weiß ich noch nicht, ich wollte eigentlich zu Luck, aber daraus ist nichts geworden.“

„Also weißt du, komm zu mir“, meinte er, und ich antwortete: „Was zu M/L? Was soll ich denn da? Also das ist ja auch nicht mein Ding.“ „Na ja, denn eben nicht M/L“, erwiderte er, „aber ich habe den Auftrag, eine Abteilung für Soziologie in Rostock zu entwickeln.“ Ich erinnere mich genau, dass ich ihn gefragt habe: „Soziologie? Was ist das denn?“ Und er sagte: „Weiß ich auch nicht so ganz genau, aber ich habe den Auftrag, wir sollen das machen.“ Da ich den Krüger an und für sich mochte, das war so ein uriger Typ, ja der hatte auch seine Macken, wie jeder von uns, aber ich mochte ihn irgendwie und sagte mir, dass machst du mal.

Dann habe ich mit der Kenntnis angefangen, dass ich nicht weiß, was Soziologie ist, und habe als Autodidakt, das, was mir an Literatur zur Verfügung stand, gelesen, um herauszufinden, was denn wohl Soziologie ist. Ich habe mir dann nach einer gewissen Zeit eingebildet, dass ich jetzt weiß, was das ist. Ich muss dazu sagen, der Start war sehr schwer, aber für mich in einer ungeheuren Weise didaktisch nützlich, weil die Studenten das gleiche Problem hatten, als ich später Hochschullehrer war. Die kamen an und hatten sich für Soziologie eingeschrieben und haben die dollsten Vorstellungen gehabt, wussten aber eigentlich nicht, was Soziologie ist. Deshalb habe ich meine Einführung in die Vorlesung, die ich ja fast 15 Jahre gehalten habe, nie mit einer Gegenstandsdefinition begonnen, weil jeder sonst gesagt hätte: „Bei dem tickt es.“ Sie wissen ja, dass die Diskussion

über den Gegenstand einer Wissenschaft zu den weisen Akademikern gehört. Ob das noch zum Gegenstand gehört oder nicht, darüber kann man dann tunlichst streiten.

Aber für einen Studenten, der nicht weiß, was Soziologie ist, eine Gegenstandsdefinition zu beginnen, bringt nur die Verunsicherung: „Wie bin ich hier bloß in diesen Hörsaal gekommen.“ Also habe ich mit ganz praktischen Dingen des Lebens angefangen, die etwas mit Soziologie zu tun haben könnten. Das war aber ein bisschen meiner Erfahrung als Nichtkenner der Soziologie geschuldet. Das habe ich dann auch eine ganze Weile gemacht.

Dann war ich wissenschaftlicher Assistent, später Oberassistent, die normale akademische Leiter, die man zu DDR-Zeiten erklimmen hat. Ich wurde 1970 zum Dozenten für Soziologie berufen. Vorher wurde mir die Leitung der Abteilung Soziologie übertragen. Die war im Soziologenkeller, damals übrigens schon, den Sie – Herr Krüger – ja 1990 noch kennen gelernt hatten. Von dort habe ich etliche Jahre die Welt von unten angesehen. Das war manchmal auch ganz nützlich. Von unten sieht die Welt anders aus als von oben, meine Damen und Herren. Sie wissen schon, was ich meine.

Natürlich habe ich promoviert. Ich wollte ja die akademische Laufbahn einschlagen: 1968 Promotion zu einem arbeitssoziologischen Thema und 1977, also neun Jahre später, die Habilitation. Das hat sehr lange gedauert, aber das hing mit verschiedenen Dingen zusammen. Vor allem damit, dass ich immer noch nach einem Habilitationsthema gesucht habe. Schließlich fand ich ein stadtsoziologisches Thema – und ich halte mir zugute, dass ich wohl im Rahmen der DDR so etwas wie ein Führungskopf der DDR-Stadtsoziologie war. Über dieses Thema habe ich 1977 habilitiert. 1983 wurde ich zum außerordentlichen Professor berufen. Das hatte nichts damit zu tun, dass man eine ordentliche Professur nicht wollte, sondern es hing ganz einfach damit zusammen, dass es eine Ausbildung, also feste Lehrstühle für Soziologie damals nur in Berlin, Leipzig und Halle gab. Wir waren in Rostock sozusagen immer ein Dienstleistungsfach für andere, also wir bildeten keine Soziologiestudenten aus und hatten daher auch keine festen Lehrstühle für Soziologie. Über die vier Buchstaben aufgrund meiner Verdienste war ich sehr froh. Das hatte also nichts mit meinem frechen Maul oder sonst Nicht-Leiden-Wollen zu tun, sondern einfach mit der Stellensituation, die es damals an der Universität gab.

Das Jahr 1984 war für mich ein schlimmes Jahr. Ich hatte ja außer meiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit ja immer so einiges gemacht, unter anderem regelmäßig in der OSTSEE-ZEITUNG Artikel geschrieben, so etwa fünf bis sechs Stück im Jahr. Das war abgesprochen mit der OSTSEE-ZEITUNG, dass ich das mache, mit dem Siegbert Schütt, dem damaligen Chefredakteur. In diesen Artikeln, die ich natürlich alle in meinem Privatarchiv auch noch gesammelt habe, versuchte ich immer, ein bisschen wider den Stachel

zu lücken, so weit es denn unter den damaligen Bedingungen ging. Aber meine Damen und Herren, Helden waren wir ja alle nicht, und wenn es jetzt einige Kollegen gibt, die früher gearbeitet haben, sich jetzt zu Helden stilisieren, die waren es auch nicht. Wir haben immer gut abgewogen, was kannst du dir leisten, was kannst du verantworten und wie weit kannst du gehen. Das habe ich in diesen Artikeln, wo man ja nicht wissenschaftlich, sondern propagandistisch schreibt, getan. Journalistisch zu schreiben ist manchmal schwerer als wissenschaftliche Texte zu verfassen, vor allen unter diesen Konditionen.

Das habe ich so gemacht, dass ich der Redaktion der OSTSEE-ZEITUNG sozusagen meinen Entwurf des Artikels geschickt habe, immer etwas frech, und die haben dann verändert, so nach der Devise, so geht das nicht, hier muss ein Zitat von Erich Honecker rein, die Bemerkung geht auch nicht, das nehmen die übel in Berlin, raus und raus und rein. Dann habe ich gesagt: „Na gut, ihr habt ja die Erfahrung mit eurer Zentrale in Berlin, dann macht das mal so.“ Und dann habe ich das abgezeichnet und es ging in den Druck.

Einen Artikel habe ich dann geschrieben, der in der Wochenendausgabe vom 31. März zum 1. April 1984 erschien. Das ist dieser berühmte Artikel. Am Freitag befand ich mich auf der Autobahn von Thüringen nach Rostock mit meiner Frau, im WARTBURG – ich war inzwischen fast in der oberen Klasse der DDR-Gesellschaft und fuhr dieses Auto. Zu meiner Frau sagte ich: „Mensch, ich habe gar nichts von der OSTSEE-ZEITUNG gehört, die haben sich diesmal gar nicht gemeldet.“ Ich kam zurück, schlug die Zeitung auf und sagte: „Du, die haben den Artikel so gedruckt, wie ich ihn geschrieben habe, das gibt Ärger.“ Diesen Artikel habe ich noch, das ist mein letztes Exemplar.

Es gab daraufhin eine, man kann wirklich sagen, eine Welle von Ärger. Ich versuche die wichtigsten Punkte herauszunehmen. Natürlich wurden sofort Arbeitsgruppen in der Bezirksleitung und der Kreisleitung gebildet. Ich wurde meines Amtes enthoben, bekam zwei Jahre Vorlesungs- und Publikationsverbot und meine Steigerungssätze, so hießen die ja damals, wurden mir gestrichen. Es wurde verdammt ernst. In allen Großbetrieben der DDR wurden Parteiversammlungen abgehalten, um sich von diesem renitenten Artikel zu distanzieren. Eigentlich – ja man muss da mal zwischen den Zeilen lesen können – stand darin gar nichts so Gefährliches. Nur indirekt war der Artikel gefährlich, weil darin Unbequemes zum Ausdruck kam. Den Text hatte ich ja so geschrieben, aber wider Erwarten haben sie ihn auch so gedruckt. Vielleicht war der Schütt an dem Abend betrunken oder er hatte Mut gefasst. Ich weiß es nicht. Jedenfalls erschien das Ding so und mit diesen ganzen Folgen.

Das war für mich wirklich sehr schlimm und bedrängend, das darf ich hier sagen, weil es an die Substanz ging. Zu meiner Frau sagte ich: „Weißt du, ich weiß nicht, ob es mir noch mal gelingt meine Kenntnisse als Bohrwerksdreher zu aktivieren, aber richte dich drauf ein. Denn jetzt kommt für mich das Ende an

dieser sozialistischen Universität.“ So wurde es jedoch nicht, denn der Widerstand von außen war erstaunlich groß, nicht von der Universität, auch nicht von den Leuten, die heute Ehrensatoren sind oder so, nein, von denen kam kein Zuspriech. Der Einzige, der mich ein wenig unterstützt hat, war ein Kollege, der auch schon hier war, das war der Helmut Kristen.² Der hat zumindest ab und zu mal gesagt: „Na Kinder, das ist doch nicht ganz falsch, was der da geschrieben hat, was macht ihr denn da mit dem.“ Der Widerstand kam wiederum von der Arbeiterklasse. Ich habe 1.282 Briefe innerhalb einer Woche bekommen – mit Zustimmung. Mir wurde die Auflage erteilt, all diese Briefe in der Universitätsparteileitung abzugeben, was ich auch gemacht habe, denn ich wollte jetzt nicht noch ein Ei legen, dann wäre es noch schlimmer gekommen.

Die haben natürlich die Briefe weitergereicht an ein Gebäude, in dem wir hier sitzen, das der Staatssicherheit. Die Sache war ziemlich heiß. Die lieben Genossen haben doch ihre eigene Zeitung früher überhaupt nicht gelesen. Das wäre ja alles so durchgegangen, wenn nicht der Herr Generalsekretär auf der Insel Vilm – der Schweinehund – Westfernsehen geguckt hätte, was er uns ja allen als sehr schädlich und psychologisch falsch verboten hatte. Also muss er dort offensichtlich eine Schlüssel gehabt haben. Er hat dann angerufen und Weisung erteilt, weil das ZDF diesen Artikel ziemlich hoch gepuscht hatte, so nach der Devise, endlich sagt mal ein DDR-Soziologe, wie es um die Sozialpolitik wirklich steht. Von da an ging dann der ganze Kreislauf los. Also, wie gesagt, es war eine ziemlich böse und schlimme Zeit für mich, aber ich habe es überlebt und nach zwei Jahren mit der Lehrtätigkeit wieder anfangen können. Ich hatte in dieser Zeit, das sage ich auch noch mal so ganz nebenbei, einen Nervenzusammenbruch und einen Herzinfarkt, die sicherlich auch nicht von ausschweifender Lebenslage kamen.

Jetzt kommt die Wende, und dann bin ich auch schon fast am Ende. Na, ein bisschen muss ich auch noch sagen, was nachher kam. Wir haben 1989, kurz nach der Wende, etwa im November – die Sektion M/L wurde aufgelöst, das war eine normale Konsequenz, dagegen war auch überhaupt nichts zu sagen – auf meine Initiative hin, versucht ein Institut für Soziologie und Sozialgeschichte zu gründen und uns von der Sektion auszugliedern. Für das neue Institut sprachen zwei Gründe: Erstens ein fachlicher, denn ich bin bis heute davon überzeugt, dass Soziologie und Sozialgeschichte sehr enge Beziehungen haben, und dass es von der fachlichen Seite her eine gute Lösung gewesen wäre. Zweitens, – dass verhehle ich nicht – um einige Kollegen, die ich von früher kannte und von denen ich wusste, dass sie sich zu DDR-Zeiten wirklich nichts haben zu Schulden kommen lassen und die eine ordentliche wissenschaftliche Arbeit als Sozialhistoriker im Rahmen der damaligen Möglichkeiten geleistet hatten, zu retten – so Hanna Haack

² Prof. Dr. Helmut Kristen, siehe S. 192 ff. in diesem Band.

beispielsweise. Ich hatte ja durch die Ereignisse von 1984 einen gewissen Schutzschild vor mir. Ich dachte, vielleicht könnte ich hier was retten.

Wir haben das dann versucht. Ich bekam eine Gründungsurkunde vom letzten Rektor dieser Universität zur Zeit der DDR, von Herrn Plötner unterschrieben, die in etwa besagte: „Sehr geehrter Herr Kollege, ich berufe Sie hiermit zum Direktor des Instituts für Soziologie und Sozialgeschichte.“ Ich bekam meine Steigerungssätze von damals übrigens nachgezahlt. Das war nicht schlecht, auch wenn es noch DDR-Mark waren. Immerhin konnte ich es wenig später in der bekannten Größenordnung umtauschen. Das neue Institut wurde später, im Zusammenhang mit der Arbeit der Gründungskommission, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät angegliedert und dann aufgelöst. Es gab auch gute Gründe dafür. Nicht, weil da Kollegen aus M/L drin waren. Ich war ja in einer blöden Situation, überall wo ich hinkam, fragte man mich: „Wo haben sie denn früher gearbeitet?“ „An der Sektion Marxismus-Leninismus.“ Das sagen Sie mal einem Wessi so gerade in die Augen. Der denkt doch, was, und du bist immer noch da? Das kann ja wohl nicht sein?

Aber ein Gutes hatte es auch, ich bekam sehr viel Einladungen kurz nach der Wende, auch an Universitäten der alten Bundesländer – also in die gebrauchten Bundesländer. Ich finde, es passt besser von den gebrauchten und den neuen Bundesländern zu sprechen. Wo ich auch hinkam, war stets die zweite Frage: „Dann sind Sie der Voigt, der damals den Artikel schrieb?“ „Ja, der bin ich.“ Ich hätte zehn solche dicken Wälzer schreiben können, aber der Artikel hat mir da sehr viele Brücken aufgebaut – im Nachhinein. Das sage ich heute mit einer gewissen Ironie.

Nun kam natürlich auch für mich dieses Stadium, was wird denn nun aus dir als Professor? Denn außerordentlicher Professor, den Status gibt es an einer, zu Recht, bundesdeutschen Universität nicht, allenfalls für Künstler ehrenhalber. Meine Frage aber lautete, was machst du? Es wurde unter anderen eine C4-Professur für Theorie der Soziologie, also Makrostruktur, Makrosoziologie ausgeschrieben. Da habe ich gesagt, hilft nichts, du musst dich bewerben. Meine Frau meinte, dass das nichts bringen würde. Ich wollte es aber zumindest probieren. Es gab 82 Bewerber auf diese Professur. In der Nachwendezeit, und das ist völlig klar, waren ja auch viele habilitierte Kollegen in den alten Bundesländern, die keine Stellen fanden und sich natürlich hier bewarben. Das war völlig legitim und nicht, wie manchmal diskutiert worden ist: „Ach, jetzt kommt die dritte und vierte Riege.“ Nein, nein! Die haben offene Stellen gesehen und sich gesagt: „Mensch, da ist für uns eine Chance, uns dort zu bewerben.“ Es waren in meinem Fall also 82 Bewerber. Das bekam ich erst nach einer Nachfrage im Personaldezernat mit. Ich habe dort gefragt, wie viele sich denn beworben haben und wie viele davon aus dem Westen, wie viele aus dem Osten sind? Von den 82 Bewerbern waren 81 Bewerber „Wessis“.

Wer der Ossi war, das wusste ich. Dann habe ich zu Haus zu meiner Frau gesagt: „Mädchen, vergiss es, das wird nie etwas.“ Es wurde aber doch was. Ich bekam zumindest eine Einladung zum „Vorsingen“, also zu den berühmten sechs, die da zum Probevortrag einbestellt wurden. Da habe ich mir gedacht, na gut, du bist wohl der Quotenossi. Die werden sich gesagt haben, ein Ossi hat sich nur beworben, den müssen wir zumindest mit einladen. So habe ich das gesehen, ganz offen, auch ohne Verbitterung. Ich war inzwischen Realist zu den Dingen, die sich da wohl abspielen würden. Dann bin ich zum „Vorsingen“ gegangen und habe mir gesagt, Junge rei dich zusammen, mach dein Bestes draus. Die Kommission wurde von Professor Lars Clausen aus Kiel geleitet, dem damaligen Vizepräsidenten der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und zwei bis drei anderen westdeutschen Soziologie-Professoren (Hamm beispielsweise aus Trier). Nur unser Dieter Nerius, Dekan der Philosophischen Fakultät, war aus dem Osten. Es kamen Vertreter aus dem Mittelbau und auch studentische Vertreter hinzu. Ja, dann habe ich wie alle anderen fünf mein Statement abgegeben. Es vergingen etliche Wochen, so etwa drei bis vier, und man war gespannt. Also, ich sagte mir, es kann dir nichts passieren, der sechste bist du auf jeden Fall. Das nützt dir zwar nichts, aber immerhin. Dann kam dieses Brieflein mit dem Stempel der Berufungskommission. Damals wurden ja noch extra für die Berufungskommissionen Stempel gefertigt. Das spart man wahrscheinlich heute auch ein. Und da habe ich zu meiner Frau gesagt: „Mädchen, mach’ den Brief auf, mach’ den Brief auf.“ Meine Frau ist eher so eine Scherznudel, die machte dann den Brief auf und sagte: „Habe ich doch gleich gesagt: Platz eins.“ „Hör auf zu scherzen“, erwiderte ich, „uns steht das Wasser bis hier oben.“

In der Tat, ich wurde auf Platz eins gesetzt. Bloß diese Professur habe ich nicht bekommen. Über ein Verfahren, über das ich nur spekulieren kann, dass es so gelaufen ist. Wenn Sie dazu Fragen haben, bin ich gern bereit das etwas differenzierter hier zu sagen. Man hat mich, das behaupte ich heute frech, über die Ehrenkommission ausgehebelt. Denn es konnte doch nicht sein, dass eine Soziologie C4-Professur, von einem „Ossi“, der von M/L kommt, besetzt wird. Das konnte ja wohl nicht sein, das ging ja wohl nicht an. Da muss doch irgendwas zu machen sein. Und es wurde auch was gemacht. Was, erspare ich mir hier zu sagen – aus Zeitgründen und aus Gründen, die ich dann auch darlegen könnte. Dieses ziemlich schweinische Verfahren, behaupte ich mal, führte zumindest dazu, dass die damalige Bildungsministerin von Mecklenburg, Frau Schnoor, mir die Übernahme auf eine C3-Professur gewährte, aber nicht Platz zwei oder Platz drei berief, sondern das ganze Verfahren aufhob. Das war schon ungewöhnlich, wenn man Platz eins innehat.

Eine Ministerin oder ein Minister muss ja nicht Platz eins berufen. Es ist zwar üblich, dass man die Reihenfolge beachtet, aber die Ministerin hätte genauso gut Platz zwei oder drei berufen können. Das war ihr gutes Recht. Dazu musste sie

sich nicht mal erklären. Sie hat also gar keinen berufen. Das ganze Verfahren wurde aufgelöst und die Professur neu ausgeschrieben. Ich frage mich heute, warum? Geliebt hat sie mich sicher nicht und mit ihr geschlafen habe ich auch nicht. Also, warum? Irgendwas war da nicht ganz koscher.

Diese erneut ausgeschrieben Professur wurde mit einem sehr angenehmen Kollegen besetzt, mit dem ich später sehr eng zusammen gearbeitet habe, nämlich mit dem Kollegen Berger. Er hatte sich in dem zweiten, völlig neuen Verfahren auf die Professur beworben und hat dann auch über mehrere Rufe diese Professur angenommen. Ich wurde 1990 zum ersten Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät gewählt.

Das habe ich bis 1992 gemacht, bis Mitte 1992. Als ich den Bescheid der Ehrenkommission bekam, bin ich als Dekan zurückgetreten. Der Rektor war damals der Kollege Maeß, mit dem Sie ja auch noch in der nächsten Woche hier diskutieren dürfen. Ich habe ihm damals einen Brief zu meinem Rücktritt geschrieben, den habe ich auch mit. Das war für die Fakultät ziemlich schwierig, weil kein neuer Dekan da war. Seit 1992 war ich dann Sprecher des durch die Gründungskommission unter Leitung von Kollege Oberndörfer aus Freiburg neu gegründeten Instituts für Soziologie. Das war ich bis 1998. Dann hat Kollege Berger das Institut als Sprecher übernommen, was er auch heute noch ist und es aus meiner Sicht sehr ordentlich und sehr vernünftig macht. Ich hatte dann damals sicherlich auch die Nase voll. Ich sagte: „Kollege du bist C4-Professor, ich bloß C3-Professor. Nun mach du mal auch eine Arbeit für das Institut.“ Das hat er dann auch ohne großes Menkenke schließlich bis heute gemacht.

Auszeichnungen hatte ich auch. Das Wichtigste war für mich das Karl-Marx-Stipendium. Das muss ich wirklich sagen. Dann habe ich 1980 den Forschungspreis Erster Klasse der Universität Rostock bekommen. Geforscht habe ich übrigens auch. Ich war auch mehrfacher Aktivist der sozialistischen Arbeit. Dafür gab es aber kein Geld. Das war nur so eine kleine Metallnadel. Davon habe ich so etliche in einem Kästchen. Andere Tätigkeiten: Von 1970 bis 1980 war ich Stellvertretender Sektionsdirektor für Forschung der Sektion M/L und in dieser Zeit habe ich auch diesen Forschungspreis bekommen. Ich bin von 1992 bis 2003 Vorsitzender des Soziokulturellen Netzwerkes gewesen, das wir hier installiert hatten.

Weil ich nicht wusste, was aus mir wird, habe ich mir gesagt, du musst dir irgendetwas schaffen, wo du nachher nicht auf der Straße liegst als Arbeitsloser und wir haben ein Soziokulturelles Netzwerk gegründet. Das hat bis 2003 mit Drittmitteln, also Forschungsmitteln sehr vernünftig gearbeitet. Da war ich der Vorsitzende, habe aber dort nicht mehr direkt gearbeitet, sondern nur den Vorsitz ehrenamtlich innegehabt. Ich war mehrere Jahre Mitglied des Konzils der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, bin bis jetzt Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, war 1991 bis 1997 Vorsitzender des Vereins „Phönix e.V.“

zur Resozialisierung von Haftentlassenen (eine sehr anstrengende, aber ich glaube sehr nützliche Arbeit) und ich war 1998 Präsident des Lions-Clubs Rostock. Übrigens habe ich auch einen Dienstgrad der Nationalen Volksarmee, nämlich Unteroffizier der Reserve, Mot.-Schützen. Früher hat man gesagt, Infanterie-Motschützen. So, das zu meiner Biografie. Es ist doch länger geworden, als ich eigentlich wollte.

Diskussion

Transkription und Protokoll: Christian Hall und Daniel Münzner

Kersten Krüger: Wir dürfen uns bedanken, es war ausgesprochen lebhaft, und wir eröffnen gleich die Aussprache.

Hilde Michael:

Weshalb erhielten Sie 1978 den Forschungspreis Erster Klasse der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, welche internationalen Kontakte gab es in Ihrem Fachbereich und inwieweit hatten Sie Zugriff auf NSW-Literatur?

Peter Voigt:

Der Forschungspreis wurde mir im Wesentlichen für die Arbeit als Soziologe verliehen, obwohl die Abteilung zur Sektion M/L gehörte. Wir waren übrigens die einzige Einrichtung der DDR-Soziologie, die bei M/L tätig war. Das hängt mit dem Zufall zusammen, dass Manfred Krüger zur selben Zeit Sektionsdirektor M/L war. Die Gründung der Abteilung Soziologie war deshalb nur im Rahmen von M/L möglich. Das hat mir überhaupt nicht geschadet. Es gab ja auch bei der Sektion M/L sehr intelligente und kluge Leute. Das waren nicht alles nur Partei-Nachbeter. Es gab überall Nachbeter, nicht nur bei M/L, aber da gab es natürlich ein paar mehr.

Den Forschungspreis habe ich insbesondere für Untersuchungen über das Problem der Arbeitskräftefluktuation bekommen, was auch in der DDR eine ganz große Rolle spielte. Der Hauptfluktuationsgrund war damals das Wohnungsproblem.

Wir haben übrigens auch Untersuchungen im Auftrage der Kreisleitung der SED durchgeführt, beispielsweise im damaligen Kleiderwerk in Rostock, wo die DDR-Jeans „Shanty“ hergestellt worden sind, weil es dort ein sehr schlechtes Betriebsklima gab. Wir haben versucht, diesem Problem auf den Grund zu gehen und Lösungsvorschläge zu unterbreiten. Es war folglich überhaupt nicht so, dass nicht geforscht werden durfte – ganz im Gegenteil.

Als Stadtsoziologe habe ich über viele Jahre sehr intensive Untersuchungen über Wohnzufriedenheit, über Stadtteilentwicklung und über soziale Beziehungen von Menschen in Neubaugebieten gemacht. Dass die Rostocker Architekten für DDR-Verhältnisse relativ forsch bauen konnten, war auch zum Teil ein Ergebnis unserer Arbeit. Denn dort haben wir die Rechtfertigung für die im Vergleich zu Halle und Berlin teureren Wohnungsbauten geliefert. Wir haben nämlich nachweisen können, dass die Leute sich unter bestimmten Bebauungsformen einfach wohler fühlen und sozial aktiver sind. Das war für die Genossen im Bauministerium natürlich eine überzeugende Argumentation. Nicht deshalb sind letztlich die Entscheidungen gefallen, aber es war für die Architekten eine flankierende Argumentation. Solche Arbeiten fanden durchaus Anklang in der DDR. Es gab eine Menge von Einladungen an mich, diese Dinge vorzustellen. Leider war ich bis zum 28.09.1989 kein Reisekader und durfte nicht in den NSW-Bereich reisen. Obwohl es ständig Anträge von mir gab. Diese wurden immer wieder ohne Begründung abgelehnt. Deshalb muss ich sagen: Wer in der DDR-Zeit Reisekader war, war mit Sicherheit kein Regimekritiker, sondern linientreu. Da reichte auch fachliche Kompetenz alleine nicht aus. Jeder, der nun sagt, er sei ein Kritiker des Regimes gewesen und hätte „Nischen im grünen Gras“ gesucht oder Ähnliches, war zumindest kein Regimekritiker; ich habe aber nicht gesagt, ein Schweinehund oder Verräter anderer Leute; ich habe auch nicht gesagt, ein Stasi-Spitzel. Das bringen Sie bitte nicht in einen Topf! Aber ein Regimekritiker war er mit Sicherheit nicht. Er oder sie war linientreu.

Deswegen waren meine internationalen Kontakte gering. Dass ich im September 1989 den Stempel endlich erhielt, habe ich amerikanischen Kollegen zu verdanken. Soziologen der Partneruniversität in Providence, Marilyn und Dietrich Rüschemeyer, haben den damaligen Rektor Plötner unter Druck gesetzt. Sie wollten darauf drängen, die Partnerschaft zwischen Rostock und Providence aufzuheben, „wenn der Voigt nicht reisen darf“. Plötzlich erhielt ich die Genehmigung. Allerdings nützte sie mir nicht mehr viel.

Das Lesen von NSW-Literatur war natürlich nur sehr begrenzt möglich – aber keinesfalls unmöglich. Es gab auch klassische Bestände in der Institutsbibliothek M/L. Die Klassiker der bürgerlichen Soziologie wie Weber, Simmel, Elias usw. waren relativ gut zugänglich. Fast nicht zugänglich waren neuere Arbeiten ab den sechziger Jahren aufwärts. Da kamen wir so gut wie nicht ran. Ich bin sicher, dass es einige Forschungsarbeiten gab, für die musste man dann den „Giftschein“ haben, so dass man an diese Literatur ran kam. Das musste man aber begründen, was bei einer Untersuchung über Arbeitskräftefluktuation in der DDR einigermmaßen schwierig war.

Catharina Trost:

Was hat Ihnen die Ehrenkommission vorgeworfen?

Peter Voigt:

Im Vergleich zu anderen Kollegen wurde ich relativ spät zur Ehrenkommission gerufen. Dieses geschah drei bis vier Tage vor der Verkündigung meines Platz eins auf der Berufungsliste durch den Leiter der Kommission und stellvertretenden Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Lars Clausen. Ich habe dann auf den Bescheid der Ehrenkommission ungewöhnlich lange gewartet. Normalerweise erhielt man diesen nach drei bis vier Wochen. Die Überprüfung hinsichtlich einer Tätigkeit bei der Staatssicherheit war bereits zuvor im Zusammenhang mit meiner Position als neuer Dekan erfolgt. Ich weiß daher, dass eine siebenbändige Akte des MfS über mich existiert. Ich habe dort bis heute nicht hineingeschaut und werde dies auch nicht tun.

Ich kann diesbezüglich nur spekulieren und vermute, dass das mit dem Platz eins bei der Berufung einfach nicht ging. Der Junge musste weg von Platz eins. Über fachliche Dinge konnte das aber nicht ausgehebelt werden, da die Berufungskommission ihr Urteil gefällt hatte. Oder man hätte der Kommission Formfehler unterstellen müssen. Doch diese waren wohl nicht nachweisbar. Also die einzige Möglichkeit, den Voigt auszuhebeln, diese C4-Professur zu kriegen, lief über die Ehrenkommission. Und das hat man gemacht. Ich betone, dass ich darüber nur spekulieren kann. Aber ich habe gute Gründe zu glauben, dass es so gelaufen ist. Denn ich habe zehn Wochen auf meinen Bescheid warten müssen. Mein persönlicher Betreuer war der Herr Prof. Pelz. Obwohl ich das nicht Betreuer nennen würde. Er war jedenfalls für den Vorgang „Voigt“ zuständig. Ich habe nach sechs bis sieben Wochen Herrn Pelz angerufen, um mich über das Urteil über meine Person, was die Ehrenhaftigkeit betrifft, zu informieren. Er konnte aber keine Aussage machen. In der zehnten Woche habe ich Herrn Erik Voermanek in Bremen angerufen. Der konnte leider auch keine neue Mitteilung machen.

Dann bin ich zu Herrn Rektor Maeß gegangen und habe ihn gebeten, bei der Ehrenkommission anzurufen. Schließlich standen Dekanswahlen und die Neugründung der Fakultät an. Gerhard Maeß war Magdeburger wie ich, und wir sind fast gleichaltrig. Er rief den Sekretär der Ehrenkommission, Wolfgang Peters, an und stellte den Hörer auf laut: „Herr Peters, was ist mit dem Voigt?“ „Ja, das ist gestern erst reingekommen.“ „Lesen Sie´s mir vor! Dem Rektor werden Sie´s wohl sagen können.“ „... ein Fehlverhalten während seiner Zeit als Hauptamtliches Mitglied der Hochschulgruppenleitung festgestellt, sie empfiehlt daher in Bezug auf Artikel ... ein Amt in der Akademischen Selbstverwaltung oberhalb der Institutsebene zeitweise für die gegenwärtige und folgende Wahlperiode abzuerkennen.“ Das war ein verfassungsrechtlicher Fehler, und ich hätte sofort vor das Verwaltungsgericht gehen sollen. Denn das stand nicht in den angeführten Paragraphen. Das würde nämlich bedeuten, dass man bis zum Institutsdirektor ein Schwein sein kann, darüber hinaus aber nicht mehr. Die Begründung für diese Empfehlung lautete folgendermaßen: „Die Tätigkeit von Herrn Professor Voigt

als Erster Sekretär der Hochschulgruppenleitung der FDJ an der Universität in der Zeit von 1963-1965, kann wegen des weit zurückliegenden Zeitraumes nicht mehr als Fehlverhalten gewertet werden.“ Nur weil die Zeit so weit zurückliegt, ansonsten war es ein Fehlverhalten. Aber jetzt kommt´s: „Herr Professor Voigt war von 1971-1989 Mitglied des Beirates für soziologische Forschung an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.“ Das stimmte. Und ich habe es auch überall angegeben, bloß das hatte mit Politik nichts zu tun. Die GEWI-Akademie war damals das Leitorgan für die gesellschaftswissenschaftliche Forschung. Da ich Mitglied des Beirates war, gehörte ich folglich auch zur Akademie. Das habe ich nie bestritten. Dann stand in den Unterlagen: „... langjähriges Mitglied der Disziplinarkommission der Universität Rostock.“ Das hatte ich auch angegeben. „Und hat im Rahmen seiner populärwissenschaftlichen Arbeit politischpropagandistische Tätigkeit entfaltet.“ Damit waren die OZ-Artikel gemeint. Das war die Begründung. Daraufhin bestellte mich die Kultusministerin, Frau Schnoor, zu sich und sagte: „Herr Kollege Voigt, es tut mir ja so leid, aber Sie werden verstehen, dass ein neuer Professor als Dekan bereitstehen können muß, als Prodekan, sogar als Prorektor. Da Sie das aber die nächsten vier Jahre nicht dürfen, sondern nur bis zur Institutsebene ... deshalb sind Sie für die großen Aufgaben nicht einsetzbar. Ich kann Sie auf die C4-Professur nicht berufen. Aber ich werde dafür sorgen, dass Sie übernommen werden.“ Wenn sie alle davon überzeugt gewesen wären, was ich für ein Dreckskerl war, hätten sie das bestimmt nicht gemacht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es so gelaufen ist.

Daniel Münzner:

Heute gibt es zwei Bereiche in der Soziologie: Die theoretische, die meines Erachtens auch in den Bereich der Philosophie mit hineinreicht und die angewandte, empirische Sozialforschung. Was hat die Wissenschaft Soziologie zur Zeit der DDR ausgemacht? Welche Unterschiede bestanden diesbezüglich zu Westdeutschland und zur heutigen Situation?

Peter Voigt:

Das ist eigentlich nicht in einem Satz zu beantworten. Ich will trotzdem versuchen, es in zwei oder drei Sätzen zu beantworten. Erstens gab es natürlich diese beiden Bereiche, die es heute ja auch gibt und wahrscheinlich in jeder Wissenschaft gibt: die mehr theoretische Grundlagenforschung und die eher angewandte, empirische Forschung. Die gab es in der DDR-Soziologie auch. Die theoretische Forschung konzentrierte sich in erster Linie auf Fragen der Sozialstruktur der DDR, auf das Verhältnis Arbeiterklasse – Intelligenz. Übrigens ein Thema, das auch schon zu DDR-Zeiten und schließlich bis zum Untergang der DDR zunehmend kritisch diskutiert worden ist. Was heißt denn „Annäherung zwischen Arbeiterklasse und Intelligenz“? Werden die Intellektuellen nun alle Arbeiter,

oder werden die Arbeiter so intellektuell wie die Intellektuellen?! Obwohl diese Frage natürlich von oben politisch „indoktriniert“ war, wurde sie durchaus diskutiert. Ich darf eines nicht verhehlen: Im Kreis unserer Soziologenkollegen an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED wurde sehr offen und freimütig diskutiert. Das kann ich durchaus sagen. Rudi Weidig war damals der letzte Chef der Soziologen und sagte immer: „Genossen, haltet aber die Schnauze wenn ihr diesen Raum verlasst, sonst kriegen wir Ärger.“ Das war fast sein Standardwort. Da gab es durchaus Vorstellungen, was denn da alles falsch läuft und was man machen kann. Aber das war natürlich sehr begrenzt.

In der empirischen Forschung hatte man eigentlich relativen Spielraum. Es gab drei Bereiche, in denen keinerlei empirische Forschung hineinführen durfte. Das waren die Armee und die Staatssicherheit, die Kirche und die Polizei. Das war eine rigorose Sperre. Über das Verhalten von Polizeibeamten oder das Verhältnis von Kirche und Staat, das war auch eine Absprache zwischen der Staatsleitung und der Kirche, durfte nicht geforscht werden. Ansonsten konnte man sich dort relativ frei bewegen, d. h. wenn man Aufträge hatte: Die Architekten hatte ich schon erwähnt und auch die Kreisleitung der SED. Vom Überseehafen Rostock haben wir eine Analyse gemacht. Vom Dieselmotorenwerk Rostock haben wir eine Analyse gemacht, wie man die Arbeitszufriedenheit durch technologische Veränderungen verbessern kann. Das konnte man alles machen. Passiert ist danach nichts.

Der damalige Präsident des Zentrums für Wissenschaften, Prof. Wolfgang Zapf, der mich sehr beim Aufbau des jetzigen Soziologischen Instituts unterstützt hat, sagte bei einem Abendessen in Berlin zu mir: „Wissen Sie Herr Voigt, was Forschung und deren Umsetzung betrifft, haben wir eigentlich nicht so viele Unterschiede. Wir (also die Westdeutschen) konnten alles forschen, was wir wollten. Hören wollte es auch keiner. Und Sie konnten nur begrenzt forschen, aber hören wollte es wahrscheinlich auch keiner.“ So große Unterschiede gab es also nicht, jedenfalls was die empirische Seite anbetrifft. Aber Einschränkungen waren schon da.

Die westdeutschen Kollegen hatten zwei Vorteile. Erstens, sie hatten sehr viel größere Kenntnisse auf dem Gebiet der modernen soziologischen Literatur. Das kann man auch in drei bis vier Jahren nicht nachholen. Zweitens hatten sie eine bessere Sozialisation in die wissenschaftlichen Organisationen der Soziologie und damit sehr viel bessere Auslandskontakte nach Amerika, nach Frankreich usw. Das tat dann schon manchmal weh, wenn der eine oder andere sagte „... mein Kollege in Paris – nein – das war ja der in London ...“ Ich habe dann gesagt: „Ich rede von meinem Kollegen in Dresden.“ Das waren Vorteile die, zweifelsfrei bestanden und die ihre Startbedingungen in den neuen Aufbau der Universität erleichtert haben. Aber ich kann mich an keine Situation erinnern, wo das in irgendeiner Weise ausgespielt worden ist. Nun bin ich so eitel, für mich zu sagen:

Ich hab mir da auch nicht die Butter vom Brot nehmen lassen – auch als Institutsdirektor nicht.

Heiko Marski:

Weshalb wurden Sie vom Zentralrat der FDJ vorzeitig aus ihrem Amt als FDJ-Sekretär der Universität entlassen? War die DDR, wie Prof. Berger es ausdrückt, „von Anfang an eine Totgeburt“? Das heißt, dass die Sterbequote höher als die Geburtenrate war und dass die DDR nicht nur durch Abwanderung, sondern schon allein durch ihre soziale Grundstruktur an Bevölkerung verloren hat. War dies in der DDR-Soziologie bekannt? Was davon durfte gesagt werden? Was nicht? Wurde ihre Forschungstätigkeit durch die Staatssicherheit behindert?

Peter Voigt:

Ich habe nie feststellen können, dass die Staatssicherheit unsere Forschungen direkt überwacht und beeinflusst hat. Es ist übrigens ein großer Irrtum, dass die Stasi hinter jedem DDR-Bürger hergelaufen wäre. Das hätten sie schon kapazitätsmäßig nicht geschafft. Obwohl sie personell nicht gerade schlecht ausgestattet waren – im Gegensatz zur technischen Ausstattung. Die Staatssicherheit war immer an bestimmten Personengruppen besonders interessiert. Das waren Intellektuelle, Künstler aber auch Arbeiter und Angestellte, die auf irgendeine Art und Weise politisch auffällig wurden, indem sie resistente Meinungen vertraten, Ausreisanträge stellten usw. Was meine Forschung anbetrifft, habe ich solche Dinge nicht feststellen können.

Weshalb ich die sieben Bände bis heute nicht angeguckt habe? Mit einem Satz: Ich habe Angst davor. Ich habe Angst davor, Menschen zu entdecken, denen ich bis heute vertraue – vielleicht auch Familienangehörige, Verwandte. Wie geh´ ich denn heute damit um?! Deswegen habe ich nach langer Diskussion mit meiner Frau gesagt: „Wir gucken uns das nicht an!“ So kann ich diesem und jenem noch anständig in die Augen sehen. Ob ich das hinterher noch könnte?! Das will ich mir nicht antun. Das nur als Hinweis und nicht direkt zu ihrer Frage.

Jetzt bin ich mal so frech zu sagen: Wenn der Kollege Berger das so formuliert hat, wie sie es sagen, dann ist es „Käse“. Der Bevölkerungsverlust der DDR war natürlich eindeutig in den Jahren der Republikflucht dadurch bedingt. Das war die Hauptursache. Die Geburtenrate war damals schon relativ hoch. Die Bevölkerungsentwicklung der DDR ist keinesfalls wie eine Kurve gefallen. Sie stieg an, blieb dann konstant und ging ab 1985/86 zurück, weil die Geburtenraten auch erheblich zurückgingen. Da gab es schon eine gewisse Voranpassung an den Westen. Nicht bewusst im Sinne des Verhaltens der Menschen, sondern im Sinne individueller Tendenzen, einer zunehmenden Angst. Der Druck auf die Arbeitsplätze wurde ja auch schon größer. Aber natürlich nicht im heutigen Maße. Nachdem die Grenze absolut dicht war, kann ich mich nicht erinnern, dass wir einen

akuten Bevölkerungsrückgang in der DDR hatten, jedenfalls nicht in Größenordnungen. Daraus die Formulierung „ein totgeborenes Kind“ zu machen, ist absurd. Dann müsste man auch der Bundesrepublik dies attestieren.

In dem Zusammenhang: Ich habe mich immer darüber geärgert, dass die Bonzen um Ulbricht, um Honecker, um Stalin und Chruschtschow die Idee einer sozialistischen Gesellschaft derartig diskreditiert haben, dass man darüber heute (noch) nicht sachlich diskutieren kann. Wenn man irgendwo in einem Vortrag oder Gespräch sagt: „Wir brauchen eine andere Gesellschaftsordnung.“, dann kommt sofort: „Rote Ecke. Du kommst von M/L. Das merkt man dir immer noch an. Das haben wir doch erlebt, was dabei herauskommt.“ Das ist die Diskreditierung dieser im Grunde guten Idee.

Was den Zentralrat der FDJ betrifft, so stand ich aus verschiedenen Gründen ein bisschen in der Kritik. Unsere Beitragskassierung war schleppend. An die FDJ mussten ja Beiträge abgeführt werden. Wir lagen zu den jeweiligen Terminen nur bei 55 bis 60 %. Daraus wurde natürlich unterstellt, dass die Führung der FDJ an der Universität ideologisch nicht gut arbeitet. Klar, wenn die Studenten nicht ordentlich bezahlen, wollen sie nichts mit der FDJ zu tun haben. Die Ideologie wurde vor die Beitragskassierung gestellt. Die schlechte Beitragskassierung wurde an der schlappen ideologischen Arbeit der Führungskräfte der FDJ festgemacht. Dann kam die angesprochene Schnüfflergeschichte dazu. Die passte genau in das Bild, das man von mir hatte. Und dann gab es noch etwas anderes. Während meiner Amtszeit habe ich zwei Uni-Faschinge gemacht. Einen draußen in Marienehe ... nicht ich alleine, sondern zusammen mit FDJlern und Studenten. Eine Riesenparty über drei Tage und 1.200 Studenten in Marienehe und das letzte Mal in der Tschaikowskyhalle mit 800-900 Studenten. Mehr gingen da nicht rein.

Das war ein Risiko, weil die Studenten auch schon damals etwas frech waren und selbstgemalte Bilder an die Wand hängten, die dem damaligen Moralverständnis unserer Obrigkeit nun nicht sehr angenehm waren – und das eine oder andere auch. Bei dem letzten Fasching in der Tschaikowskystraße passierte folgendes: Ich nannte seitdem, im internen Kreis, die Genossen dieses Hauses [Bezirksverwaltungsgebäude des MfS in Rostock] die „Pappnasen“. Warum? Das hing mit dem letzten Fasching in der Tschaikowskyhalle zusammen. Wir hatten es damals gewagt, eine schwedische Kapelle einzuladen. Was auch geklappt hat. Es ist mir heute noch nicht klar, warum wir damit durchgekommen sind, dass die hier einreisen durften. Aber das passierte. Die standen in Warnemünde mit der Fähre und kamen erst einmal nicht rein. Klar, weil da die Genossen dieses Hauses standen und sagten: „Nehmen Sie erst einmal Platz.“ Dann ging das über dieses Haus: „Wer hat die eingeladen?“ „Die Hochschulgruppenleitung der FDJ.“ „Wer ist der Erste Sekretär?“ „Voigt.“ „Wer ist der Parteisekretär?“ „Krüger.“

Dann mussten wir noch nachts ins jetzige Landgerichtsgebäude. Da hatten wir das erste Mal das „Glück“, morgens um vier zum Chef der Bezirksverwaltung

für Staatssicherheit geladen zu werden. Das war so ein halber Sachse, der meinte: „Wie kommt ihr denn dazu so‘ne Punker hier einzuladen. So eine Schweinerei. Nu sind die hier. Aber das mir da nischt passiert. Ich werde euch 20 Genossen zum Fasching schicken. Ich will von dir 20 Karten haben, damit die auch Einlaß kriegen.“ Dann kriegte der auch seine 20 Karten. Das schöne war nur, dass die Genossen im Schnitt auch ein klein wenig älter waren, als der Durchschnitt der Studenten. Wahrscheinlich hatten sie schon die jüngsten rausgesucht – immerhin. Nur – damit sie ein bisschen faschingsmäßig aussahen, hatten sie alle die gleiche Pappnase auf. Die Studenten kriegten das sehr wohl mit, weil die Genossen auch keinen Tropfen Alkohol getrunken haben. Die armen Schweine kamen sich ja selber blöd vor unter den ganzen Studenten. Die Studenten gingen dann immer zu ihnen hin, klopfen ihnen auf die Pappnasen und sagten: „Na, du!!!“ Seit dieser Zeit hießen die Genossen aus diesem Haus „Pappnasen“.

Und das alles zusammen ergab dann das Bild: „Die Genossen in Rostock führen die politische Arbeit der Freien Deutschen Jugend nicht ordnungsgemäß, und es wird Zeit, daß wir da aufräumen.“ Der Kollege Moll³ war dann mein Nachfolger in der FDJ und meinte: „Um Gottes willen, ich mache keinen Fasching mehr.“ Und dann machten nur noch die Fakultäten unter sich Fasching. Mir hat das aber immer großen Spaß gemacht.

Christian Hall:

Im Jahr Ihrer Promotion fand die Dritte Hochschulreform statt. Inwiefern sind 1968 Veränderungen eingetreten, die Ihren Forschungsbereich direkt berührten, wie die Trennung von Lehre und Forschung oder die Sektionsbildung? Erfolgte eine noch stärkere Einbindung in „gesellschaftlich relevante“ Forschungsbereiche?

Peter Voigt:

Das ist für mich schwierig zu beantworten, weil ich diesen Prozess nur am Rande erlebt habe. Die Sektion Marxismus-Leninismus, zu der ich mit meiner Abteilung ja gehörte, hatte da ohnehin immer eine Art Sonderstatus. Nicht im Sinne, dass die das nun besonders gut gehabt hätten oder so. Aber man hat von ihnen im Grunde genommen gar keine Forschung erwartet. Sie wurde dort auch so gut wie nicht gemacht, außer bei den Soziologen. Das sage ich jetzt nicht überheblich. Die haben ihre Lehrtätigkeit gemacht und sonst weiter nichts.

Wir waren ja immer lehrmäßig vom Wohlwollen der Sektionsleitung abhängig. Soziologie war ja kein Pflichtfach. Die Sektionsdirektoren haben gesagt: „Ja, was der Voigt und seine Leute da machen, das ist eigentlich auch gut für unsere Studenten. Die sollen sich das ein oder zwei Semester ruhig mal anhören.“ Ich

³ Prof. Dr. Georg Moll, siehe S. 258 ff. In diesem Band.

selbst habe eine Einschränkung von Lehre und Forschung durch diese Reform eigentlich nie erlebt. Wenn sich heute Kollegen hinstellen und sagen, dass sie durch die Dritte Hochschulreform nicht so richtig forschen konnten, weil das nicht so hineinpasste, dann ist das einfach falsch. Wer forschen wollte, konnte das tun. Ob man aber immer die nötigen Mittel, vor allem bei den Naturwissenschaften an Technik und Ausrüstung bekam, das war zweifelsfrei schwierig. Wir brauchten als Soziologen nicht mehr als ein bisschen Papier, einen Kugelschreiber und einen Rechenschieber. Ganz zum Schluss hatten wir dann einen alten Computer. Wer im Rahmen der materiellen Möglichkeiten forschen wollte, konnte das tun. Die Einheit von Forschung und Lehre wird an den heutigen Universitäten gepriesen, durchgeführt wird sie aber so gut wie nicht, von Ausnahmen abgesehen. Es mag überheblich klingen, aber zwei Jahre vor meiner Emeritierung hat meine C3-Professur 57 % der gesamten Drittmittel der Fakultät eingeworben. Und wir sind immerhin 26 Professoren gewesen.

Kersten Krüger:

Von der Einheit von Forschung und Lehre, das wissen Sie, halte ich sehr viel. Und was die Drittmittel angeht, da bin ich auch Millionär. Insofern ist diese Einheit möglich, wenn auch vielleicht nicht die Regel. Wir danken für Vortrag und Diskussion.

Es gibt wohl kaum eine politische These der letzten Jahre, die so häufig zitiert, diskutiert und vielleicht auch mißverstanden wurde wie diejenige, nach der wir die wichtigsten Aufgaben unserer gesellschaftlichen Entwicklung stets in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik begreifen und nach entsprechenden Lösungsvarianten suchen.

Nun ist die Sozialpolitik nicht — wie man es manchmal in Alltagsdiskussionen hört — eine „Erfindung“ des VIII. Parteitag der SED. Für unsere Partei war die Ökonomie stets Mittel zum Zweck, Mittel zur Verbesserung des Lebens der Massen, Mittel zur Entwicklung der sozialen Stabilität. Bereits 1946 wurden durch die SED „Sozialpolitische Richtlinien“ ausgearbeitet, in denen Probleme der Sozialversorgung, des Rechtes auf Arbeit, der Gesundheits-

solche Problemkreise zu orientieren und entsprechende Analysen anzustellen.

Wenn ich die ganze Kompliziertheit dieses Problems an einigen Beispielen aus dem gesellschaftlichen Bereich Arbeit demonstriere, so vor allem deshalb, weil sich hier besonders die gesellschaftlich übergreifenden Bezüge demonstrieren lassen.

Erstes Beispiel: Die Arbeit bildet nicht nur schlechthin die Basis für die Sicherung der materiellen Bedürfnisse der Menschen. Sie verkörpert auch einen bedeutsamen sozial-integrativen Faktor. Über die Arbeit wird wesentlich das System sozialer Beziehungen zur gesellschaftlichen Umwelt entwickelt, wird demokratische Aktivität realisiert, werden politische Funktionen wahrgenommen. Wenn unsere Gesellschaft das Recht auf Ar-

Fachschulkader nicht qualifikationsgerecht eingesetzt sind, muß das bedenklich stimmen. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Bedenklich im Hinblick auf die Vergeudung gesellschaftlicher Bildungsinvestitionen. Bedenklich im Hinblick auf ungünstige ideologische Auswirkungen. Wir müssen es noch besser lernen, mit unserem Bildungspotential effektiv zu wirtschaften. Bildung und Qualifikation repräsentieren aggregiertes gesellschaftliches Arbeitsvermögen. Konsequenter müssen wir die tatsächlichen Qualifikationsanforderungen (vor allem in ihrer Dynamik!) bestimmen, müssen analysieren, warum wir die Hoch- und Fachschulkader nur begrenzt auf die Stellen bekommen, wo wir sie tatsächlich benötigen, und schließlich müssen wir erforschen, welche Stimulatoren zu entwickeln sind, um Betriebe an-

Sozialistische Sozialpolitik geht auf Dauer nur, wenn gut gearbeitet wird

Von Prof. Dr. Peter Voigt

und Familienfürsorge, der Wohnungsfürsorge, der Demokratisierung der Wirtschaft u. a. verankert waren. So gesehen, bedeutet der Beschluß des VIII. Parteitages über die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik eine Stufe einer entsprechenden sozialhistorischen Kontinuität. Seine neue Qualität besteht darin, daß es nicht mehr schlechthin um die Sicherung existentieller Bedürfnisse geht, sondern um die soziale Sicherheit und die stetige Erhöhung des materiellen Lebensniveaus für die Massen der Menschen; und das Ganze unter erheblich komplizierteren innen- und außenwirtschaftlichen Gesamtbedingungen.

Dabei wird — und das läßt sich in unserer täglichen massenpolitischen Arbeit verfolgen — stets auf den engen Zusammenhang von sozialistischer Sozialpolitik und Entwicklung sozialistischen Bewußtseins und gesellschaftlicher Aktivität hingewiesen. Dieser Zusammenhang ist sowohl als Zielsetzung — als auch als Maßstab für Effektivität von Sozialpolitik zu begreifen. In der Praxis bedeutet das, der Bürger eines sozialistischen Staates muß die ihm und seiner Familie zugutekommenden Ergebnisse sozialistischer Machtverhältnisse konkret sozial erfahren können, er muß seine Interessen in der Staatspolitik reflektiert sehen. Andererseits muß er — und das ist keinesfalls weniger bedeutsam — konkret sozial erfahren, daß an Sozialpolitik nur das realisiert werden kann, was ökonomisch erwirtschaftet ist, er muß erkennen: Sozialistische Sozialpolitik geht auf Dauer nur, wenn gut gearbeitet wird. Und eben gerade in diesen Zusammenhängen liegen einige derjenigen Probleme, die uns als Gesellschaft augenblicklich bewegen.

Die Beziehungen zwischen wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Maßnahmen und gesellschaftlichem Verhalten stellen sich als ein überaus komplexer, zum Teil widersprüchlich verlaufender Prozeß dar, dessen innere Gesetzmäßigkeiten wir keinesfalls immer kennen. Eben darum gilt es, uns in der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung stets auf

arbeit verfassungsmäßig garantiert, realisiert sie damit einen hohen sozialpolitischen Anspruch. In einer repräsentativen soziologischen Untersuchung hielten über 90 Prozent der befragten Arbeiter, Genossenschaftsbauern und Intellektuellen die Sicherheit des Arbeitsplatzes unter den Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes im Sozialismus für gewährleistet. Welch ein hoher Anspruch an die Gesellschaft! Also denken wir daran: Die Sicherung der Vollbeschäftigung ist kein „Gottesgeschenk“. Hier sind zukünftig gewaltige wirtschaftliche Anstrengungen notwendig, um durch Rationalisierungseffekte freigesetzte Arbeitskräfte wieder qualifikationsgerecht beschäftigen zu können.

Zweites Beispiel: Wenn die Sicherheit des Arbeitsplatzes als ein elementarer Grundwert des Sozialismus von vielen Menschen des Landes empfunden wird, ist das gut. Aber: Niemand vermute einen mechanischen Zusammenhang zwischen der Akzeptierung dieses sozialen Grundwertes und der Ausprägung eines entsprechend positiven Leistungsverhaltens im Arbeitsbereich. Wenn es zum Beispiel 1982 in unserem Lande je Vollbeschäftigteneinheit im Durchschnitt vier Fehlstunden, in „Spitzenpositionen“ bis zu 50 „Bummelstunden“ gab, sind hier meines Erachtens deutliche Signale gesetzt. Man könnte die These stellen: Führt nicht unter Umständen garantierte soziale Sicherheit zu Leichtfertigkeit im Leistungsverhalten? Sicher eine These! Aber auch eine, der man nicht von vornherein Lebensfremdheit unterstellen darf. Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik unter diesem Blickwinkel bedeutet: Sozial sicher darf sich nur derjenige wägen, der ordentlich arbeitet.

Drittes Beispiel: Die DDR gehört zweifellos zu jenen Ländern, in denen Bildung und Qualifikation ein stabiles Element der Wertorientierungen vieler Menschen verkörpern. Hier markiert sich ein bedeutsames Potential für die Lösung von wissenschaftlich-technischen Entwicklungsproblemen. Wenn jedoch gegenwärtig in der DDR etwa 25 Prozent der Hoch- und

zuregen, äußerst rationell mit ihren Hoch- und Fachschulkadern zu wirtschaften. Das hat sehr viel mit der Einheit von wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung zu tun.

Und noch ein letzter Gedanke sei angesprochen: Die praktische Durchsetzung des Rechtes auf Arbeit — gerade für unsere Frauen — ist eine bedeutsame Bedingung für ihre umfassende Emanzipation. Fast 85 Prozent erwerbsfähiger Frauen sind berufstätig, 49,9 Prozent der in der Volkswirtschaft Beschäftigten sind Frauen. Das sind gute Erfolge unserer gesellschaftlichen Entwicklung und nicht zuletzt auch sehenswerte Ergebnisse einer gezielten Sozialpolitik. Und dennoch sind hier noch sehr viele Probleme zu lösen. Sie resultieren in erster Linie aus der Doppelbelastung der Frauen durch Beruf und Familie, für die es nach wie vor sowohl objektive Gründe (z. B. noch nicht ausreichende Infrastrukturausstattung mancher Wohngebiete u. a.) als auch subjektive Gründe (einseitige Rollen- und Funktionsverteilung unter den Familienmitgliedern usw.) gibt. Im Gefolge der mannigfaltigen „individuellen Lösungen“ dieses Problems der Doppelbelastungen sind augenblicklich über 30 Prozent der berufstätigen Frauen in der DDR teilzeitbeschäftigt, der Anteil von Frauen in Leitungs- und Führungspositionen noch sehr gering, ist der Anteil von Frauen in angelernter Tätigkeit höher als der der Männer, haben Frauen täglich mehr als eine Stunde weniger Freizeit als die Männer usw.

Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik bedeutet diesbezüglich, alles dafür zu tun, um diese sozialen Differenzierungen zwischen den Geschlechtern weiter abzubauen und dadurch gesellschaftliche Entwicklung insgesamt weiter zu profilieren. Sicher sollten wir uns aber auch keine Illusionen über die Kürze der Zeiträume machen, innerhalb derer durchgreifende Veränderungen realisierbar sind. Soviel aber steht fest: Es ist bei weitem noch nicht alles „ausgeleitet“, was möglich ist. Schon entsprechende „Problemsicht“ bedeutet Ansatz zum Fortschritt!

Sozialistische Sozialpolitik geht auf Dauer nur, wenn gut gearbeitet wird

Von Prof. Dr. Peter Voigt

Es gibt wohl kaum eine politische These der letzten Jahre, die so häufig zitiert, diskutiert und vielleicht auch mißverstanden wurde wie diejenige, nach der wir die wichtigsten Aufgaben unserer gesellschaftlichen Entwicklung stets in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik begreifen und nach entsprechenden Lösungsvarianten suchen.

Nun ist die Sozialpolitik nicht – wie man es manchmal in Alltagsdiskussionen hört – eine „Erfindung“ des VIII. Parteitages der SED. Für unsere Partei war die Ökonomie stets Mittel zum Zweck, Mittel zur Verbesserung des Lebens der Massen, Mittel zur Entwicklung der sozialen Stabilität. Bereits 1946 wurden durch die SED „Sozialpolitische Richtlinien“ ausgearbeitet, in denen Probleme der Sozialversorgung, des Rechtes auf Arbeit, der Gesundheits- und Familienfürsorge, der Wohnungsfürsorge, der Demokratisierung der Wirtschaft u. a. verankert waren. So gesehen, bedeutet der Beschluß des VIII. Parteitages über die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik eine Stufe einer entsprechenden sozialhistorischen Kontinuität. Seine neue Qualität besteht darin, daß es nicht mehr schlechthin um die Sicherung existentieller Bedürfnisse geht, sondern um die soziale Sicherheit und die stetige Erhöhung des materiellen Lebensniveaus für die Massen der Menschen; und das Ganze unter erheblich komplizierteren innen- und außenwirtschaftlichen Gesamtbedingungen.

Dabei wird – und das läßt sich in unserer täglichen massenpolitischen Arbeit verfolgen – stets auf den engen Zusammenhang von sozialistischer Sozialpolitik und Entwicklung sozialistischen Bewußtseins und gesellschaftlicher Aktivität hingewiesen. Dieser Zusammenhang ist sowohl als Zielsetzung als auch als Maßstab für Effektivität von Sozialpolitik zu begreifen. In der Praxis bedeutet das, der Bürger eines sozialistischen Staates muß die ihm und seiner Familie zugutekommenden Ergebnisse sozialistischer Machtverhältnisse konkret sozial erfahren können, er muß seine Interessen in der Staatspolitik reflektiert sehen. Andererseits muß er – und das ist keinesfalls weniger bedeutsam – konkret sozial erfahren, daß an Sozialpolitik nur das realisiert werden kann, was ökonomisch erwirtschaftet ist, er muß erkennen: Sozialistische Sozialpolitik geht auf Dauer nur, wenn gut gearbeitet wird. Und eben gerade in diesen Zusammenhängen liegen einige derjenigen Probleme, die uns als Gesellschaft augenblicklich bewegen.

Die Beziehungen zwischen wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Maßnahmen und gesellschaftlichem Verhalten stellen sich als ein überaus komplexer, zum Teil widersprüchlich verlaufender Prozeß dar, dessen innere Gesetzmäßigkeiten wir keinesfalls immer kennen. Eben darum gilt es, uns in der gesellschafts-

wissenschaftlichen Forschung stets auf solche Problemkreise zu orientieren und entsprechende Analysen anzustellen.

Wenn ich die ganze Kompliziertheit dieses Problems an einigen Beispielen aus dem gesellschaftlichen Bereich Arbeit demonstriere, so vor allem deshalb, weil sich hier besonders die gesellschaftlich übergreifenden Bezüge demonstrieren lassen.

Erstes Beispiel: Die Arbeit bildet nicht nur schlechthin die Basis für die Sicherung der materiellen Bedürfnisse der Menschen. Sie verkörpert auch einen bedeutsamen sozial-integrativen Faktor. Über die Arbeit wird wesentlich das System sozialer Beziehungen zur gesellschaftlichen Umwelt entwickelt, wird demokratische Aktivität realisiert, werden politische Funktionen wahrgenommen. Wenn unsere Gesellschaft das Recht auf Arbeit verfassungsmäßig garantiert, realisiert sie damit einen hohen sozialpolitischen Anspruch. In einer repräsentativen soziologischen Untersuchung hielten über 90 Prozent der befragten Arbeiter, Genossenschaftsbauern und Intellektuellen die Sicherheit des Arbeitsplatzes unter den Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes im Sozialismus für gewährleistet. Welch ein hoher Anspruch an die Gesellschaft! Also denken wir daran: Die Sicherung der Vollbeschäftigung ist kein „Gottesgeschenk“. Hier sind zukünftig gewaltige wirtschaftliche Anstrengungen notwendig, um durch Rationalisierungseffekte freigesetzte Arbeitskräfte wieder qualifikationsgerecht beschäftigen zu können.

Zweites Beispiel: Wenn die Sicherheit des Arbeitsplatzes als ein elementarer Grundwert des Sozialismus von vielen Menschen des Landes empfunden wird, ist das gut. Aber: Niemand vermutet einen mechanischen Zusammenhang zwischen der Akzeptierung dieses sozialen Grundwertes und der Ausprägung eines entsprechend positiven Leistungsverhaltens im Arbeitsbereich. Wenn es zum Beispiel 1982 in unserem Lande je Vollbeschäftigteneinheit im Durchschnitt vier Fehlstunden, in „Spitzenpositionen“ bis zu 50 „Bummelstunden“ gab, sind hier meines Erachtens deutliche Signale gesetzt. Man könnte die These stellen: Führt nicht unter Umständen garantierte soziale Sicherheit zu Leichtfertigkeit im Leistungsverhalten? Sicher eine These! Aber auch eine, der man nicht von vornherein Lebensfremdheit unterstellen darf. Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik unter diesem Blickwinkel bedeutet: Sozial sicher darf sich nur derjenige wähen, der ordentlich arbeitet.

Drittes Beispiel: Die DDR gehört zweifellos zu jenen Ländern, in denen Bildung und Qualifikation ein stabiles Element der Wertorientierungen vieler Menschen verkörpern. Hier markiert sich ein bedeutsames Potential für die Lösung von wissenschaftlich-technischen Entwicklungsproblemen. Wenn jedoch gegenwärtig in der DDR etwa 25 Prozent der Hoch- und Fachschulkader nicht qualifikationsgerecht eingesetzt sind, muß das bedenklich stimmen. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Bedenklich im Hinblick auf die Vergeudung gesellschaftlicher

Bildungsinvestitionen. Bedenklich im Hinblick auf ungünstige ideologische Auswirkungen. Wir müssen es noch besser lernen, mit unserem Bildungspotential effektiv zu wirtschaften. Bildung und Qualifikation repräsentieren aggregiertes gesellschaftliches Arbeitsvermögen. Konsequenter müssen wir die tatsächlichen Qualifikationsanforderungen (vor allem in ihrer Dynamik!) bestimmen, müssen analysieren, warum wir die Hoch- und Fachschulkader nur begrenzt auf die Stellen bekommen, wo wir sie tatsächlich benötigen, und schließlich müssen wir erforschen, welche Stimulatoren zu entwickeln sind, um Betriebe anzuregen, äußerst rationell mit ihren Hoch- und Fachschulkadern zu wirtschaften. Das hat sehr viel mit der Einheit von wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung zu tun.

Und noch ein letzter Gedanke sei angesprochen. Die praktische Durchsetzung des Rechtes auf Arbeit – gerade für unsere Frauen – ist eine bedeutsame Bedingung für ihre umfassende Emanzipation. Fast 85 Prozent erwerbsfähiger Frauen sind berufstätig. 49,9 Prozent der in der Volkswirtschaft Beschäftigten sind Frauen. Das sind gute Erfolge unserer gesellschaftlichen Entwicklung und nicht zuletzt auch sehenswerte Ergebnisse einer gezielten Sozialpolitik. Und dennoch sind hier noch sehr viele Probleme zu lösen. Sie resultieren in erster Linie aus der Doppelbelastung der Frauen durch Beruf und Familie, für die es nach wie vor sowohl objektive Gründe (z. B. noch nicht ausreichende Infrastrukturausstattung mancher Wohngebiete u. a.) als auch subjektive Gründe (einseitige Rollen- und Funktionsverteilung unter den Familienmitgliedern usw.) gibt. Im Gefolge der mannigfaltigen „individuellen Lösungen“ dieses Problems der Doppelbelastungen sind augenblicklich über 30 Prozent der berufstätigen Frauen in der DDR teilzeitbeschäftigt, der Anteil von Frauen in Leitungs- und Führungspositionen noch sehr gering, ist der Anteil von Frauen in angelernter Tätigkeit höher als der der Männer, haben Frauen täglich mehr als eine Stunde weniger Freizeit als die Männer usw.

Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik bedeutet diesbezüglich, alles dafür zu tun, um diese sozialen Differenzierungen zwischen den Geschlechtern weiter abzubauen und dadurch gesellschaftliche Entwicklung insgesamt weiter zu profilieren. Sicher sollten wir uns aber auch keine Illusionen über die Kürze der Zeiträume machen, innerhalb derer durchgreifende Veränderungen realisierbar sind. Soviel aber steht fest: Es ist bei weitem noch nicht alles „ausgereizt“, was möglich ist. Schon entsprechende „Problemsicht“ bedeutet Ansatz zum Fortschritt!

Die Tropenmedizin an der Universität Rostock

Von Ute Eigenstetter

Der Grundstein für den Fachbereich Tropenmedizin an der Universität Rostock wurde im Jahr 1958 gelegt mit der Gründung einer tropenmedizinischen Arbeitsgemeinschaft. Die eigentliche Einführung des Fachgebietes Tropenkrankheiten erfolgte im darauf folgenden Jahr, in dem auch die erste Tagung über Tropen- und Schifffahrtmedizin an der Medizinischen Fakultät der Rostocker Universität stattfand.

Der Bedarf für diese Gründung ergab sich 1957-1960 aus dem Bau des Überseehafens in Warnemünde, das „Wunder an der Warnow“, der die Handelschifffahrt der DDR sprunghaft weiterentwickelte und zahlreiche Überseetransporte für die DDR ermöglichte. Dadurch erhöhte sich die Gefahr der Einschleppung von Tropenkrankheiten aus verschiedenen fremden Ländern enorm. Um dem entgegenzuwirken, musste in diesem Fachbereich dringend geforscht und medizinisch gehandelt werden. So entwickelte sich zu Beginn der 1960er Jahre eine gut organisierte medizinische Betreuung der Handelsschifffahrt in Zusammenarbeit mit der Medizinischen Universitätsklinik.

Aufgrund der erfolgreichen Bilanz erfolgte am 1. September 1966 die Gründung einer eigenständigen Abteilung Tropenmedizin an der Medizinischen Universitätsklinik unter der Leitung von Herrn Dr. Kurt Ziegler, der bereits durch zahlreiche internationale Kontakte und Weiterbildungen an anderen Universitäten Spezialwissen auf diesem Gebiet einbringen konnte.

In den folgenden Jahren fand ein weiterer Auf- und Ausbau der Tropenmedizin statt, die durch internationale Beziehungen, unter anderem zu renommierten Institutionen – Liverpool, Basel, Moskau, Straßburg oder Marseille – und ständige Weiterbildung im In- und Ausland, ermöglicht wurde.

Notwendig wurde die Erweiterung der Abteilung für Tropenmedizin und Infektionskrankheiten dadurch, dass sich im Verlauf der 1960er Jahre die internationalen Beziehungen der DDR ausweiteten und immer mehr ausländische Auszubildende und im Ausland tätige DDR-Bürger bei ihrer Einreise in die DDR auf Tropenkrankheiten untersucht werden mussten, um bei Vorliegen einer solchen Krankheit schnell handeln zu können. Diese Tatsache bedingte, dass es notwendig war, zur Unterstützung des Leiters der Abteilung bald weitere Fachkräfte für das Gebiet Tropenmedizin zu werben und auszubilden.

Nachdem bereits seit 1964 Lehrveranstaltungen auf dem Gebiet der Tropen- und Infektionskrankheiten stattgefunden hatten, wurde 1976 ein neuer Lehrstuhl für Innere Medizin (Tropenmedizin) eingerichtet, der durch Prof. Kurt Ziegler besetzt wurde.

Durch die schnell voranschreitende und lebenswichtige Forschung in dem neuen Fachbereich erlangte die Tropenmedizin in Rostock innerhalb der DDR, aber auch international, Anerkennung und es wurden Patienten aus der gesamten DDR in Rostock behandelt. Diese Anerkennung ermöglichte Dozenten wie auch Studierenden weitere Aufenthaltsmöglichkeiten auch im nichtsozialistischen Ausland und eine Zusammenarbeit beispielsweise mit der Basrah-University im Irak oder der University of Providence in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach der politischen Wende stand Anfang der 1990er Jahre eine Schließung der Abteilung für Tropen- und Infektionskrankheiten an der Universität Rostock zur Debatte, was jedoch abgewendet werden konnte. Auch eine Einsparung des 1976 geschaffenen Lehrstuhls wurde verhindert aufgrund der Tatsache, dass es sich um den einzigen dieser Art in ganz Deutschland handelte. Angesichts der Forschungsleistung im Bereich der Tropenmedizin wurde klar, dass man nicht auf ihn verzichten konnte. Er existiert somit bis heute.

Ziegler, Kurt



Auszug aus dem
 Catalogus Professorum Rostochiensium
 (http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000735)
 vom 13.11.2007

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1968-76 Hochschuldozent für Innere Medizin 1976-92 o. Professor für Innere Medizin / Tropenmedizin 1992-98 Professor (C4) für Innere Medizin / Tropenmedizin
<i>Fakultät:</i>	Bereich Medizin (1969-1990) Medizinische Fakultät (1990-)
<i>Institut:</i>	Klinik für Innere Medizin, Abteilung Tropenmedizin und Infektionskrankheiten
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Tropenmedizin und Infektionskrankheiten

<i>Weitere Vornamen:</i>	Gerhard
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 03.01.1932 in Odrau (Mähren-Schlesien)
<i>Konfession:</i>	römisch-katholisch
<i>Vater:</i>	Karl Ziegler, Webmeister
<i>Mutter:</i>	Paula Ziegler, geb. Hanle
<i>Kurzbiographie:</i>	
1951	Abitur, Ludwigslust
1951-57	Studium der Humanmedizin, Univ. Rostock
1957-58	Pflichtassistent an den Rostocker Universitätskliniken
1958-59	Betriebsarzt an der Rostocker Neptun-Werft
1959	Diplom über Tropenmedizin und Medizinische Parasitologie (Tropeninstitut Hamburg)
1964	Facharzt für Innere Medizin
1959-76	Assistenzarzt, ab 1966 Oberarzt, ab 1968 Dozent an der Medizinischen Univ.-Klinik Rostock
1976-98	Ordentliche Professur für Innere Medizin / Tropenmedizin, Univ. Rostock, ab 1992 Universitätsprofessor (C4) Innere Medizin / Tropenmedizin

1972-98	Leiter der Abteilung Tropenmedizin und Infektionskrankheiten der Klinik für Innere Medizin, Univ. Rostock
seit 1995	Lehrauftrag "Medizin in tropischen Ländern", Univ. Lübeck
1998	Emeritierung

Akademische Abschlüsse:

Promotion:	1957 Dr. med., Univ. Rostock
Habilitation:	1967 Dr. med. habil., Univ. Rostock

Akademische Selbstverwaltung:

1969-73	Stellvertreter des Klinikdirektors für Erziehung und Ausbildung
1974-91	1. Stellvertreter des Klinikdirektors (Klinik und Poliklinik für Innere Medizin der Universität)
1990-94	Prodekan für Medizinische Betreuung; Ärztlicher Direktor des Univ.-Klinikums

Funktionen:

1974-90	Vorstandsmitglied der Sektion Tropenmedizin, Infektionskrankheiten und Med. Parasitologie, Deutsche Gesellschaft für die Gesamte Hygiene
1982-90	Hauptkonsultant, Ministerium für Gesundheitswesen der DDR für "Seltene Infektionskrankheiten"

Ehrungen:

Medaille für ausgezeichnete Leistungen
 1976 Eintragung in das Ehrenbuch der Stadt Rostock
 Medaille für treue Dienste im Gesundheits- und Sozialwesen (Gold)
 1986 Obermedizinalrat

Werke (Auswahl):

- Ziegler, K.: Klinische Untersuchungen zur Ammoniaktoleranz, Arch. Klin. Med., 215 (1968) 340-358.
 Ziegler, K.: The Hyper-Ammonemia and its Treatment, Ceylon Medical J., 14 (1969) 15-20.
 Granz, W. und K. Ziegler: Tropenkrankheiten, J.A.Barth Verlag, Leipzig 1976.
 Ocklitz, H.W., H. Mochmann, W. Köhler, K. Ziegler: Infektionskrankheiten. Band V des Handbuchs der Inneren Medizin, VEB G. Fischer Verlag, Jena 1983.
 Ziegler, K., F.-W. Möller, S. Detsvongsa: Peculiarities of Mekong Schistosomiasis with particular attention to the People's Democratic Republic of Laos, Bull. Inst. Mar. Trop. Med. Gdynia, 39 (1988) 187-195.
 Ziegler, K.: Im Zeichen des Steinbocks (Lebenserinnerungen) printmix 24, Bad Doberan 2005. ISBN-10:3-00-019771-0; ISBN-13:978-300-019771-0

Quellen:

eigene Angaben

Weitere Literatur:

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender

Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Kurt Ziegler am 15. Dezember 2006

Kersten Krüger:

Wir eröffnen die Zeitzeugensitzung mit Herrn Professor Ziegler, der übrigens seine Lebenserinnerungen geschrieben hat, die veröffentlicht sind.¹ Heute findet die Universität besondere Berücksichtigung. Lieber Herr Ziegler, Sie haben das Wort.

Kurt Ziegler:

Meine Damen und Herren, zunächst einmal begrüße ich Sie sehr herzlich. Ich freue mich sehr, dass ich heute bei Ihnen sein darf. Die Einladung zu dieser historischen Runde ist eine Ehre für mich, wenn ich das mal so formulieren darf. Ich hoffe sehr, dass ich Ihre wissenschaftliche Neugier und Ihren Wissensdurst befriedigen kann und dass Sie mir viele Fragen stellen, die ich dann hoffentlich auch zu Ihrer Zufriedenheit werde beantworten. Ich soll Ihnen, so habe ich es verstanden, erst einmal ein bisschen etwas von mir erzählen. Gut, das will ich dann also tun.

Ich bin ein Sonntagskind und wurde in Mähren-Schlesien geboren; das ist also schon lange her. Das große Land Schlesien – als Historiker wissen Sie natürlich vieles darüber – wurde schon vor vielen Jahren geteilt. Neuere Geschichte ist das natürlich nicht. Der alte Fritz – Friedrich der Große – hat gegen Maria Theresia in den drei Schlesischen Kriegen um dieses Land gekämpft. Maria Theresia hat verloren, schon nach dem ersten Schlesischen Krieg. 1742 gab es einen Friedensschluss zu Leipzig: da wurde dieses Land geteilt, und zwar in einen österreichisch-schlesischen Teil und in einen preußisch-schlesischen Teil. Da Friedrich der Große ein cleverer Mann war und auch wirtschaftlich dachte, hat er das fruchtbare niederschlesische Tiefland für sich behalten und der Vorgebirgssaum darum herum, also das Sudetengebiet, fiel an Maria Theresia. Seitdem gibt es diese Trennung in ein Preußisch-Schlesien und ein Österreichisch-Schlesien. Das existierte bis 1918, also bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Dann ging die Donaumonarchie unter, wie Sie wissen, und es wurde die Tschechoslowakei gegründet: Österreichisch-Schlesien kam zur Tschechoslowakei, so dass ich also von meinen Eltern her noch ein bisschen österreichisches Blut in mir habe. Die Luft habe ich dann zunächst in der Tschechoslowakei eingeatmet, bis wir 1939 in das Großdeutsche Reich heimgeführt wurden.

¹ Kurt Ziegler: Im Zeichen des Steinbocks. Alltägliches, Heiteres und Nachdenkliches aus den vergangenen 70 Jahren. Bad Doberan 2005.

Es ist also eine ziemlich bewegte Geschichte mit meinem Geburtsort, der noch zu Österreichisch-Schlesien gehörte, aber unmittelbar an der Grenze zu Preußisch-Schlesien liegt. Nun, soweit so gut. Ich habe das deshalb so ausführlich erwähnt, weil mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges dieses Gebiet wieder der Tschechoslowakei zugeschlagen wurde. Wenn Sie sich für die neuere Geschichte interessieren, dann wissen Sie wahrscheinlich, dass es schon 1942, also noch während des Zweiten Weltkrieges, eine Konferenz der Amerikaner, Russen und Engländer in Teheran gab. Da wurde schon festgelegt, dass dieses Gebiet – ja wie soll ich ein bisschen krass sagen – ethnisch gesäubert werden soll, das heißt, dass die deutsche Bevölkerung ausgesiedelt werden sollte. Das war auf Grund der so genannten Beneš-Dekrete erfolgt. Dann gab es eine Konferenz in Jalta, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges, da wurde das noch einmal bestätigt. Schließlich wurde auf der Potsdamer Konferenz im Herbst 1945, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, dieses Gebiet dann definitiv der Tschechoslowakei zugeschlagen und die deutsche Bevölkerung von dort ausgewiesen.

Ich war damals knapp 14 Jahre alt – 13 Jahre und etwas – und es war halt so, ich will das im Einzelnen nicht ausführen, dass ich zu denen gehörte, die unter sehr brutalen Umständen seitens der damaligen tschechischen Machthaber von zu Hause vertrieben wurden, zusammen mit meiner Mutter, denn mein Vater war als Soldat in der Festung Breslau stationiert. Wir besaßen nichts außer dem, was wir am Leibe trugen. Ich hatte also das „Glück“ eines völligen Neubeginns, als ich dann eines Tages in Lederhosen und einem kleinen Janker – ohne jeglichen Pfennig Geld – wieder auf deutschem Boden war.

Soweit diese Geschichte. Wir landeten schließlich in Ludwigslust. Dort habe ich 1951 das Abitur gemacht; im Übrigen bin ich 1949 in die FDJ eingetreten. Ich war kein großer FDJ-ler, aber ich hatte fest vor zu studieren. Das war damals eine schwierige Entscheidung, weil wir – wie gesagt – völlig mittellos waren. Mein Vater ist aus dem Zweiten Weltkrieg nicht zurückgekehrt und meine Mutter war – wie das damals üblich war – nur Hausfrau. Wir kratzten also wirklich am Existenzminimum entlang, und dann zu studieren, das war nicht so ganz einfach. Aber es gelang mir, nach dem Eintritt in die FDJ zum Abitur zugelassen zu werden. Mit einem recht guten Abitur konnte ich mir dann sogar den Studienort auswählen, natürlich im Rahmen der 1949 gegründeten DDR. Und da ich ein großes Fernweh in mir verspürte – man war in der DDR ziemlich eingesperrt – was lag da näher als an das damalige „Tor der DDR zur Welt“ zu gehen, nach Rostock, um dort zu studieren.

Das war – wie gesagt – 1951, dass ich hier begonnen habe. Rostock blutete noch aus vielen Wunden, Trümmerfrauen waren noch überall zugange, die Lebensmittel waren rationiert und die Lebensmittelkarten waren ziemlich knapp bemessen. Wir Studenten schoben ständig Kohldampf. Das kennen Sie heute alles nicht mehr. Sie wissen ja gar nicht, was Sie zuerst kaufen sollen! Diese Unruhe

hatten wir damals nicht. Wir waren froh, wenn wir irgendwo ein Brötchen ergattern konnten oder irgend solche Kleinigkeit. Aber das ging ja vielen so nach dem Zweiten Weltkrieg.

Es war eine schwierige Zeit. Ich kam 1951 gerade in die Periode der zweiten Hochschulreform, die 1951/52 stattfand. Die erste Hochschulreform war 1946 mit der Wiedereröffnung der Universität erfolgt. Sie wissen, im Februar 1946 wurde auf Grund eines Befehls der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland – der legendäre Marschall Shukow hat diesen Befehl unterschrieben – die Universität wieder eröffnet, eigentümlicherweise, das will ich doch vielleicht einmal einfließen lassen, mit folgenden Fakultäten: nämlich der Juristischen Fakultät – das sollten Sie sich merken, wenn es heute wieder um die Juristische Fakultät geht –, der Philosophischen Fakultät, die damals allerdings unter einem anderen Stern stand, und – aus meinem Blickwinkel besonders interessant – mit der Theologischen Fakultät. Die gehörte also zu den ersten Fakultäten, die damals bei der Eröffnung wieder dabei waren, ebenso wie die Agrarwissenschaftliche Fakultät.

Die Medizinische Fakultät war nicht vertreten. Das nationalsozialistische Gedankengut war bei den Medizinern wohl nicht allzu sehr ausgeprägt. Die Mediziner waren aber immer schon stockkonservativ – das gilt wahrscheinlich über Jahrzehnte, vielleicht sogar über Jahrhunderte hinweg, wenn man mal die Geschichte der Rostocker Universität durchblättert. Und das fürchteten wohl die Russen, die das damals im Frühjahr 1946 wieder in Gang gebracht hatten, so dass die Medizinische Fakultät erst später, ich glaube im Herbst, eröffnet wurde.

Ich kam also in diese Umbruchphase der Zweiten Hochschulreform hinein. Das Wesentliche war, dass das sogenannte Gesellschaftswissenschaftliche Studium überall als Grundlage des gesamten Studiums eingeführt wurde. Jegliche Fakultät, jeglicher Wissenschaftszweig, wurde mit diesem gesellschaftswissenschaftlichen Studium beglückt. Es bestand – das will ich Ihnen doch einmal sagen – aus folgenden Einzelheiten: Im ersten und zweiten Studienjahr wurden die Grundlagen des Marxismus-Leninismus gelehrt; das hatten wir in der Schule schon x-mal durchgekaut und war deshalb stinklangweilig. Im dritten Studienjahr wurde Politische Ökonomie gelehrt. Das war ein bisschen interessanter. Aber als Mediziner – ich spreche jetzt nur für die Mediziner – waren wir nicht sehr an wirtschaftlichen Fragen interessiert und wir sind es bis heute nicht.

Ich komme vielleicht noch einmal auf die heutige, sehr bedrückende Situation zurück. Wenn Sie das möchten oder wenn Sie mir da noch ein paar Fragen stellen möchten, dann will ich sie gern aus meiner Sicht beantworten. Ja, und im vierten Studienjahr, da wurde es einigermaßen interessant – das muss ich schon sagen –, da wurde nämlich dialektischer und historischer Materialismus gelesen. Das war insofern interessant, weil es zurückging bis auf die alten Griechen wie zum Beispiel Heraklit mit seinem „panta rhei“, also alles ist im Fluss. Er war der erste Dialektiker, glaube ich – jedenfalls für mich als Mediziner –, es mag auch

früher schon welche gegeben haben. Dann zu Hegel mit seiner „Phänomenologie des Geistes“ – ein berühmtes Werk von Hegel, das kennen Sie oder haben vielleicht mal reingeschaut: die Geschichte unter dem Blickpunkt eines dialektischen Idealisten gesehen. Dann über Feuerbach bis hin zu Marx und Engels. Das war nicht uninteressant, muss ich sagen, und manches ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Das also war die Grundlage für jegliches Studium.

So, wie ging es dann weiter mit meinem Leben? Ja, das Examen habe ich schon nach fünf Studienjahren gemacht. Damals konnte man das nach zehn Semestern; heute studiert man zwölf Semester und mehr und weiß oft immer noch nicht genau, was man studiert hat.

Damals habe ich das Staatsexamen also nach zehn Semestern gemacht. Da fällt mir etwas ganz Interessantes ein. Ich habe ja viel mit Studenten zu tun gehabt und habe es immer noch. Also in meinem stillen Kämmerlein, da teile ich die Studenten in zwei Gruppen ein: die Realisten, das sind die, die ihr Studium sehr ernst nehmen, so dass sie es in einer Regelstudienzeit abschließen. Die zweite Gruppe von Studenten, das sind die Romantiker, die, ja wie soll ich das ausdrücken, die ihren Neigungen während des Studiums nachgehen, was dann dazu führt, dass ein mehr oder weniger langes Studium die Folge ist. Seit zwölf Jahren habe ich einen Lehrauftrag in Lübeck; dabei ist mir folgendes über den Weg gelaufen. Da gab es doch tatsächlich einen Studenten, der ist im Studium ergraut: er hat ganze 52 Semester studiert, und davon 41 Semester Medizin. Also, meine Damen und Herren, das will auch gekonnt sein.

So, das war das Staatsexamen. Ich hatte ja schon während des Studiums sehr viel praktiziert. Damals war es so – Sie können sich das heute gar nicht mehr vorstellen: Wenn man früh in eine Klinik kam, dann wusste man nicht, ob dieser oder jener Arzt noch da war. Dazu muss man als Hintergrund vielleicht noch einmal erklären, dass 1947 für das damalige Westdeutschland der Marshall-Plan in Aktion getreten ist, das heißt also, eine massive Unterstützung der Wirtschaft zum Aufbau in Westdeutschland. In Ostdeutschland, das war damals ja noch sowjetische Besatzungszone, gab es das nicht. Im Gegenteil, hier wurden oder besser, mussten Reparationsleistungen an die Sowjetunion erbracht werden, die das ohnehin ausgeblutete Land enorm belasteten. Da wurden Gleise abgebaut, Fabriken abgebaut und und und. Es war also wirtschaftlich eine Katastrophe.

Dann gab es 1948 die Währungsreform, auch das war ein ganz wichtiger Schritt in der neueren Geschichte. In Westdeutschland gab es die Westmark: Hartgeld, die harte Westmark, weil das Geld – wie Sie es vielleicht noch aus D-Mark-Zeiten wissen, ziemlich schwer und hart war. In Ostdeutschland gab es die Aluminium-Mark, also die weiche Mark aus Aluminium. Man brauchte nicht allzu viel Gewicht in seiner Hosentasche mit sich herum zu schleppen, um dieses Geld zu transportieren, und dessen Kaufkraft war gering.

Aber die Folge war, dass in Westdeutschland dann 1950 jegliche Rationierung der Lebensmittel aufgehoben worden war, während in Ostdeutschland bis 1958 die Lebensmittel noch rationiert waren. Also eine schwierige Geschichte. Diese schwierigen Lebensumstände haben dazu geführt, dass sehr viele Leute – damals ging das noch in den ersten Jahren verhältnismäßig einfach – nach Westdeutschland gegangen sind. Und auch in der Medizin war das der Fall. Es war also manchmal wirklich nicht mehr feierlich, wenn man in einer Klinik als Student oder junger Assistent gearbeitet hat, dann wusste man tatsächlich am Morgen nicht, ob der Stationsarzt noch da ist und sich nur verspätet hat oder ob er schon im Westen war. Das war gang und gäbe. Das hat mit dem heutigen Auswandern nach Schweden oder Dänemark, wo so ein paar Hanseln hingehen, überhaupt nichts zu tun. Das war schon eine ganz gewaltige Belastung.

Ich darf schnell weiter in meinem Lebenslauf kommen. 1956 Examen: ich wollte immer Chirurg werden. Da war es für mich selbstverständlich, dass ich alle meine Famulaturen in chirurgischen Einrichtungen gemacht hatte. Ich hatte auch hier an der Chirurgischen Universitätsklinik eine vorzügliche Ausbildung erfahren, und so stand für mich absolut fest, dass ich Chirurg werde. Aber wie das im Leben immer so ist, da wurde nichts draus. Man musste damals eine Pflichtassistentenzeit über sich ergehen lassen, dabei waren ein Vierteljahr Innere Medizin, ein Vierteljahr Chirurgie, ein Vierteljahr eines Wahlfaches und auch Gynäkologie war noch vorgeschrieben. Also, wie dem auch sei, ich hatte ein Dreivierteljahr in der Chirurgie verbracht, weil man mich immer wieder darum gebeten hatte, denn sie waren froh über jede Kraft, die dageblieben war. Ich war handwerklich einigermaßen geschickt und konnte mich integrieren. So hatte ich dann nur ein letztes Vierteljahr in der Inneren Medizin zu erledigen, ein Fach, das nie meine große Sympathie gehabt hat.

Eines Tages rief mich mein damaliger Chef zu sich. Ich hatte schon Sorge, dass ich mal wieder etwas verkehrt gemacht hätte, aber nein, er fragte mich, was ich denn werden wolle und ob ich mich nicht doch entschließen könne, in die Innere Medizin zu gehen. Ich habe ihm „nein“ gesagt, das möchte ich nicht. Da sagte er: „Wissen Sie, ich habe da folgendes Angebot. Sie wissen ja, es ist hier der Überseehafen gebaut worden in den Jahren 1957 bis 1960.“

Man hat es damals das Wunder an der Warnow genannt: Es wurden unendlich viel Spenden gesammelt. Wenn ich mich recht erinnere, wurden 65.000 Tonnen Feldsteine aus der ganzen DDR nach Warnemünde gekarrt, um diesen Überseehafen zu bauen. Damit wollte man dann natürlich auch den Überseehandel in Gang bringen.

Und Professor Gülzow, das war damals mein Chef, sagte weiter: „Wissen Sie, ich könnte Ihnen Folgendes anbieten, wenn Sie sich entschließen, gemeinsam mit dem Medizinischen Dienst des Verkehrswesens, der Direktion Schifffahrt, zusammenzuarbeiten und sich dabei auch der Tropen- und Infektionsmedizin zu-

zuwenden. Mit den zuständigen Gremien – das war damals vor allem die Bezirksparteileitung der SED – ist festgelegt worden, dass ein junger Assistent nach Hamburg ans Tropeninstitut gehen könnte, um dort sein Diplom zu machen.“

Also, meine Damen und Herren, Sie können sich das gar nicht vorstellen: das war, wie auf einen anderen Erdteil zu gelangen. Die DDR war ja hermetisch abgeschlossen, und damals legal nach Hamburg zu gehen, war also wirklich eine absolute Ausnahme.

Und so blieb ich in der Inneren Medizin, ging dann nach Hamburg, habe dort mein Diplom gemacht und mich dann eben für die Tropenmedizin interessiert. Ja, was weiter kommt, ist sehr schnell zu sagen. Für mich war das Jahr 1964 ein ganz besonders wichtiges Datum. Da war ich also noch ein junger Assistent in der Inneren Medizin und bekam einen Lehrauftrag oder überhaupt den allerersten Lehrauftrag für Tropenmedizin, den es hier an der Universität jemals gegeben hat. Dann ist für mich noch ein ganz wichtiges Datum das Jahr 1966, da war ich noch nicht einmal Oberarzt, sondern nur Assistent, als die Abteilung für Tropenmedizin und Infektionskrankheiten als selbstständige Abteilung der Klinik gegründet wurde; mir wurde die Leitung dieser Abteilung übertragen.

Ja, so bin ich also in diese Geschichte hineingeschliddert. Es folgten sehr viele Auslandsreisen, Sie können das nachlesen. Aber man kann Tropenmedizin eben nur begreifen und verstehen und auch handhaben, wenn man entsprechende Auslandserfahrungen hat. Die Tropenmedizin wird immer wieder als ein exotisches Fachgebiet angesehen. Aber, meine Damen und Herren, wenn Sie mal überlegen, dass heute von den etwas über sechs Milliarden Menschen vier Fünftel in tropischen bzw. Entwicklungsländern leben, so machen wir als hoch zivilisierte und hoch industrialisierte Staaten doch nur eine verschwindende Minderheit in der Weltbevölkerung aus. Ich sage das immer wieder so in Anführungsstrichen: Wir bezeichnen uns als zivilisierte Staaten; ob wir das wirklich sind, wage ich manchmal zu bezweifeln.

In der Medizin ist es so – man kann das nur begreifen, wenn man in solchen Ländern aktiv gearbeitet hat –, dass schon heute der allergrößte Teil der Menschheit vom medizinischen Fortschritt überhaupt nicht profitiert. Und wie es bei uns weitergehen wird, wissen wir auch nicht. Es wird alles immer teurer. In den armen Ländern – und Entwicklungsländer sind arme Länder, ehemalige Kolonialländer und Halbkolonialländer, die wir ja kräftigst ausgebeutet haben –, wie das dort weitergehen wird, das kann man zur Zeit nicht voraussagen. Aber ich sehe es eher düster an.

Ja, was soll ich noch erzählen? Ich habe mich dann natürlich weiter bemüht. Ich wurde Oberarzt und wenn man Sitzfleisch hat, geht es im akademischen Lebensweg weiter. 1967 habe ich mich habilitiert – da muss man natürlich ein bisschen etwas dazu tun. 1968 wurde ich dann Dozent, und weil ich weder in der Partei noch im FDGB war – im FDGB musste eigentlich jeder sein, ich war es

jedenfalls nicht –, deshalb wurde ich erst 1976 ordentlicher Professor für Innere Medizin und Tropenmedizin; viele Jüngere sind da an mir vorbeigezogen.

Ja, und dann kam die Wende. Da ging erst einmal alles bergab – vieles geht ja auch heute noch bergab. Es gab eine Neustrukturierung der Universität und es gab ein Hochschul-Erneuerungsgesetz 1991. Dieses Hochschul-Erneuerungsgesetz – das muss ich Ihnen noch ganz schnell erzählen, weil Sie das im Detail nicht so wissen – führte aus meiner ganz persönlichen Sicht als damals gestandener Hochschullehrer (ich war 1976 ordentlicher Professor geworden) zu einem Spießrutenlauf, einem Hürdenlauf mit drei großen Hürden:

Die erste Hürde, die genommen werden musste, war die so genannte Ehrenkommission. Da wurden alle überprüft, ob sie informelle Mitarbeiter (IM) der Stasi gewesen sind. Nun, einige Universitätsangehörige haben ohne großes Federlesen die Universität verlassen, waren plötzlich weg. Aus meiner engeren Mitarbeiterschaft war das auch so.

Dann gab es die zweite Hürde, das war die so genannte Evaluierungskommission. Dazu mussten drei Gutachten über den zu Überprüfenden, also beispielsweise über mich, vorgelegt werden. Diese Gutachten – ich weiß gar nicht, ob es so sein musste – wurden in der Regel von westdeutschen Kollegen erstellt. Das waren meistens jüngere Kollegen. Ich kann mich nicht beklagen, ich habe auch diese Hürde genommen. Aber es war ein Spießrutenlauf!

Und die dritte Hürde war die so genannte Übernahmeprozedur. Das ganze erstreckte sich über ein Jahr. Inzwischen war ein massiver Stellenabbau erfolgt. Ich selbst war zu dieser Zeit auf Grund der Wahlen, die nach der Wende stattgefunden haben, zunächst als „Prodekan für medizinische Betreuung“ gewählt worden. Das Amt wurde dann einige Zeit später in das Ärztliche Direktorat des Klinikums überführt. Unter meiner Ägide – ich konnte gar nicht anders – mussten innerhalb relativ kurzer Zeit in unserem Klinikum eintausend Krankenbetten abgebaut werden. Dass das nicht nur Krankenbetten waren – zu jedem Krankenbett gehört ja ein gewisses Personal –, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Das hat mir sehr viel Kopfzerbrechen und sehr viel Schlaflosigkeit bereitet. Aber bis zu einem gewissen Grad war das gerechtfertigt, denn wir hatten zum Teil – das war bei den einzelnen Kliniken sehr unterschiedlich – eine verhältnismäßig niedrige Bettenauslastung, so dass man unter Wirtschaftlichkeitsaspekten natürlich anders denken musste.

Aber, meine Damen und Herren, so schlimm das auch klingt: Was heute geschieht, dass man den Patienten nur noch als Kostenfaktor ansieht – „Humankapital“, ein schreckliches Wort –, der dazu da ist, um in den Krankenhäusern und Kliniken Profit zu erzielen, das verträgt sich mit meiner ethisch-moralischen Einstellung nicht! Das muss ich hier ganz klar sagen und Sie können das auch weiter verbreiten. Aber so kann es nicht weitergehen. Was das bedeutet, ist so bedrohlich, meine Damen und Herren. Sie werden das mal merken, wenn Sie

selbst heutzutage behandelt werden müssen. Und Sie werden sehen, wie die Entwicklung hier weitergeht, das ist nicht gut zu heißen.

Ich bin während meiner vielen Auslandstätigkeiten mehrmals auch in den USA gewesen. Da gibt es diese berühmten „Ivy League Universities“, Privatuniversitäten höchster Ansprüche. Dazu gehören die Yale-Universität, die Harvard-Universität, die Princeton-Universität, die Brown-Universität. Wir hatten von unserer Universität mit der Brown-Universität einen Freundschaftsvertrag. Dort bin ich also aus dienstlichen Gründen wiederholt gewesen. Wir haben dort tropenmedizinische Forschungen betrieben. Die Amerikaner haben sich ja mehr und mehr im warmen Ausland engagiert, aus den verschiedensten Gründen, wie Sie wissen. Sie hatten, wie das in Deutschland auch über lange Zeit der Fall war, überhaupt keine Erfahrungen auf tropenmedizinischem Gebiet. Dann haben sie nach und nach auf diesem Gebiet massiv aufgeholt. So gab es also eine enge Zusammenarbeit mit Brown. Was ich Ihnen sagen möchte: Ich habe dort das amerikanische medizinische Betreuungssystem kennen gelernt, und das ist in meinen Augen katastrophal.

Vielleicht noch etwas für die studentische Sicht, etwas, das ich vorhin vergessen habe. Als ich zu studieren begann, 1951, da gab es in der DDR eine Studiengebühr, die bezahlt werden musste: 450 Ostmark pro Studienjahr, das war eine Menge Geld. Man hat damals weitaus weniger verdient – wenn man überhaupt noch Eltern hatte –, als das in Westdeutschland der Fall war. Von den 450 Mark bekam der Studentenrat 5 Mark. Bei der Studiengebühr war allerdings schon die Sozialversicherung und so etwas dabei. Nun, diese 450 Mark brauchte ein Großteil der Studenten nicht zu bezahlen, weil sie nämlich Arbeiter- und Bauernkinder waren. Die bekamen das also erlassen. Es betraf im wesentlichen die Studenten, die – was es damals auch noch bisweilen gab – ein einigermaßen gutes Elternhaus oder ein wirtschaftlich kräftiges Elternhaus hatten. Dies zur DDR.

Nun zu Brown. Auch in den USA und auch an diesen hervorragenden Ivy-League-Universitäten kann im Prinzip jeder, der das leistungsmäßig erbringt, studieren, unabhängig von seiner wirtschaftlichen Situation. Aber viele können sich das natürlich nicht leisten. So haben mir die Studenten – das gilt etwa für die Jahre 1979/1980/1981 – erzählt, man benötigte dort zu jener Zeit pro Studienjahr für alles drumherum etwa 8.000 Dollar. Und wenn man sich die leihen musste, dann bekam man das Geld auch, aber mit einem Zinssatz von 7 bis 14 Prozent. Sie können sich vorstellen, was die Studenten am Ende des Studiums für einen Berg an Schulden hatten und wahrscheinlich immer noch haben. Als ich das meinen Studenten in der DDR erzählte, haben sie gesagt: „Der macht Propaganda für die SED.“ Das haben die Studenten geglaubt, aber es ist und war definitiv so. Es ist inzwischen wahrscheinlich nicht besser geworden.

So, was noch? Ich wollte Ihnen noch eines erzählen. Also im Rahmen meiner tropenmedizinischen Ausbildung – ich hatte Ihnen das ja schon gesagt – gab es

eine sehr enge Verknüpfung dieses Aspekts der tropenmedizinischen Ausbildung mit dem Aspekt der medizinischen Betreuung von Seeleuten. Es gab den Medizinischen Dienst des Verkehrswesens, die Direktion Schifffahrt, und mit dieser Direktion habe ich über viele Jahre sehr eng zusammengearbeitet. Ich habe auf der Seefahrtsschule in Wustrow – dort gab es damals eine Seefahrtsschule, die dann später nach Warnemünde verlegt wurde – über eine ganze Reihe von Jahren als Dozent unterrichtet. Die Schiffsoffiziere wurden dort in medizinischer Betreuung hervorragend ausgebildet. Es gab ein auf der Welt wahrscheinlich einmalig gutes Betreuungssystem in der DDR-Handelsschifffahrt. Das muss einmal gesagt werden.

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre war die Deutsche Seereederei eine der größten Seereedereien überhaupt mit über 200 Schiffen, die mit etwa 8.000 Mann ständiger Besatzung auf allen Weltmeeren fuhren, ohne Angst zu haben, dass sie irgendwann gekündigt werden könnten oder – wie das heute so üblich ist – mit Zeitverträgen von ein, zwei oder drei Monaten arbeiteten. Das gab es nicht.

Dieses medizinische Betreuungssystem wurde allmählich aufgebaut. Die Deutsche Seereederei hatte 1950 mit dem ganz kleinen Dampfer „Vorwärts“ begonnen und sich dann von Jahr zu Jahr weiterentwickelt zu einem wirklich bedeutsamen Betrieb. Ich selbst war so eine Art Verbindungsmann zwischen der Direktion Schifffahrt und den Universitätskliniken. Über „Rügen-Radio“ – das war eine der weltweit bedeutendsten Seefunkstellen (es gab noch „Radio Rom“ und meines Wissens „Radio Norddeich“) – wurde die medizinische Betreuung auch auf tausende von Seemeilen entfernten Schiffen aufrecht erhalten.

Wir hatten gemeinsam mit dem Medizinischen Dienst des Verkehrswesens ein Handbuch erarbeitet, das auch in der Medizinischen Klinik der Universität vorlag. In den späteren Jahren kamen dann noch einige Kliniken zu diesem Betreuungssystem dazu, wie zum Beispiel die Augenklinik, die Hals-Nasen-Ohrenklinik, die Frauenklinik – es fuhren ja auch viele Frauen auf den Schiffen – und die Hautklinik. Es wurde also ein Handbuch erarbeitet, ganz einheitlich mit einer Liste der auf jedem Schiff vorhandenen Geräte und Medikamente. Über Rügen-Radio sprach man meistens mit dem Ersten Offizier, der an Bord für die medizinische Betreuung zuständig war, falls ein Arzt nicht mitfuhr. Wenn von diesem die Symptome dann geschildert wurden, hat der Arzt hier versucht, sich eine Diagnose zusammenzubauen, um dann an Hand dieses ganz einheitlichen Handbuches seine Anweisungen zu geben. Das kann man wohl nur in einer staatlich regulierten Seefahrt machen, unmöglich, wenn jeder kleine Reeder so etwas machen müsste.

Es gibt also viele Vorteile für manche staatliche Regulierung – denken Sie nur an dieses Possenspiel mit der Raucherei jetzt! Also, ich weiß nicht, aber unsere deutsche Kleinstaaterei – na ja, das ist kein Thema für heute.

Die medizinische Betreuung der Seeleute war also ein wesentlicher Gesichtspunkt. Damit ich eigene Erfahrungen sammeln konnte, bin ich 1961/62 selbst auch zur See gefahren. Ich habe dann aus eigener Erfahrung kennenlernen dürfen, was es bedeutet, wenn man viele tausend Seemeilen von zu Hause entfernt und völlig auf sich allein angewiesen einen Patienten zu betreuen hat und dann diese oder jene Unsicherheit auch als Arzt auf sich nehmen muss.

Ja, 1998 bin ich dann aus dem Universitätsdienst hier ausgeschieden. Seit 1995 habe ich bis zu diesem Jahr immer noch einen Lehrauftrag in Lübeck. Das will ich Ihnen noch ganz schnell erzählen. Also 1995 haben mich Lübecker Studenten hier in Rostock besucht, sie hatten folgendes Problem: Sie hatten als Zivilhelfer ein so genanntes „Ghana Village Project“ entwickelt und waren nach Ghana gereist, um dort in einem Dorf Entwicklungshilfe zu leisten. Es waren Studenten älterer Semester. Sie haben dort sehr rasch gemerkt, dass sie mit dem, was sie hier gelernt haben, nämlich mit der Hightech-Medizin, überhaupt nichts anfangen konnten. Das Dorf war weit entfernt, also einen Röntgenapparat oder dergleichen, das gab es alles nicht. Und auch das Krankheitsspektrum ist ein ganz anderes.

Dazu vielleicht nur einmal zwei Zahlen, die Ihnen das vergegenwärtigen sollen. Mit der Tropenmedizin verbindet man heute im Allgemeinen ja nur die Malaria, aber das macht nichts. Nur an diesem Beispiel: Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, dass es pro Jahr etwa 300-500 Millionen neuer Malariafälle gibt. 300-500 Millionen! AIDS steht heute allgemein ganz im Vordergrund des Interesses, aber es gibt weltweit „nur“ etwa 40 Millionen AIDS-Kranke. Sie sehen schon die Relation. Eine andere Zahl: Eine der schwerwiegendsten tropischen Wurmerkrankungen ist die Schistosomiasis, also der Befall des Menschen mit dem so genannten Adernegel. Davon sind in den warmen Ländern etwa 300 Millionen Menschen betroffen. Ich wollte Ihnen damit nur mit Bezug auf die bei uns im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden Erkrankungszahlen die Relationen aufzeigen.

Wegen des andersartigen Krankheitsspektrums in Ghana kamen also die Lübecker Studenten zu mir mit der Bitte um ein tropenmedizinisches Kolleg, dem dann auch vom dortigen Senat zugestimmt wurde.

Soweit ein ganz kurzer, knapper Überblick. Wenn Sie Fragen haben, werde ich versuchen, diese einigermaßen wahrheitsgemäß zu beantworten.

Diskussion

Protokoll und Transkription: Ute Eigenstetter, Normen Liebold, Kitty Schulz

Kurt Ziegler:

Einleitend möchte ich Folgendes bemerken. Die Tropenmedizin ist auf das engste mit Deutschland als Kolonialmacht verknüpft. Deutschland hatte sich ein fünfmal größeres Territorium angeeignet. Da gab es natürlich außergewöhnlich viele hier unbekannte Erkrankungen und man musste sich damit beschäftigen. Deutschland war führend auf dem Gebiet der Herstellung tropenmedizinischer Medikamente. Dann gab es hervorragende Tropenmediziner, wie zum Beispiel Robert Koch, der insgesamt acht Jahre gegen die Cholera, die Trypanosomiasis, also die Schlafkrankheit, und die Malaria gekämpft hat. Dann wurde 1901 noch das Tropeninstitut in Hamburg gegründet. All das waren hervorragende Vertreter der deutschen Tropenmedizin, die ja auch die einheimische Bevölkerung betraf. Denn man befürchtete natürlich die Übertragung von Infektionskrankheiten von der einheimischen Bevölkerung auf die Kolonialsoldaten, auf die Verwaltungsangestellten und so weiter. Da wurde enorm viel gute, lobenswerte Arbeit geleistet.

Daniel Kötzing:

Sie haben gesagt, dass Sie in Hamburg Ihr Diplom gemacht haben. Das fand ich doch erstaunlich, denn zu der Zeit sind doch auch ein Großteil der Akademiker, aber auch andere Menschen unter anderem über West-Berlin geflüchtet. Wie haben Sie dieses Vertrauen bei der SED geschaffen?

Kurt Ziegler:

Ich war nie ein Mitglied der SED. Als ich nach Hamburg ging, da hatte ich Rückenwind von Seiten der SED-Bezirksleitung, von meinem Chef in der Klinik, der mich für diese Zeit freigestellt hatte, ich hatte die positive Unterstützung der Direktion Schifffahrt, des medizinischen Dienstes des Verkehrswesens. Ich hatte nichts, das mich hier halten hätte können. Persönlich besaß ich nichts. Warum bin ich nicht in Westdeutschland geblieben? Erstens, ich hatte hier meine Mutter. Ich sagte schon, mein Vater war im Krieg geblieben und ich hätte meine Mutter unmöglich hier allein zurücklassen können. Das war ein wesentlicher Gesichtspunkt. Ein anderer wesentlicher Gesichtspunkt für mich war folgender: dieser Staat hatte mir die Ausbildung ermöglicht, er hatte mir das Studium ermöglicht, er hatte mir eine Perspektive geboten. Ich sah die Notwendigkeit hier ärztlich zu helfen. Ich bin immer nur als Mediziner unterwegs gewesen, nie als Politiker. Also, ich hätte es mit meiner Auffassung von Moral nicht vertragen, wenn ich hier alle diese Dinge über Bord geworfen hätte und einfach im Westen geblieben wäre. Ich hatte viele andere Möglichkeiten. Ich bin sehr viel ins westliche und südliche Ausland

gereist. Ich hätte überall, auch in späteren Jahren, bleiben können. Das stand für mich nie zur Debatte. Dabei muss ich noch einmal sagen, ich war weder informeller Mitarbeiter, noch war ich Mitglied der SED, noch war ich bis kurz vor meiner Berufung zum ordentlichen Professor im FDGB. Da musste ich dann eben in den FDGB eintreten, sonst wäre es nichts geworden. Mein Parteisekretär in der Klinik kam zu mir und hat dann gesagt: „Also wenn du jetzt da nicht eintrittst, dann können wir dir auch nicht mehr helfen.“ Dann bin ich also 1976 in den FDGB eingetreten. Also es gab sehr unterschiedliche Auffassungen. Man sagt heute, dass die allermeisten in den Westen gegangen wären, weil sie politisch unterdrückt wurden. Das stimmt definitiv nicht! Sie gingen wegen der besseren Lebensverhältnisse in den Westen. Das ist ja auch verständlich. Politisch unterdrückt wurden eigentlich nur die, die auf einen eklatanten Konfrontationskurs zur SED gingen.

Hilde Michael:

Sie haben uns geschildert, dass Sie auch in der DDR-Zeit in nichtsozialistisches Ausland reisen durften und sicherlich da auch zahlreiche Kontakte knüpfen konnten. Gab es dann irgendwelche Einschränkungen, wo Sie gesagt haben, ich muss damit leben oder wie sah im Prinzip Ihre wissenschaftliche Kommunikationsmöglichkeit aus?

Kurt Ziegler:

Es gab sehr enge Kontakte, sowohl, wie man damals sagte, in das sozialistische Lager als auch in das kapitalistische Lager. Die Zusammenarbeit war sehr gut. Sie wurde auch seitens der Universität sehr gefördert. Wir waren, glaube ich, eine derjenigen Universitäten in Deutschland, in der DDR überhaupt – jedenfalls wir von der Medizinischen Fakultät –, die die meisten Auslandskontakte hatten. Das war Herrn Prof. Dr. Klinkmann zu verdanken, der in dieser Hinsicht eine unwahrscheinliche Kommunikationsfähigkeit bewiesen hat und für die gesamte Klinik, nicht nur für mich, sehr, sehr viele Auslandskontakte vermittelte. Wir hatten auch Reisekader. Die Kontakte mussten natürlich immer, wenn wir jemanden eingeladen hatten, oder wenn wir selbst hinreisen wollten, auf einem ziemlich umständlichen Weg beantragt werden und dann wurden sie oft wieder abgelehnt. Aber das ging nicht nur mit Westkontakten so. Viel gravierender waren die Kontakte zur Sowjetunion. Wir hatten eine deutsch-sowjetische Freundschaft, das stand überall geschrieben. Ich habe eine Vielzahl von Kongressen, Tagungen mit internationaler Beteiligung während dieser vielen Jahre meiner Tätigkeit organisiert, und da gab es immer eine bestimmte Relation zwischen Vertretern aus dem Osten und Westen. Es mussten immer zwei Drittel aus dem Osten und ein Drittel aus dem Westen sein. Dann hatte ich viele Kontakte zu sowjetischen Kollegen – selbst am Marzinowski-Institut, das ist ein sehr berühmtes Tropeninstitut in Moskau, das älteste Tropeninstitut überhaupt, schon 1840 gegründet – und die hat

man dann versucht einzuladen, weil es auch da viele interessante Dinge gab. Im Süden der Sowjetunion gab es beispielsweise enorme tropenmedizinische Probleme beim Bau des Amur-Darja-Kanals. Es war grotesk, was da stattgefunden hatte. Die hatten jedenfalls große Erfahrungen und da hat man sie eingeladen und das im Programm ausgedruckt. Dann wurde der Kongress begonnen und siehe da, es kam ein Vertreter aus der Sowjetunion – nicht jedoch der, den wir eingeladen hatten, sondern irgendeiner, der mit dem Thema gar nichts anzufangen wusste und der dann irgendeinen Vortrag hielt, der dann auch gar nicht in die Tagung passte.

Heiko Marski:

Sie haben selbst gesagt, dass Sie im Tropeninstitut sitzen! Welche Rolle spielte damals auch in der medizinischen Forschung alternative Medizin, so zu diesem Thema, wie zum Beispiel Ayurveda oder Chi Gong, womit ja auch Milliarden von Menschen behandelt werden – erfolgreich –, die sich ja bis heute nicht wirklich durchsetzen konnten. Welche Rolle spielte das in der Forschung?

Kurt Ziegler:

Ich habe längere Zeit in China gearbeitet und dort zum ersten Mal Akupunktur und Akupressur kennen gelernt. Und ich war erstaunt, was man damit alles machen kann. Bei uns hat es keine Rolle gespielt – überhaupt nicht, keine dieser Naturheilverfahren hat hier eine Rolle gespielt. Ich weiß nicht, ob es irgendwo im ganz Kleinen diesen oder jenen gegeben hat, der sich dafür besonders interessierte, aber im Großen und Ganzen spielte es zur Zeit der DDR keine Rolle. Das lag einmal daran, dass wir keine auf diesem Gebiet ausgebildeten Leute hatten. Wir waren bei dem Ärztemangel, den wir ständig hatten, froh, wenn wir das bedienen konnten, was die tägliche Routine eben erforderte.

Sven Lübbe:

Was waren Ihre Forschungsfelder und welche Arten der Krankheiten haben Sie erforscht?

Kurt Ziegler:

Sie müssen erst einmal davon ausgehen, dass es auf dem Gebiet der DDR, zu der Zeit, als ich mit der Tropenmedizin begann, überhaupt keine Tradition auf diesem Gebiet gab. Die Tropenmedizin war in den fünfziger Jahren streng lokalisiert auf das Tropeninstitut in Hamburg, das ging noch auf die Vorkriegszeit zurück. Zweitens: die Arzneimittelindustrie, die in der Forschung und der Medizin eine große Rolle spielte, hatte in der DDR keine Tradition auf tropenmedizinischem Gebiet. Wir hatten keine Basis auf dem Arzneimittelsektor, der eine ganz entscheidende Rolle spielt. Wir mussten ja zunächst einmal alles dran setzen, diejenigen Leute, die zu uns kamen – das waren sehr, sehr viele Ausländer: Vietnamesen,

Kambodschaner, Südamerikaner, die hier ihre Ausbildung durchliefen, die hier ihre Arbeit fanden –, und das war gesetzlich vorgeschrieben in der DDR, zu untersuchen und notfalls zu behandeln. Um sie aber zu untersuchen, konnte man beispielsweise bei parasitologischen Untersuchungen mit mikroskopischen Verfahren dienen, aber was wir nicht hatten und nicht konnten, waren serologische Untersuchungsverfahren, denn die Antigene, die man dazu benötigt, waren und sind sehr teuer. Die müssen von weither importiert werden, zum Beispiel das Pasteurinstitut in Paris stellt solche Dinge her für viel Geld. Und meine Aufgabe hier war es, gerade auf diesem Sektor solche Diagnostika zu entwickeln. Das haben wir auch gemacht und zwar vorzugsweise. Unser Forschungsthema war gemeinsam mit der Brown University in Providence, in den USA, die Erforschung bestimmter diagnostischer und therapeutisch relevanter Zusammenhänge bei der Schistosomiasis, also bei der Bilharziose, einer sehr weit verbreiteten und sehr gefährlichen Tropenkrankheit.

Catharina Trost:

Ich würde gern auf die Jahre 1953 und 1956 zurückkommen und fragen, wie Sie die erlebt haben.

Kurt Ziegler:

Also 17. Juni 1953. Ich bedaure Ihnen mitteilen zu müssen, dass ich hier keine Heldentaten berichten kann. Ich war in Rostock mitten im Physikum. Am 17. Juni hatte ich Physiologie bei Professor Wacholder,² einem ganz strengen Mann, und ich wohnte damals in der Nähe der Klosterbachstraße und bin durch den Barnstorfer Weg runter zur Anatomie gegangen. Die Stadt war an diesem Tag, einem wunderschönen Tag, ich erinnere mich daran ganz genau, wie ausgestorben. Es waren kaum Menschen auf der Straße, es fuhren dann in die Richtung Doberaner Straße ein paar sowjetische Panzer – das war alles, was ich gesehen habe. Als Student habe ich eigentlich nichts bemerkt. Aber der Grund war folgender: im März 1953 war Stalin gestorben und damit hatten wir alle gehofft, dass es irgendwelche Erleichterungen geben würde, denn der politische Druck war stark und auch unter uns Studenten rumorte es natürlich ständig. Das hat sich nicht erfüllt, sondern es wurden die Arbeitsnormen erhöht. Das war dann letztendlich der letzte Auslöser für diese Unruhen, aber 1953 ist mir noch in anderer Erinnerung geblieben. Erstens, das leibliche Wohl spielt ja auch immer eine Rolle. 1953 wurde in Rostock die Fischrationierung aufgehoben, weil die Fischfangflotte in Marienehe so aufgebaut wurde, dass ausreichend Fisch für die Bevölkerung zur Verfügung

² Prof. Dr. Kurt Wacholder (1893-1961), Catalogus Professorum Rostochiensium:
http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001093

stand. Also brauchte man sie nicht mehr auf Lebensmittelkarten zu kaufen. Zweitens wurden 1953 die lästigen Stromabschaltungen am Abend beendet. Bis dahin hatte man am Abend ein bis zwei, drei Stunden keinen Strom und musste also bei Kerzenlicht studieren. Das ist ganz romantisch, aber auf die Dauer gesehen, naja. Etwas, was wir natürlich auch wahrgenommen haben als Studenten, weil das diskutiert wurde: 1953 wurde Walter Ulbricht erster Sekretär der SED.

Heiko Marski:

Mich würde interessieren, was sie von Ulla Schmidts Gesundheitsreform halten?

Kurt Ziegler:

Ich möchte gern noch etwas sagen, dass vielleicht prinzipiell wichtig ist. Heutzutage ist immer von einem Job die Rede, kaum jemand hat noch einen Beruf. Bitte überlegen Sie sich mal den tieferen Sinn dieser beiden Aspekte. Beruf hat etwas mit Berufung zu tun. Ich habe viel gearbeitet, nicht nur ich. Als wir junge Assistenten waren, da wurde in den Jahren 1956-61 die Klinik in der Schillingallee, damals Leninallee, gebaut. Wir haben dort sowohl als Studenten als auch als junge Ärzte gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet. Nicht nur in der Klinik, sondern wir haben beispielsweise die Auffahrt geschippt, wir haben regelmäßig Subotniks, so nannte man es damals, gemacht. Wir haben für unsere Klinik gearbeitet, ohne auch nur im Geringsten daran zu denken irgendetwas bezahlt zu bekommen. Wenn ich seinerzeit in den Dienst ging, dann begann der am Freitagvormittag in der Früh um 7 Uhr und endete am Montagabend, wenn man seine Arbeit erledigt hatte und das war meistens spätabends. Kein Mensch hat das als besonders bedrückend angesehen oder hätte sich davon finanzielle Vorteile erwartet. Es gab eine gewisse Zulage für den Sonntagsdienst, aber das war minimal.

Heute ist das anders. Heute wird für jede Kleinigkeit bezahlt oder soll bezahlt werden. Das hängt auch damit zusammen, dass man einen Job ausübt, für den man berechtigterweise Geld erwartet und keinen Beruf mehr ausübt, in dem man selbst aufgeht und von dem man überzeugt ist, dass er sinnvoll ist, dass man anderen nützlich ist.

Daniel Münzner:

Obwohl Sie lange nicht in der Partei waren, konnten Sie trotzdem relativ ungehindert arbeiten. War das ein Phänomen der Tropenmedizin? Wie haben das Ihre Kollegen erlebt? Und wie hat sich die Dritte Hochschulreform auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

Kurt Ziegler:

Zur Zeit der Dritten Hochschulreform von 1968/69 bin ich gerade Dozent geworden. Diese Dritte Hochschulreform bestand im Wesentlichen darin, dass die

Struktur der Universität komplett verändert wurde. Der Senat wurde aufgelöst, es gab einen wissenschaftlichen Rat und einen gesellschaftlichen Rat. Die Fakultäten wurden entmachtet. Die Fakultäten hatten praktisch nur noch die Aufgabe der Graduierung und stattdessen entstanden die Sektionen. Ich glaube, es waren 17 Sektionen an unserer Universität und der Bereich Medizin. Diese Sektionen und der Bereich Medizin wurden jeweils von einem Direktor geleitet, der nicht gewählt wurde und auch nicht durch Ausschreibung, die gab es überhaupt nicht, gewonnen wurde, sondern er wurde von der SED eingesetzt. Die Dritte Hochschulreform hatte die Aufgabe – unter dem damals in der DDR weit verbreiteten Slogan: „Überholen ohne Einzuholen“ – das Weltniveau zu erreichen. Danach strebten wir ja immer, aber das ist uns ja nie so recht gelungen. Und dann wollte man mit der Dritten Hochschulreform eine engere Kooperation zwischen Wissenschaft und Wirtschaft erreichen, denn damals hinkte natürlich das wirtschaftliche Ergebnis stark hinter den Erwartungen her.

Nun was die Reisetätigkeit und meine eigene Tätigkeit anbelangt, so kann ich das auch wieder nur aus meinem Bereich sagen. Es gab in dem Bereich der Inneren Medizin keinesfalls nur mich als Nicht-Parteimitglied. Es gab eine ganze Reihe an Nicht-Parteimitgliedern, die auch Professoren wurden. Es stimmt nicht, wenn man sagt, es ist alles nur unter dem Aspekt möglich gewesen, wenn man selbst weißgottwie parteipolitisch aktiv war. Es stimmt einfach nicht, sondern wenn man sich loyal verhielt und nicht unmittelbar gegen den Stachel löckte, dann konnte man schon durchaus seine eigene Laufbahn verfolgen. Es gab etwas an unserer Klinik, das nicht an allen Universitätskliniken vorhanden war: unseren Chef, meinen Chef, Herrn Prof. Gülzow, Klinikdirektor und übrigens auch parteilos, aber ein sehr anerkannter Gastroenterologe, dessen Stimme in den Parteigremien durchaus Gewicht hatte und der uns Assistenten politische Aufgaben oder Bedrängnis weitgehend vom Halse hielt. Also, Sie sehen, ich bin ein „Revolutionär“.

Christian Hall:

Sie haben ja gesagt, Sie seien ein Revolutionär, waren Sie das auch schon als Student? Sie haben die Studenten in Romantiker und Realisten eingeteilt. Inwieweit änderte sich die Zusammensetzung der Studentenschaft im Zuge der Dritten Hochschulreform?

Kurt Ziegler:

Also bitte nehmen Sie das nicht ganz so wörtlich mit dem Revolutionär. Ich bin eigentlich ein ganz ruhiger Mensch, nur manchmal da brause ich auch auf, wenn es zu doll kommt. Tatsächlich hatte ich auch so manche Nackenschläge. Ich will Ihnen zwei oder drei erzählen. Als Student – ich war im zweiten Studienjahr und hatte ein ganz gutes Zwischenexamen abgelegt –, da gab es in meinem Semester

zwei Damen, zwei Kommilitoninnen, die das Sagen hatten und die dann auch weiterberichteten an andere Dienststellen. Jedenfalls konnte ich als Student meinen Mund auch nicht immer halten und habe zu manchen Dingen auch das gesagt, was ich dachte, was man nicht immer tun soll. Immerhin habe ich es damals, als junger Mensch ist man impulsiver, auch gesagt und die Folge war, dass ich damals nach dem zweiten Semester kein Leistungsstipendium mehr bekam. Ich stand also fast ohne Geld da und mir hat dann die Anatomie weitergeholfen. Ich war immer schon begeistert von der Anatomie. Das war übrigens das einzige Fach, das in den ersten beiden Semestern mit der Medizin überhaupt etwas zu tun hatte. Sonst gab es nur Chemie und Gesellschaftswissenschaften und Biologie und so etwas. Das interessierte mich alles nicht so sehr. Ich habe dann also in der Anatomie als Pflichtassistent, als Hilfsassistent sagen wir besser, gearbeitet und mir da dann über ein oder zwei Jahre das, was ich zum Leben brauchte, erarbeitet. Ich habe das verbunden mit meiner medizinischen Ausbildung. Ich habe in der Anatomie für die Medizin viel gelernt.

Ein zweites Beispiel: ich fuhr als Schiffsarzt, und auf jedem Schiff gab es zu meiner Zeit, das war also 1961 und 1962, einen Politoffizier. Es gab an Bord Clubabende. Da waren die Bordparteiorganisation, die Bord-FDJ-Organisation, die Bordgewerkschaftsleitung und so weiter vereinigt. Man musste da dies und jenes auch sagen, und es war gerade die Zeit 1962, als die Wehrpflicht in der DDR eingeführt wurde. Die Vorgeplänkel waren also während meiner Seereise und ich habe dann bei diesen Clubabenden an Bord überhaupt keinen Hehl daraus gemacht, dass ich das nicht für gut halte, denn ich oder wir als Kriegsgeneration hatten damals alle einen Spruch, den wir gelernt hatten aus eigener Erfahrung. Sie können sich das gar nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn man unter Beschuss gerät, wenn Bomben fallen und wenn Tote um Sie herum liegen. „Nie wieder Krieg!“ Das war das, was jeder von uns wollte und auch zum Ausdruck brachte. Nun ich war also so pazifistisch gesinnt und habe das an Bord und bei diesen Clubabenden auch zum Ausdruck gebracht – auch öffentlich zum Ausdruck gebracht. Und als wir dann zurückkamen, da hatte ich dann hier ein sehr, sehr ernstes Kaderngespräch mit der Parteileitung in der Klinik, denn mein Politoffizier an Bord hatte das natürlich weitergetragen und da gab es hier eine große Parteiversammlung, und da musste ich Rede und Antwort stehen. Ich hatte großes Glück, dass ich da ungeschoren davon gekommen bin.

Also das sind so kleine Erlebnisse am Rande. Eines möchte ich noch hinzufügen. Wir lagen vor Westafrika vor Accra, der Hauptstadt von Ghana, da kam der Board-Health-Officer an Bord. Ich hatte als Arzt die Einklarierungsaufgaben an Bord, was den medizinischen Bereich angeht, zu erledigen, das Ganze ging auf Englisch vor sich und er war so ein sehr gut aussehender, weißhaariger Ghanaer. Der Politoffizier hatte überall seine Ohren und als wir am Ende dieser Einklarierung waren, da sagte dieser Ghanaer plötzlich auf Deutsch: „Auf Wiederse-

hen, Kaiser war gut.“ Da haben wir ihn dann gefragt, wie das denn komme und er erzählte, er sei ein Stammesangehöriger der Ewe, der in Togo beheimatet war. Togo war ja bis zum Ersten Weltkrieg eine deutsche Kolonie, war dann geteilt worden in einen französischen Teil und einen englischen Teil und daher konnte er also noch ein bisschen Deutsch. Dann erzählte er noch von der geschaffenen Infrastruktur, dass zur Kaiserzeit Eisenbahnen gebaut wurden und Anderes. Das brachte der Politoffizier bei dieser Auseinandersetzung vor der Parteileitung dann auch zur Sprache. Aus diesen Beispielen mögen Sie meine Rolle als „Revolutionär“ ersehen. Für Ihre Aufmerksamkeit bedanke mich.

Kersten Krüger:

Wir haben einen Fachmediziner erlebt, der sowohl das Fach souverän beherrscht, als uns auch vermitteln konnte, dass ein hohes Maß an ethischer Orientierung im medizinischen Bereich notwendig ist. Es geht nicht um Kapital, es geht um Menschen. Wir sind bereichert und sagen herzlichen Dank.

Kurt Ziegler:

Viel Freude noch bei Ihrem Seminar!

Arndt, Ernst-Albert 137-161
Bockhahn, Steffen 268
Brose, Antje 149
Brunner, Juliane 250
Eigenstetter, Ute 349, 363
Engel, Wolfgang 291-315
Guntau, Martin 230-257
Hall, Christian 316, 336
Heidorn, Günter 19-43
Jachomowski, Ines 117
Kapischke, Jenna 149
Kietzmann, Ronny 162, 179
Koritki, Jan 149
Kötzing, Daniel 106, 117
Krey, Anne 90
Kristen, Helmut 192-227
Krüger, Kersten 7, 31, 250, 299, 336
Leder, Sebastian 213
Liebold, Normen 363
Lübbe, Sven 31
Maeß, Gerhard 44-77
Meinl, Gerhard 164-189
Michael, Hilde 228, 260
Moll, Georg 258-288
Münzner, Daniel 11, 316
Pätzold, Horst 10, 107-136
Pauer, Christian 71
Reißmann, Daniel 289, 299
Schäfer, Gina 10
Schulz, Kitty 363
Strothotte, Thomas 5
Trost, Catharina 71
Tschirschwitz, Lars 162, 179
Voigt, Peter 320-348
Wahrmann, Carl Christian 190, 213
Wedel, Christian 250
Wildenhain, Günther 78-104
Ziegler, Kurt 351-369
Zülich, Annika 90

